This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

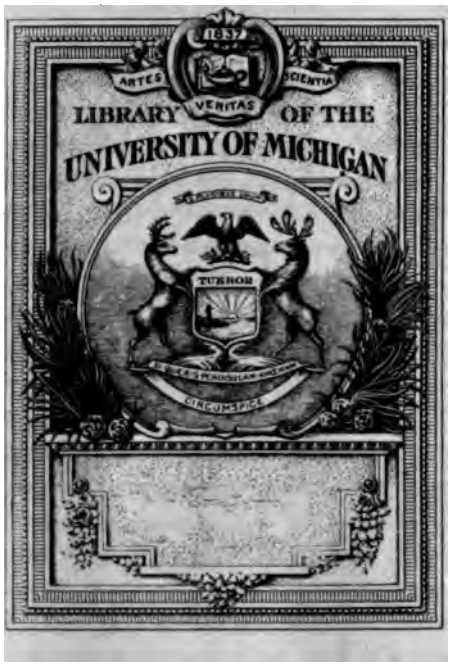
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,285,126


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

DIE BALKANPOLITIK ÖSTERREICH-UNGARNS

SEIT 1866

ERSTER BAND

DIE BALKANPOLITIK ÖSTERREICH-UNGARNS SEIT 1866

VON

THEODOR VON SOSNOSKY

ERSTER BAND

MIT ZWEI KARTEN UND EINEM ANHANG

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART UND BERLIN 1913

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1913
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Lit. Com (Hist. Sect)
Harvard
11-26-28
17597
2v.

INHALTSÜBERSICHT

Seite

Vorwort VII

Erster Abschnitt: **Rückblicke**

I. Die Angriffskriege der Türken, 1526—1718 3
II. Die Verteidigungskriege der Türken, 1719—1792 15
III. Von Kaunitz bis Beust, 1792—1866 42
1. Der serbische Aufstand 43
2. Die griechische Frage 49
3. Konservierungspolitik 53
4. Der neue Kurs 59
5. Österreich im Krimkriege 63

Zweiter Abschnitt: **Der Aufstand der Bocchesen** 69

Dritter Abschnitt: **Die bosnische Frage**

I. Nach 1866 95
II. Vor dem Sturm 101
III. Die Zustände in Bosnien und in der Herzegovina 106
IV. Sturmboten 119
V. Österreich und Bosnien 127
VI. Andrássys Balkanprogramm 140
VII. Beschwichtigungsversuche 144
VIII. Von Reichstadt nach Konstantinopel 150
IX. Österreich-Ungarn und Rußland 159
X. Andrássys Balkanpolitik und die Volksvertretungen 170
XI. Der Berliner Kongreß 179
XII. Vor dem Einmarsch 187

Vierter Abschnitt: **Die Okkupation**

I. Der Schauplatz der Okkupation 197
II. Die Streitkräfte der Insurgenten 201
III. Die militärischen Vorbereitungen Österreich-Ungarns 204
IV. Die Mittelkolonne 208
V. Die rechte Kolonne 215
VI. Die linke Kolonne 222
VII. In der Herzegovina 226
VIII. Der Marsch auf Sarajevo 230
IX. Die Einnahme von Sarajevo 235

Seite

X. Neugruppierung der Streitkräfte 240
XI. In der Posavina und Župa 242
XII. Wieder in der Herzegovina 248
XIII. In Südbosnien 257
XIV. In Nordwestbosnien 259
XV. Heimkehr 269
XVI. Resumé 271

Anhang

I. Denkschrift des Feldmarschalls Grafen Radetzky vom 30. August 1856 289
II. Ordre de bataille der Okkupationstruppen, Anfang August 1878 291

Personenregister 295

Vorwort

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist: eine übersichtliche, zusammenhängende Darstellung des Anteils zu geben, den das Habsburgerreich an der Orientalischen Frage vom Jahre 1866 an bis zur jüngsten Balkankrise genommen hat.

Da der ursächliche Zusammenhang der Ereignisse aber nicht voll zur Geltung käme, die Übersichtlichkeit darunter litte und die ganze Darstellung sozusagen in der Luft hinge, wenn ihr der historische Hintergrund fehlte, so sah ich mich bemüßigt, in der Geschichte Österreichs, soweit sie hier in Betracht kommt, Rückschau zu halten und deren Ergebnis dem eigentlichen Thema vorauszusenden. Es sollte zwar nur eine Einleitung werden, aber bei der überwältigenden Fülle der Ereignisse wuchs mir der Stoff unter der Feder, und es wurde ein ganzer Abschnitt daraus, die „Rückblicke". Die vorliegende Arbeit umfaßt somit alle wichtigern Ereignisse, die sich im nahen Orient von der Schlacht bei Mohács (1526) bis auf den Frieden von Bukarest (1913) zugetragen haben, soweit unsere Monarchie dabei in Mitleidenschaft gezogen war.

Wenn ich den Titel des Werks trotzdem mit dem Zusatz „seit 1866" versehen habe, so ist dies geschehen, weil er mir ohne ihn zu anmaßend geklungen hätte; sind die Ereignisse v o r diesem Jahre ja doch nur summarisch als „Rückblicke" behandelt worden.

Außer diesen „Rückblicken" enthält der erste Band meines Buchs die Darstellung der Balkanvorgänge bis zur Beendigung der Okkupation Bosniens und der Herzegovina im Herbst 1878. Der zweite Band wird sich mit den Nachwehen der Okkupation, der Annexionskrise von 1908/09 und den jüngsten Ereignissen befassen.

Kritischen Lesern wird vielleicht eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung des Stoffes auffallen: die diplomatischen Aktionen werden nur knapp erörtert, die militärischen dagegen sehr ausführlich. Diese Verschiedenheit hat aber ihre guten Gründe:

Daß ich gewisse Partien der diplomatischen Balkangeschichte nur so weit erörterte, als es für den Zusammenhang und das Ver-

ständnis der Darstellung unerläßlich war, geschah im Hinblick auf die erschöpfende Behandlung, die diesen Abschnitten schon von anderer Seite zuteil geworden ist. Das trifft besonders bei der Krimkrise und dem diplomatischen Minenkriege zu, der der Okkupation Bosniens vorausgegangen ist.

Was die Krimkrise betrifft, so konnte sie schon deshalb nur knapp besprochen werden, weil sie noch zu dem summarischen Abschnitt „Rückblicke" gehört; hiervon abgesehen, schien mir dies schon durch das Vorhandensein eines so ausführlichen und vortrefflichen Werks geboten, wie es „Der Krimkrieg und die österreichische Politik" von Heinrich Friedjung ist. Angesichts dieses Werks dasselbe Thema ausführlich behandeln zu wollen, hielt ich nicht nur für überflüssig, sondern für ein törichtes Wagnis. In noch höherem Grade gilt dies von den erwähnten diplomatischen Verhandlungen vor der Okkupation, die in Eduard v. Wertheimers gehaltvoller Andrássybiographie eine so eingehende Erörterung erfahren haben, wie sie eben nur ein Autor geben konnte, dem so ergiebige und besondere Quellen zur Verfügung standen wie ihm. Jeder Versuch, eine ausführliche Darstellung dieser Vorgänge zu geben, liefe daher, soweit es sich um die Tatsachen handelt, Gefahr, zum Abklatsch zu werden, selbst wenn man im übrigen den politischen Standpunkt Wertheimers nicht teilt, wie dies bei mir der Fall ist. Dieser Gefahr aber wollte ich mich nicht aussetzen.

Was mich anderseits, im Gegensatze hierzu, veranlaßt hat, den militärischen Teil unserer Balkanpolitik so ausführlich zu behandeln, war der Umstand, daß ich auf diesem Gebiete nicht nur sicher bin, keine Wiederholung zu geben, sondern hoffen darf, damit eine Lücke zu füllen; denn so überreich die Literatur über die diplomatische Geschichte der österreichischen Balkanpolitik ist, so armselig ist die militärische; abgesehen natürlich von der rein fachlichen Literatur, die hier nicht in Betracht kommt. Ein Buch, das die Okkupation Bosniens im Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte der österreichischen Balkanpolitik ausführlich behandeln würde, ist, wenigstens in deutscher Sprache, meines Wissens noch nicht geschrieben worden. Nicht zu reden vom Bocchesenaufstande des Jahres 1869, der außerhalb der militärischen Kreise der Monarchie so gut wie unbekannt geblieben ist, wiewohl er besondere Beachtung verdiente, nicht nur als Vorspiel der kommenden Ereignisse, sondern als geradezu typisches Beispiel für die gewisse leisetretende Hofratspolitik, die in Österreich

endemisch geworden ist. Ich habe dieser Episode darum auch einen besondern Abschnitt gewidmet.

Sollte jemand gegen diese starke Betonung des militärischen Moments in einem Buche über Politik Bedenken erheben, so erinnere ich ihn daran, daß der Krieg bekanntlich nichts anderes ist als „die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln". Im übrigen kann ich auf ein berühmtes Beispiel verweisen, auf Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", dessen zweiter Band fast ausschließlich der Darstellung des Krieges von 1866 gewidmet ist.

Außer dem eben erwähnten Grunde war es aber noch ein zweites Moment, das mich bewog, die diplomatischen Verhandlungen den militärischen Vorgängen unterzuordnen: ihre ungleich geringere historische und praktische Bedeutung. Wäre ich hiervon nicht schon früher durchdrungen gewesen, so hätten mich die jüngsten Balkanereignisse überzeugen müssen. Sie haben der Diplomatie Europas ein Armutszeugnis ausgestellt, wie es kläglicher kaum mehr gedacht werden kann, und die Rückkehr der Türken nach Adrianopel hat dazu den Schlußpunkt gesetzt. Die eingehende Beschäftigung mit den historischen Vorgängen der Orientalischen Frage, wie sie die vorliegende Arbeit mit sich brachte, hat mich in dieser Auffassung nur bestärken können. All diese Pourparlers und Protokolle, diese Konventionen und Konferenzen, dieser ganze umfangreiche und prätentiöse Apparat, mit dem die Diplomatie ihr tückisches Ränkespiel in Szene zu setzen liebt, steht im umgekehrten Verhältnis zu seiner Leistungsfähigkeit und praktischen Bedeutung. All diese wichtigtuenden Aktionen sind in Wahrheit nur große, schillernde Seifenblasen, die beim ersten Anhauch des heraufziehenden Kriegsgewitters spurlos zergehen. Und die diplomatischen Verträge, was sind sie anderes als beschriebenes oder bedrucktes Papier! Der erste Sturmstoß reißt es dem aus der Hand, der darin einen Schatz zu halten glaubt, und wirbelt es, in Atome zerrissen, in die Lüfte fort, als wäre nie eines vorhanden gewesen. Nicht am Konferenztische werden die Geschicke der Völker und Staaten entschieden, wie die Diplomaten in ihrem Selbstbewußtsein wähnen, sondern auf dem Schlachtfelde. Nicht mit der Feder wird die Weltgeschichte geschrieben, sondern mit dem Schwert, und nicht mit Tinte, sondern mit Blut.

Auch die bedeutendsten Staatsmänner danken ihre Erfolge fast ausschließlich den Waffen. Selbst ein Bismarck wäre nie auch nur

annähernd zu seiner historischen Größe herangewachsen, wenn ihm nicht Kaiser Wilhelm, Roon und Moltke zur Seite gestanden wären und mit Hilfe des ausgezeichneten Heeres seine großen Gedanken in große Taten umgesetzt hätten. Ohne sie wäre er bei all seinem Geist und all seiner Energie ruhmlos im Dunkel verschwunden wie andere Minister a. D. und hätte sich wie Kaiser Josef II. mit dem bittern Troste bescheiden müssen, Großes nur gewollt zu haben.

Denn aller historische Ruhm ist seit Menschengedenken bis heute immer nur der Widerschein des Glanzes siegreicher Schwerter und Bayonette gewesen.

*

Für die gütige Erlaubnis, die bisher noch unveröffentlichte Denkschrift des Feldmarschalls Grafen Radetzky vom 30. August 1856 in diesem Buche zu publizieren, sage ich dem Direktor des k. u. k. Kriegsarchivs, Seiner Exzellenz dem Herrn Geheimen Rat Seiner Majestät, General der Infanterie Emil Woinovich v. Belobreska, an dieser Stelle meinen ergebensten Dank.

Wien, 8. September 1913.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt:

Rückblicke

I

Die Angriffskriege der Türken
1526—1718

Der Beginn der sogenannten „orientalischen Frage" datiert eigentlich sehr weit zurück, viel weiter, als man anzunehmen pflegt. Man betrachtet sie in der Regel als ein politisches Problem des 19. und 20. Jahrhunderts; aber genau genommen ist dieses Problem schon lange vorher entstanden, und man darf getrost behaupten, der Keim dazu sei schon zur selben Stunde gelegt worden, da das erste Türkenheer europäischen Boden betrat. Von dieser Stunde an begann der Kampf zwischen Morgenland und Abendland; nur hatte er damals freilich einen wesentlich andern Charakter als später.

Vom Jahre 1357 an, da die Osmanen über die Dardanellen setzten und auf dem thrazischen Chersones festen Fuß faßten, bis zu den Tagen Eugens von Savoyen befand sich das Abendland in der Defensive, war es seinerseits eine Abwehr des Morgenlandes, von dem es sich in seinem Besitz, seiner Kultur und seinem Glauben schwer bedroht sah. Was sich zu jener Zeit zwischen beiden abspielte, war im Grunde nur eine Wiederholung der Kämpfe, die sich tausend Jahre vorher während der großen Völkerwanderung zugetragen hatten, denn das Eindringen der Osmanen in Europa war ja nichts anderes als ein, allerdings sehr verspäteter, Nachschub dieser Völkerwanderung, ebenso wie es im 13. Jahrhundert der Einfall der Tataren gewesen war.

Dieser ursprünglich defensive Charakter des Kampfes gegen die Türken verlor sich aber allmählich, seit es dem Prinzen Eugen gelungen war, das habsburgische Banner auf den Zinnen von Belgrad aufzupflanzen, und Abendland und Morgenland tauschten ihre Rollen: aus den Verteidigern wurden die Angreifer, aus den Angreifern die Verteidiger; nicht mit einemmal natürlich, denn der Eroberungsdrang der Türken kam gelegentlich auch später noch zum Durchbruch. Schließlich aber erlosch er oder vermochte sich

wenigstens nicht mehr geltend zu machen, und die Osmanen sahen sich ausschließlich auf die Abwehr angewiesen. Nur mehr mit äußerster Mühe vermochten sie sich in Europa zu behaupten, so daß ihnen zuletzt von allen ihren Eroberungen bloß noch Konstantinopel und ein bescheidenes Stück Hinterland übrigblieb; ein dürftiger Rest des riesigen Ländergebiets, das sie einst beherrscht hatten. Und auch diese letzte Zufluchtsstätte hätten sie aus eigener Kraft nicht zu halten vermocht, wenn es ihnen nicht durch die Eifersucht und Habgier des Abendlandes ermöglicht worden wäre.

In der ersten dieser beiden Phasen des Kampfes zwischen Abendland und Morgenland lautete die Antwort Europas auf die orientalische „Frage": Vertreibung; in der zweiten: Zertrümmerung und Aufteilung. In der ersten war es Österreich, das an der Spitze des Kampfes stand, in der zweiten Rußland.

*

Der Anfang einer historischen Bewegung läßt sich aus naheliegenden Gründen für gewöhnlich noch weniger genau feststellen als das Ende. Es gibt aber Ausnahmen. Eine solche bildet der Zeitpunkt, zu dem die orientalische Frage in ihrem ursprünglichen Sinne für Österreich oder, genauer gesagt, für das Haus Habsburg ein politisches Problem zu werden begann.

Diesen Zeitpunkt kann man nämlich, wenn man gerade will, sogar auf den Tag genau festsetzen: es ist der 29. August 1526, an dem König Ludwig II. von Ungarn auf dem Schlachtfelde von Mohács Krone und Leben verlor. Da er keine Leibeserben hinterließ, wurde der Gatte seiner Schwester Anna, Erzherzog Ferdinand von Österreich, der Bruder Kaiser Karls V., zum König von Ungarn gewählt, womit dieses Land an das Haus Habsburg fiel und aufhörte, ein selbständiges Königreich zu sein.

König Ferdinand vermochte seinen neuen Besitz aber nicht ungehindert anzutreten, denn in Johann Zápolya fand er einen Widersacher, der ebenfalls die Stefanskrone für sich beanspruchte und einen großen Teil des ungarischen Adels hinter sich hatte. In dem Kampfe, der zwischen den beiden Prätendenten entbrannte, rief Zápolya die Hilfe Sultan Suleimans II. an, der diese Gelegenheit, seine Macht zu erweitern, nicht unbenutzt lassen wollte und 1529 mit einem zahlreichen Heer in Ungarn eindrang, um dieses Land König Ferdinand streitig zu machen.

Damit begann ein Kampf zwischen dem Hause Habsburg und den Türken, der, wenn auch mit häufigen Unterbrechungen, nahezu zweihundert Jahre dauern sollte und bei dem Ungarn mit seinen Nebenländern (Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien) den heiß umstrittenen Zankapfel bildete.

Die Habsburger kämpften dabei bloß um ihr gutes Recht auf diesen Besitz, und wenn sie sich diesen von ihren Gegnern auch erst erobern mußten, so kann man die Kriege, die sie darum führten, doch nicht als Eroberungskriege im herkömmlichen Sinne bezeichnen; sie wollten nur haben, was ihnen von Rechts wegen zukam, nicht mehr; vorläufig wenigstens.

Zunächst waren sie ganz auf die Abwehr beschränkt. Suleiman rückte in Ungarn unaufhaltsam vor, bemächtigte sich Ofens und erschien im Herbst sogar vor Wien. An den festen Mauern der von Graf Nikolaus Salm tapfer verteidigten Residenz brach sich aber der Anprall der osmanischen Heeresfluten, und diese mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Dasselbe Schicksal erlitt ein anderes Türkenheer drei Jahre später vor der kleinen Festung Güns in Westungarn nahe der steirischen Grenze, die, obwohl nur von 700 Mann unter Nikolaus Jurisics verteidigt, nicht weniger als dreizehn Stürme des ungeheuer übermächtigen Türkenheeres erfolgreich abwies, so daß dieses die Belagerung entmutigt aufgab.

Aber so ruhmvoll diese Erfolge für die habsburgische Sache auch waren, so hatten sie doch nur defensiven Charakter und vermochten das Kriegsglück nicht zugunsten Ferdinands zu wenden.

Nach zwölf Jahren wechselvollen Kampfes mußte er sich im Frieden von Großwardein, 1538, dazu bequemen, Zápolya im Besitze des größten Teils von Ungarn zu lassen, wofür ihm nach dessen Tode der volle Besitz des Landes gegen eine Entschädigung an dessen Nachkommen zugestanden wurde.

Als Johann Zápolya aber 1540 starb, wollten die Vormünder seines noch jugendlichen Sohnes Johann Siegmund von der Erfüllung dieses Vertrags nichts wissen, und der Krieg entbrannte von neuem.

Damit war auch für Suleiman wieder ein Anlaß gegeben, sich in den Streit zu mengen, und diesmal begnügte er sich nicht damit, die Partei Zápolyas gegen König Ferdinand zu ergreifen, sondern blieb im Lande und machte Ofen zum Sitz eines Paschas. Den jungen Zápolya fertigte er mit der Überlassung Siebenbürgens ab.

Nicht genug daran, daß Ferdinand von dem Lande, dessen rechtmäßiger König er war, nur einen bescheidenen Teil in seinem Besitze hatte,[1]) sah er sich, um nicht auch diesen einzubüßen, noch genötigt, dem Sultan dafür einen jährlichen Tribut von 30000 Dukaten zu versprechen.

Da Johann Zápolyas Witwe ihm einige Jahre später Siebenbürgen abtrat (1551), was Suleiman nicht gelten lassen wollte, brach der Krieg von neuem aus und dauerte bis zum Jahre 1562, ohne am Besitzstande etwas Wesentliches zu ändern.

Im Jahre 1564 starb Ferdinand, der inzwischen den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte (1558). War es ihm auch nicht geglückt, Erfolge gegen die Türken zu erringen, so gebührt ihm doch das Verdienst, eine Einrichtung zu hinterlassen, die sich nicht nur in den folgenden Türkenkriegen, sondern noch lange darüber hinaus bewähren sollte und Österreich eine große Zahl tüchtiger, ja hervorragender Offiziere schenkte: das Institut der Militärgrenze.

Er hatte nämlich den zahlreichen Flüchtlingen aus Bosnien und der Militärgrenze, die auf habsburgischem Gebiete Schutz vor den Verfolgungen durch die türkischen Horden suchten, ein Stück Land zwischen Krain und Kroatien angewiesen und ihnen Steuerfreiheit zugesichert, wofür sie sich verpflichten mußten, stets die Grenzen zu bewachen und immer zur Abwehr der dort jederzeit drohenden türkischen Raubzüge bereit zu sein.[2]) Ferdinand folgte damit dem Beispiele Karls des Großen, der sein Reich durch die Schaffung von Grenzmarken gegen die Einfälle der Avaren, Dänen und Slaven zu schützen gesucht hatte.

Nach dem Tode Ferdinands begann der Krieg in Ungarn von neuem, da Johann Siegismund Zápolya von Siebenbürgen aus in das kaiserliche Oberungarn einfiel, was Suleiman zum drittenmal veranlaßte, gegen Österreich zu Felde zu ziehen. Sein Hauptheer, 90000 Mann mit 300 Geschützen, wandte sich gegen die Festung Szigeth an der Drau, um deren Kommandanten, den Grafen Niko-

---

[1]) Was König Ferdinand an ungarischem Lande besaß, war bloß ein schmaler Streifen, der vom Quarnero bei Zengg begann, längs der Grenzen Krains und Steiermarks nordwärts lief, etwa die heutigen Komitate Zala (zum Teil), Eisenburg und Ödenburg umfaßte, sich jenseits der Donau bis Komorn verbreiterte, das nordwestliche Karpathengebiet einschloß und bis in die Nähe der Flüsse Hernad und Toplya reichte. Alles übrige war türkisch.

[2]) Diese Ansiedler wurden „Uskoken", Überläufer, genannt. Ein Gebirgszug in dieser Gegend führt noch heute diesen Namen.

laus Zrinyi, für eine schwere Niederlage zu züchtigen, die er bei Siklós einer türkischen Heeresabteilung beigebracht hatte. Obwohl dieser tapfere Mann bloß über 2600 Mann verfügte, setzte er sich in heroischer Weise zur Wehr und starb, nachdem er den Belagerern schwere Verluste zugefügt hatte, mit seiner arg gelichteten Schar den Heldentod. Doch sollten sich die Türken seines Falls nicht freuen, denn als sie in den innersten Turm der Festung eindrangen, der die Pulvervorräte barg, flog dieser, von den Flammen ergriffen, in die Luft, wobei, wie es heißt, an 3000 Janitscharen umkamen, 8. September 1566.[1])

Zwei Tage vorher war Sultan Suleiman im Lager gestorben. Dieses Ereignis und die schweren Verluste, die es vor Szigeth erlitten hatte, bewogen das türkische Heer zum Rückzuge, wobei es 80000 Menschen als Gefangene mit sich schleppte.

Im Kriege zwischen dem Hause Habsburg und den Türken trat nun eine längere Pause ein. Beide Teile waren des Kampfes müde geworden, Sultan Murad III. (1574—1595) überdies durch die Vorgänge im Innern seines Reichs abgelenkt. Die Päpste Sixtus V. und Clemens VIII. bemühten sich vergeblich, eine europäische Liga gegen die Türken ins Leben zu rufen, wie dies schon ihr Vorgänger Paul III. im Jahre 1538, ebenfalls ohne Erfolg, getan hatte. Kaiser Rudolf II. (1576—1612) konnte sich nicht dazu entschließen. Ebensowenig wollte er die Bitten der bosnischen Christen erhören, die unter die Herrschaft des Hauses Habsburg kommen und den Erzherzog Maximilian zum König haben wollten.[2])

Gegen den Willen des Kaisers kam es aber schließlich wieder zum Kriege. Die Kämpfe an der türkischen Grenze hatten nie aufgehört und nahmen neuerdings solchen Umfang an, daß es bei Sissek in Kroatien zu einer Schlacht kam, in der die Türken angeblich 12000 Mann einbüßten (22. Juni 1593). Erst nach diesem Ereignis erfolgte die Kriegserklärung von seiten der Türkei, worauf sich die Kämpfe wieder über ganz Ungarn und Siebenbürgen erstreckten und mit wechselnden Erfolgen bis zum Jahre 1606 dauerten. In diesem Jahre entschloß sich Sultan Ahmed I., durch einen Konflikt mit Persien sehr in Anspruch genommen und daher bestrebt, sich im Abendlande Ruhe zu verschaffen, mit Kaiser Rudolf II. Frieden zu schließen, der bei Zsitva-Torok

[1]) „Kriegschronik Österreich-Ungarns," III. Teil, verfaßt im k. k. Kriegsarchiv, Wien 1887, S. 20.

[2]) Carl Ritter v. Sax, „Geschichte des Machtverfalls der Türkei." Wien 1908, Manz, S. 44.

zustande kam und zwanzig Jahre dauern sollte. Änderte er auch nichts am Besitzstande beider Herrscher, so befreite er doch den Kaiser gegen eine einmalige Abschlagszahlung von 200000 Talern von dem beschämenden Tribute, der seit Ferdinand auf den rechtmäßigen Herrschern Ungarns lastete. Auch verstand sich der Sultan dazu, dem Kaiser den diesem gebührenden Titel zu geben, wozu sich bisher noch keiner seiner Vorgänger herbeigelassen hatte. Es war der erste Friedensvertrag, der dem türkischen Reiche keinen Vorteil eintrug. Mit Recht hat man ihn daher als einen „Markstein im Niedergange der Türkei" bezeichnet.[1])

Noch deutlicher ging diese Schwächung der türkischen Macht aus dem Frieden von Wien im Jahre 1615 hervor, in dem der Vertrag von Zsitva-Torok noch dadurch zugunsten des Kaisers ergänzt wurde, daß den katholischen Untertanen des Sultans das Recht zugestanden wurde, Kirchen zu bauen und den Gottesdienst nach ihrem Ritus abzuhalten; außerdem sollten die kaiserlichen Konsuln auf ottomanischem Boden künftig in Handelsangelegenheiten und bei Sterbefällen, soweit sie kaiserliche Untertanen betrafen, intervenieren dürfen. Zwei Zugeständnisse, die man in Stambul sicherlich nie gemacht haben würde, wenn man sich noch im Vollbesitze der früheren Macht gefühlt hätte.[2])

Der Friede zwischen Habsburg und den Türken war diesmal von Dauer und hielt auch nach Ablauf der vereinbarten zwanzigjährigen Frist an. Die Ursache dafür lag darin, daß beide Teile anderweitig vollauf in Anspruch genommen waren.

Kaiser Matthias (1612—1619) und seine Nachfolger Ferdinand II. (1619—1637) und Ferdinand III. (1637—1657) waren viel zu sehr mit den Religionswirren in Deutschland beschäftigt, um an die Vertreibung der Türken aus ihrem ungarischen Besitz zu denken. Selbst der so glaubenseifrige Ferdinand II. konnte sich nicht dazu entschließen, den Ratschlägen Wallensteins zu folgen und sich gegen die Türken zu wenden. Es kam wohl zu Beratungen, die aber zu keinem Ergebnis führten.[3])

---

[1]) C. v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 53.

[2]) Ebenda, S. 54.

[3]) Feldmarschalleutnant Otto von Gerstner macht in seiner lesenswerten Studie „Albanien" (Wien, Braumüller, 1913) über diese Bestrebungen Wallensteins interessante Angaben, die auf H. Hallwichs dreibändiger „Geschichte Wallensteins" beruhen. „Es war," schreibt er, „solange Wallenstein die kaiserlichen Armeen kommandierte, seine ausgesprochene, bestimmte Absicht, nach Beendigung des großen deutschen Krieges die Waffen der gesamten Christenheit zu einem förmlichen gemeinsamen Kriegszuge gegen die Türken

Ebensowenig, ja vielleicht noch weniger Lust zur Wiederaufnahme des Kriegs hatte man in Stambul. Die innern Wirren im großen aber schlecht gefügten Ottomanischen Reiche hatten unter den Sultanen Mustafa I. (1617—1618), Osman II. (1618—1622) und Murad IV. (1623—1640) einen so bedrohlichen Umfang angenommen, daß dessen Zusammenbruch schon nahe bevorzustehen schien.[1]) Die Unfähigkeit, Verschwendungssucht und Mordlust der Sultane,[2]) die schamlose Bestechlichkeit und Mißwirtschaft der Paschas, die Rebellionen und Erpressungen der Janitscharen und Spahis, die bald da, bald dort emporlodernden Aufstände in den Provinzen; hierzu noch schwere äußere Konflikte mit Persien und der Republik Venedig: all dies zusammen hatte das scheinbar

---

zu vereinigen und den derart geplanten Feldzug von Albanien aus zu eröffnen ... Noch im Mai folgten bei Hofe in Anwesenheit des Kaisers eingehende Beratungen Wallensteins mit Generalleutnant Collalto sowie mit Pappenheim und nahezu allen Ministern wegen des nach Abschluß des Friedens in Deutschland zu eröffnenden Krieges mit den Türken." S. 13 f. — Auch Tilly wurde von Wallenstein für diesen Plan gewonnen. Wallenstein schrieb darüber an Collalto: „Er hat gleich mit Händen und Füßen dareingeplatzt und sagt, das wäre eine heilige, rühmliche, leichte und nützliche Impresa. Ich habe ihm gesagt, wie wir vorm Jahr vermeint haben, die Disposition zu machen — er approbiert's ... Wird Friede in Italien, noch heuer könnten wir einen Anfang zu Mazedonien und Albanien machen." S. 15.

[1]) Der englische Diplomat Roe schrieb 1627: „This empire cannot long continue. God may do all things, but in the wit of man this monarchy is at an end." Eine Ansicht, die er im folgenden Jahre allerdings abschwächte, indem er erklärte: „This empire may stand, but never rise again." — Zinkeisen, „Geschichte des Osmanischen Reichs", Bd. IV, S. 43 u. 52. Zitiert bei C. v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 60.

[2]) C. v. Sax gibt in seinem schon mehrfach erwähnten Werke über den Machtverfall der Türkei geradezu erstaunliche Daten über diese Zustände. So erzählt er von Sultan Murad III. (1574—1595), er habe bei seiner Thronbesteigung alle seine 19 Brüder hinrichten lassen, um seine Herrschaft vor Ansprüchen ihrerseits zu sichern. Ein Vorgehen, das übrigens den Gesetzen bezeichnenderweise nicht widersprach, denn Sultan Mohammed II. (1451—1481) hatte ein Gesetz sanktioniert, das also lautete: „Die meisten Gesetzesgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse. Danach mögen sie handeln." S. 28. — Derselbe Sultan hatte bei seiner Thronbesteigung den Janitscharen, um sie für sich zu gewinnen, 700000 Dukaten geschenkt. S. 40. — Dem grausamen Sultan Murad IV. wieder sagte man, demselben Autor zufolge, nach, er habe in fünf Jahren, 1632—1637, nicht weniger als 25000 Hinrichtungen angeordnet! Eine Zahl, die vom Großvesir Mohammed Köprili noch übertroffen worden sein soll, denn von diesem wird erzählt, er habe in demselben Zeitraum 36000 Leute töten lassen (?). S. 62 u. 68.

so mächtige Reich bis ins Innerste erschüttert, so daß seine Herrscher nicht daran denken durften, diese Schwierigkeiten durch Angriffe auf den Besitz des Kaisers noch zu vermehren.

Erst im Jahre 1661 kam es zwischen diesem und dem Sultan wieder zum Kriege. Den Anlaß bildete Siebenbürgen, wo die Fürsten Kemény und Apáfy einander befehdeten, der eine vom Kaiser, der andere vom Sultan begünstigt. Wiewohl der kaiserliche Feldherr Graf Montecuccoli bei St. Gotthard (1. August 1664) einen entscheidenden Sieg über das türkische Heer erfocht, fiel der bald darauf in Eisenburg abgeschlossene Friede keineswegs zugunsten des Kaisers aus, der sich im Hinblick auf die von Frankreich drohende Gefahr dazu verstand, Apáfy in Siebenbürgen und die Festungen Großwardein und Neuhäusel im Besitze der Türken zu belassen.

Dieser Friede sollte 20 Jahre dauern. Aber noch vor Ablauf dieser Frist kam es neuerlich zum Kriege. Wie gewöhnlich boten den Türken auch diesmal wieder die Wirren in Ungarn Anlaß sich einzumischen. Sie erkannten Emmerich Tököly, der sich als König von Ungarn proklamierte, als solchen an und kamen ihm gegen den Kaiser zu Hilfe. Gewaltiger an Zahl denn je vorher rückten sie, 200000 Mann stark, unter dem Großvesir Kara Mustafa gegen Wien heran, ohne dabei merkwürdigerweise auf Widerstand zu stoßen.

Im Juli 1683 langte das türkische Heer vor der Stadt an und ringelte sich wie eine ungeheure Schlange um ihren Leib, in der anscheinend berechtigten Zuversicht, sie durch ihre gewaltige Übermacht zu erdrücken. Aber wie 154 Jahre früher, so hielt Wien auch jetzt wieder unter seinem unerschrockenen und umsichtigen Kommandanten Ernst Rüdeger von Starhemberg beharrlich stand, und die sonst so leichtlebigen Bürger der alten Kaiserstadt wetteiferten an entsagungsvoller Ausdauer und heldenmütiger Abwehr der feindlichen Stürme mit der kleinen Besatzung. So gelang es der Stadt, sich zwei lange bange Monate zu halten, bis sich endlich am 12. September an den Hängen des Kahlenberges die Erlöser zeigten: Prinz Karl von Lothringen und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden mit den Reichstruppen und König Johann Sobieski mit seinen Polen. Die Schlacht, die nun unter den Mauern der Stadt entbrannte, endete mit der schwersten Niederlage, die die Türken bis dahin erlitten hatten. In wilder Flucht verließen sie, soweit sie nicht unter den Kugeln und Klingen ihrer erbitterten Feinde gefallen waren, die blutige Walstatt,

ihre gesamten reichen Lagervorräte den Siegern als Beute zurücklassend.

Diese Niederlage erwies sich in den Kämpfen der Türken gegen Österreich als ein entscheidender Wendepunkt. Es war, als hätte sich ihre wilde Kraft an den harten Mauern der Kaiserstadt endgültig gebrochen, denn nie wieder vermochten sie sich zu einem kriegerischen Unternehmen in auch nur annähernd so großem Stil aufzuraffen, und in den Kriegen, die sie von da an führten, machte der frühere ungestüme Offensivgeist immer mehr träger Defensive Platz.

Der Sieg der Kaiserlichen bei Wien bildete das erste Glied einer ganzen Reihe glänzender Erfolge, die sie über die Truppen des Sultans davontrugen. Višegrad, Waitzen, Neuhäusel, eine türkische Festung nach der andern, fiel in ihre Hände; am 2. September 1686 auch das wichtige Ofen, das 145 Jahre im Besitze der Türken gewesen war.

Auch ein neues Heer, das der Sultan ins Feld sandte, vermochte das Kriegsglück nicht zu seinen Gunsten zu wenden und erlitt gegen die Kaiserlichen unter Karl von Lothringen und Ludwig von Baden am Berge Harsány bei Mohács eine schwere Niederlage, 12. August 1687. Eine merkwürdige Fügung des Schicksals, die wie Vergeltung aussah, denn fast auf demselben Schlachtfelde hatten die Türken 161 Jahre früher das ungarische Heer vernichtet und damit den Grund zu ihrer Herrschaft über Ungarn gelegt.

Ihre Bedrängnis wurde dadurch noch schlimmer, daß sie außer von den Kaiserlichen in Ungarn auch von den Venetianern in Dalmatien und Morea und von den Polen in der Moldau angegriffen wurden. Papst Innozenz XI. hatte nämlich unter dem Eindrucke des Sieges von Wien nun endlich die heilige Liga zustande gebracht, die seine Vorgänger vergebens angestrebt, und die Ungläubigen sollten mit vereinten Kräften aus Europa vertrieben werden. Die alte Kreuzzugidee, die den Päpsten vorschwebte, schien wieder feste Formen annehmen zu wollen.

Wie bei den zerrütteten Verhältnissen im Ottomanischen Reiche nicht anders zu erwarten war, hatte der Zusammenbruch der türkischen Macht in Ungarn Meutereien im Heere zur Folge, die zur Entthronung des Sultans Mohammed IV. führten, worauf dessen Bruder als Suleiman III. die Regierung antrat, 1687.

Er vermochte zunächst an dem Unglück seiner Waffen nichts zu ändern, denn unaufhaltsam drangen die Kaiserlichen unter

Ludwig von Baden gegen Süden vor und eroberten Belgrad, 6. September 1688, Nissa (Niš), 23. September 1689 und in demselben Jahre auch Widdin.

Diese glänzenden Erfolge weckten in Wien hochfliegende Pläne, und bei Kaiser Leopold bewährte sich wieder einmal das bekannte Sprichwort, wonach der Appetit mit dem Essen komme.

Solange die türkische Macht noch ungebrochen war, hatte man in Wien nicht daran gedacht, auf Eroberungen auszugehen, die über die Grenzen des ehemaligen ungarischen Königreichs hinausgingen, und selbst an die hatte man wohl nur wie an ein fernes, noch sehr ungewisses Glück gedacht; mußte man doch froh sein, gegen die osmanische Übermacht den kärglichen Rest Ungarns zu wahren, der nach dem Eroberungszuge Sultan Suleimans dem Kaiser übriggeblieben war.

Jetzt aber, da ihm ganz Ungarn zu Füßen lag, wollte Kaiser Leopold sich damit nicht begnügen, wollte er mehr haben. Und er war um einen Rechtstitel für dieses Verlangen keineswegs verlegen. Mit dem ungarischen Krönungseide hatte er nämlich die Verpflichtung übernommen, die Wiedergewinnung jener zurzeit in türkischem Besitze befindlichen Länder anzustreben, die früher zur ungarischen Krone gehörten. Wenn er diese Gebiete den Türken zu entreißen suchte, so befand er sich demnach durchaus im Recht und tat im Grunde nur seine Pflicht.

Als Ungarn nun von den Türken gesäubert war, glaubte er sich dem Ziele dieser Wünsche nahe und strebte die Einverleibung Bosniens, der Herzegovina und Dalmatiens an, ja er wollte, über diese ehemals, wenigstens zum Teil, ungarischen Länder hinausgehend, sogar die Walachei und Moldau besitzen.

Der Markgraf Ludwig von Baden, der die Sachlage in der Nähe sah und darum richtiger beurteilte als der Kaiser im fernen Wien, dachte hierüber wesentlich anders und empfahl diesem, sich einstweilen mit einer Grenze zu begnügen, die durch die Unna, Save und Donau sowie durch die transsylvanischen Alpen zu bilden wäre.

Allein Kaiser Leopold bestand, diesem Rat entgegen, auf der Fortführung des Krieges.

Nicht zu seinem Vorteile, denn die von Frankreich drohende Gefahr hemmte die Fortschritte der kaiserlichen Waffen, und es trat, durch diese Ablenkung begünstigt, ein plötzlicher Umschwung des Kriegsglücks ein, den die Türken einerseits der Tatkraft des neuen Großvesirs Mustafa Köprily, anderseits den Mißgriffen des

kaiserlichen Generals Herzogs von Holstein dankten, der durch religiöse Unduldsamkeit und gewalttätiges Auftreten die Bevölkerung in den eroberten Gebieten erbitterte und zu Gegnern machte. Tököly bemächtigte sich Siebenbürgens, und die kaiserlichen Truppen büßten ihre Eroberungen jenseits der Donau und der Save wieder ein, 1690.[1])

Allein diese Erfolge der Türken sollten nicht von Dauer sein. Ludwigs von Baden Feldherrnkunst machte sie zunichte. Er vertrieb zuerst Tököly aus Siebenbürgen und wandte sich dann gegen den an der untern Donau vorrückenden Großvesir. Am 19. August 1691 erfocht er mit 45000 Mann über das mehr als doppelt so starke Türkenheer bei Szalankamen, gegenüber der Mündung der Theiß in die Donau, einen glänzenden Sieg, der dieses an 20000 Mann, darunter Mustafa Köprily selber, und ihre gesamten riesigen Lagervorräte kostete.

Von entscheidender Wirkung auf den Verlauf des Krieges mit der Türkei war dieser Erfolg der kaiserlichen Waffen aber nicht; der Krieg nahm vielmehr seinen Fortgang und schleppte sich noch durch Jahre fort.

Nach der Abberufung Ludwigs von Baden an den Rhein gelang es Sultan Mustafa II. sogar, bei Lugos einen großen Sieg über Graf Veterani zu erringen, 1694; aber auch dieses Ereignis war nur eine vorübergehende Episode.

Erst das Erscheinen Eugens von Savoyen brachte endlich die Entscheidung.

Als Sultan Mustafa die Theiß zu überschreiten gedachte, um ins Banat einzufallen, griff ihn der Prinz bei Zenta an und brachte ihm eine vernichtende Niederlage bei, 11. September 1697.[2])

Eugen unternahm hierauf mit 4000 Reitern und 2500 Mann Fußvolk einen Marsch nach Bosnien, der sich zu einem wahren

---

[1]) In diese Zeit, 1689 und 1690, fällt auch die Massenauswanderung der orthodoxen Serben aus ihrer Heimat nach Slavonien und Ungarn, die vom kaiserlichen General Fürsten Piccolomini begünstigt und vom Patriarchen Arsenj von Peč (Ipek) geleitet wurde. Nicht weniger als 40000 serbische Familien sollen damals ihre Heimat verlassen haben. Mit dem Patriarchen wurde auch der Sitz des orthodoxen Patriarchats aus der Türkei nach Österreich verlegt, und zwar nach Karlowitz. — Siehe Joseph Freiherr v. Helfert, „Bosnisches", Wien 1879, Manz. S. 45 f.

[2]) Die Türken verloren in dieser Schlacht unter vielen Tausenden von Toten auch den Großvesir und 4 Vesire, ferner 423 Fahnen, 7 Roßschweife, alle Geschütze, zahlreiche Pferde und Tragtiere und die Kriegskasse mit 3 Millionen Gulden.

Triumphzuge gestaltete. Zepče, Maglaj, Doboj, Vranduk fielen der Reihe nach in seine Hände, zuletzt auch die Hauptstadt Sarajevo. Da die allgemeine politische Lage ihm ein dauerndes Verweilen in Bosnien aber nicht gestattete, mußte er seinen Siegeslauf unterbrechen und das Land wieder verlassen. An 40 000 Christen schlossen sich ihm dabei an, um sich jenseits der Save auf kaiserlichem Gebiete bleibend niederzulassen.

Die Erfolge des Prinzen Eugen veranlaßten die Pforte, deren Mittel durch den langen Krieg schon erschöpft waren, endlich Frieden zu machen, und so kam am 26. Januar 1699 der Vertrag von Karlowitz zustande, der, auf 25 Jahre berechnet, dem Kaiser ganz Ungarn und Siebenbürgen sowie den größten Teil Kroatiens und Slavoniens zusprach und dem Sultan nur das Banat und einen Teil Syrmiens beließ. Auch die andern Gegner der Türken erhielten auf deren Kosten ansehnlichen Gebietszuwachs. Polen: die Ukraine und Podolien; Venedig: Morea und den türkischen Teil Dalmatiens. Rußland aber erhielt im Anschluß an diesen Frieden Asow und das Recht der freien Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere.

Es war der erste große Länderverlust, den die Türkei auf europäischem Boden erlitt, und damit auch das erste äußere Zeichen ihres beginnenden Verfalls.

Noch vor Ablauf der vertragsmäßigen Friedensfrist brach der Krieg zwischen Kaiser — es war Karl VI. — und Sultan Ahmed III. von neuem aus. Den Anlaß gab das dem Vertrage von Karlowitz zuwiderlaufende Vorgehen der Türken gegen die Republik Venedig, deren griechischen Besitz sie ihr wieder abnehmen wollten. Als der Kaiser sich der Venetianer annahm, erklärte ihm die Pforte den Krieg.

Dieser Übermut sollte ihr aber sehr übel bekommen. Der Kaiser vertraute seine Sache abermals dem Genie des Prinzen Eugen an, der inzwischen in den Kriegen gegen Frankreich unsterblichen Ruhm erworben hatte, und dieser große Feldherr schlug die Türken bei Peterwardein, 5. August 1716, eroberte Temesvar, 14. Oktober, und errang ein Jahr später den entscheidenden Sieg bei Belgrad, 16. August 1717, worauf diese vielumstrittene Festung sich ihm ergab.

Die Folge dieser glänzenden Waffentaten Eugens war der Friede von Passarowitz (Posarevac), 21. Juli 1718, in dem die Türkei nicht nur das Banat verlor, sondern auch den größten Teil Serbiens mit Belgrad, die sogenannte „Kleine Walachei“ (d. i. der

von Donau und Aluta begrenzte westlichste Teil der Walachei), und den Nordrand Bosniens an den Kaiser abtreten mußte.

Dieser neuerliche Besitzverlust des türkischen Reichs machte es aller Welt klar, daß es nicht mehr das alte war und sich in raschem Verfalle befand.

Die Türken hatten endgültig aufgehört, eine Gefahr für das Abendland zu bedeuten, und mußten nun selber trachten, sich ihrer zahlreichen Gegner zu erwehren. War bisher die Offensive ihr militärisches Prinzip gewesen, so sollte es von nun an die Defensive werden.

Österreich aber gebührt das unbestrittene Verdienst, das Abendland vor dieser Gefahr gerettet zu haben.

II

Die Verteidigungskriege der Türken
1719—1791

Mit dem Frieden von Passarowitz hatte Österreich die größte territoriale Ausdehnung erreicht, die es je besessen, und, beiläufig bemerkt, auch künftig besitzen sollte. Da ihm der Friede von Utrecht, 1714, den Besitz der spanischen Niederlande, Mailands, Neapels und Sardiniens verschafft hatte, erstreckte sich seine Herrschaft bis an die Nordsee und an das Tyrrhenische Meer im Westen und Süden, bis an die Aluta und ans rechte Save- und Donauufer im Südosten.

So umfangreich freilich, wie Kaiser Leopold es in seinem Ehrgeiz erträumt hatte, war es auch jetzt noch nicht. Aber der Anfang zur Verdrängung der Türken war gemacht, und man durfte hoffen, daß sich diese Absicht mit der Zeit werde verwirklichen lassen.

Doch sollte es anders kommen. Zwei Umstände waren es, die sich dieser Verwirklichung in den Weg stellten und dafür sorgten, daß der habsburgische Orienttraum nicht in Erfüllung gehe:

Der eine lag gerade in dem Moment, in dem sich die große Macht Österreichs zu offenbaren schien: in dessen räumlicher Ausdehnung. Diese weitgesteckten, von Feinden stets bedrohten Grenzen zersplitterten die Aufmerksamkeit und die Kräfte des Reichs in einer für dieses sehr abträglichen Weise und machten

es dem Kaiser unmöglich, sein Augenmerk und seine Kräfte auf eine einzige politische Angelegenheit zu konzentrieren; er mußte vielmehr immer dessen gewärtig sein, daß, sobald an der einen Grenze eine Gefahr drohte, auch bald an der andern eine solche auftauchte. Selbst in unserer Zeit des Telegraphs und der Eisenbahnen wäre eine derartige räumliche Ausdehnung für einen mitteleuropäischen Staat nicht unbedenklich: geschweige denn damals, wo der völlige Mangel schneller Beförderungsmittel die rasche Entsendung entsprechender Streitkräfte an eine bedrohte Grenze völlig ausschloß.

Das war das eine Hindernis für die weitere Ausdehnung Österreichs im Südosten; das andere aber war das Erscheinen einer neuen Macht in der politischen Arena Europas: Rußlands.

Beide sollten für Österreich verhängnisvoll werden.

Was Rußland betraf, so war das Verhältnis Österreichs zu ihm zunächst freilich noch das beste; äußerlich wenigstens. Sie waren sogar Verbündete. Was sie einander so nahe brachte, war aber weniger eine besondere politische oder ethnische Sympathie, sondern vielmehr ein beiden gemeinsames Ziel: das Erbe der Türkei.

Schon im Jahre 1557 hatte der Zar Ivan „der Schreckliche" an Kaiser Ferdinand I. eine Gesandtschaft geschickt, deren Zweck es war, diesen zu einem Bündnis gegen den türkischen „Bluthund" zu bewegen, den die europäischen Herrscher mit vereinten Kräften in Konstantinopel angreifen sollten;[1]) aber diese Mission hatte keinerlei praktisches Ergebnis zur Folge gehabt. Nahezu 130 Jahre später, 1684, fand sich, umgekehrt, eine österreichische Gesandtschaft in Moskau ein, die den Zaren ermunterte, sich der Krim, der „rechten Hand des Sultans", zu bemächtigen.[2]) Doch kam es einstweilen noch nicht zu einer gemeinsamen Aktion. Zwar unternahm Rußland im Vereine mit Polen zwei Feldzüge zur Eroberung der Krim, aber beide mißlangen vollständig, und wiewohl man von Wien aus zu einem neuerlichen Vorgehen gegen die Ungläubigen mahnte, zögerte man in Moskau nach diesem wenig

---

[1]) Frhr. v. Helfert, „Bosnisches", S. 44. — Gerade dieser Zar hatte übrigens am allerwenigsten Ursache, sich über die türkischen „Bluthunde" aufzuhalten, denn unter seiner Regierung floß das Blut in Strömen. Unter anderem soll er in dem widerspenstigen Nowgorod im Jahre 1570 binnen sechs Wochen 60000 Menschen haben hinschlachten lassen!

[2]) Adolf Beer, „Die orientalische Politik Österreichs", Prag und Leipzig, Tempsky und Freytag, 1883, S. 9.

ermunternden Anfang, diesen Aufforderungen Folge zu leisten. Da die Gelegenheit aber günstig war — außer von Österreich wurde die Türkei ja auch von der Republik Venedig und von Polen bedrängt —, griff Rußland endlich doch zu, nahm sich Asow, 1696, und schloß im Jahre 1702 mit der Türkei einen Vertrag, der ihm den Besitz Asows bestätigte, die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere und seinen Handelsschiffen auch die Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen verschaffte.

Dieser Vertrag sollte den Waffenstillstand für dreißig Jahre sichern. Aber schon nach acht Jahren, 1710, kam es neuerdings zum Kampfe, der diesmal, da Rußland der Türkei allein gegenüberstand, zu seinem argen Nachteile ausfiel und zur Gefangennahme Zar Peters und seines Heeres geführt hätte, wenn der Großvesir Baltatschi sich nicht von der Zarin hätte bestechen lassen, wodurch jenem die sonst unausbleibliche Katastrophe erspart blieb.

In dem hierauf folgenden Friedensschlusse zu Falczin (gewöhnlich nur als der „Friede am Pruth" bezeichnet) im Jahre 1711 verlor Rußland Asow, mußte die Festungswerke von Taganrog schleifen und büßte das Recht ein, in Stambul eine ständige Gesandtschaft zu halten.

Tatsächlich kam der Friede aber erst im Jahre 1713 zu Adrianopel zustande, da König Karl XII. von Schweden alles daransetzte, ihn zu verhindern und den Sultan zur Fortsetzung des Krieges zu reizen.

Während dieses Krieges geschah es zum erstenmal, daß Rußland sich als Anwalt der orthodoxen Christen auf dem Balkan gebärdete.

Peter der Große richtete nämlich ein Memorandum an die Mächte, worin er gegen die Unterdrückungen und Verfolgungen der Balkanchristen durch die Türken protestierte, und entsandte einen Vertreter zu den Crnagorzen (Montenegrinern), der sie zum Kampf gegen die Ungläubigen aufforderte, sie für ein vom Sultan unabhängiges Volk erklärte und verkündete, daß der Zar alle Christen des Balkans vom türkischen Joche befreien wolle.

Hierdurch gewonnen, griff der Vladika Daniel Petrović zu den Waffen und machte den Türken viel zu schaffen. Vermochte er aber auch nicht die Niederlage abzuwenden, die der Zar in diesem Kriege erlitt, so hatte sich dieser an ihm und seinen Crnagorzen doch eine Art Garde auf dem Balkan geschaffen, die Rußland später noch manchen wertvollen Dienst leisten sollte und immer zu seiner Verfügung stand.

Seither war Montenegro nichts anderes als die Filiale Rußlands auf dem Balkan, die von dorther dirigiert und — besoldet wurde.

In Wien blieben diese Bestrebungen Peters nicht unbemerkt, und die Bedenken, die sie dort erweckten, mochten nicht wenig dazu beitragen, daß man sich so lange nicht entschließen konnte, auf seine Bündnisanerbietungen einzugehen, wiewohl man seine Mithilfe gegen die Türken selber wünschte. Auch das noch halbbarbarische Wesen Peters, den man darum nicht als „voll" ansehen wollte, dürfte dabei hindernd mitgewirkt haben.

Schließlich verstand man sich in Wien aber doch dazu, um die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion auch von seiten Rußlands zu erlangen, und schloß mit diesem einen Vertrag ab, worin sich beide Teile für den Fall, als einer von ihnen angegriffen werden sollte, zu gegenseitiger Unterstützung von 30000 Mann und Garantie ihres Besitzstandes verpflichteten, 6. August 1726.

Österreich sollte dieses Bündnis noch bitter bereuen:

Im Jahre 1735 war es eben mit seinen Angelegenheiten am Rhein und in Italien beschäftigt, als es von Rußland an seine Vertragspflicht erinnert wurde.

Rußland hielt nämlich — sein Ziel, die Zertrümmerung des Osmanischen Reichs, stets vor Augen — den Zeitpunkt für geeignet, wieder einen Versuch hierzu zu unternehmen, denn die Türkei war zurzeit durch einen Krieg mit Persien vollauf in Anspruch genommen und daher nicht imstande, einem Angriff in Europa mit genügenden Streitkräften entgegenzutreten.

In Wien fühlte man sich von dieser Nötigung höchst unangenehm berührt, denn man besorgte böse Rückschläge in den italienischen Angelegenheiten und war nach den langen Kriegsjahren, die man hinter sich hatte, überhaupt nicht kampflustig gestimmt; um so weniger, als der Zustand des Heeres, das durch große Verluste und nicht minder durch zahlreiche Desertionen infolge mangelhafter Besoldung geschwächt war, einen neuerlichen Feldzug keineswegs wünschenswert erscheinen ließ.

Man hatte daher wenig Lust, sich Rußland zuliebe in ein gefährliches Abenteuer zu stürzen; zumal da man auch nicht dazu verpflichtet war, denn der Vertrag von 1726 bedingte die gegenseitige Unterstützung nur für den Fall, als einer der beiden Kontrahenten von einer dritten Macht angegriffen würde, was hier nicht zutraf, weil ja Rußland nicht der angegriffene, sondern der angreifende Teil war.

Anderseits besorgte man aber, sich Rußland durch eine Weigerung zum Feinde zu machen und damit seinen einzigen Verbündeten zu verlieren; man befürchtete ferner, was noch schwerer ins Gewicht fiel: Rußland könne die Türkei auch allein überwältigen und sich die besten Stücke aus ihrem Nachlasse aneignen. Dazu aber wollte man ihm natürlich ganz und gar nicht behilflich sein, denn wenn man die Absichten auf Serbien, Bosnien, Albanien und Dalmatien auch beiseite gestellt hatte, aufgegeben hatte man sie darum keineswegs.

Man befand sich in Wien demnach in einem peinlichen Dilemma und wußte nicht, was man tun sollte.

Daß der Zeitpunkt für Österreich so ungelegen gewählt war, focht Rußland aber wenig an; im Gegenteil: wenn Österreich verhindert war, sich jetzt den orientalischen Angelegenheiten zu widmen und nur das vertragsmäßig ausbedungene Heer von 30000 Mann zur russischen Armee entsandte, so hatte Rußland in der Türkei vollständig freie Hand.

Diesen Gefallen tat man Rußland in Wien aber nicht, denn man erkannte daselbst sehr wohl, daß es bei seinem Vorgehen nur von selbstsüchtigen Zwecken geleitet war. Man entschloß sich vielmehr, sich nötigenfalls nicht bloß auf die Entsendung eines Hilfskorps zu beschränken, sondern gegen die Türkei einen regelrechten Feldzug auf eigne Faust zu eröffnen. Vorher aber wollte man noch den Versuch machen, zwischen Rußland und der Türkei ein Einvernehmen herzustellen, um sich diese kostspielige Aktion vielleicht doch noch zu ersparen.

Dieser Versuch mißlang jedoch vollständig. Rußland hatte den Krieg, ohne ihn erst erklärt zu haben, schon begonnen, und seine Feldherren Graf Münnich und Graf Lacy hatten sich der Festungen Asow, Kinburn und Perekop bemächtigt.

Die Türkei, durch die Aussicht, auch von Österreich bekriegt zu werden, erschreckt, zeigte sich äußerst friedfertig und nachgiebig; aber Rußland war nicht geneigt, sich mit den bisher errungenen Erfolgen zufriedenzugeben. Es verlangte die Aufhebung aller früher mit der Pforte abgeschlossenen Verträge, Abtretung der Krim und des Kubangebietes, freie Schiffahrt im Schwarzen Meer und durch Bosporus und Dardanellen. Außerdem die Anerkennung der Walachei und Moldau als freie Fürstentümer unter russischem Schutze.

Österreich wollte nicht hinter Rußland zurückbleiben und forderte seinerseits die Walachei bis zur Dumbovica, Teile der Moldau, Serbien bis zum Lom, Widdin, Bihać und Novi.

So weitgehenden Forderungen konnte die Türkei trotz ihres Friedensbedürfnisses nicht entsprechen, und so verlief der von ihr angeregte Kongreß von Niemirow resultatlos.

Dieser Kongreß hatte aber nicht nur die Unvereinbarkeit der Ansprüche Rußlands und Österreichs mit dem Selbstgefühle der Türkei geoffenbart, sondern auch den Gegensatz zwischen den Interessen der Verbündeten. Rußland erhob Protest gegen den Anspruch Österreichs auf die Walachei bis zur Dumbovica; Österreich aber wollte von der Umwandlung der Donaufürstentümer in einen unabhängigen Staat unter russischem Schutze nichts wissen, denn „in Wien scheute man nichts so sehr als die Nachbarschaft Rußlands; der Widerwille dagegen ging so weit, daß man entschlossen war, die Moldau, falls es unmöglich sein sollte, diese selbst zu behalten, lieber der Republik Polen zu zedieren, ja sogar der Pforte zurückzugeben, als in eine unmittelbare territoriale Berührung mit Rußland zu willigen.“ [1])

Daß ein derartiger Interessengegensatz ein Einvernehmen in den Operationen gegen den gemeinsamen Feind nicht erzielen ließ, ist nur selbstverständlich. Allerdings wurde ein gemeinsamer Feldzugsplan verabredet, aber er wurde nicht eingehalten.

Österreich stellte rund 53000 Mann mit 44000 Pferden ins Feld, die sich in Semlin, Neu-Palanka, Gradiska und in Siebenbürgen zu sammeln hatten. Das Oberkommando erhielt Feldmarschall Graf Seckendorff.

Rußland bot 70—75000 Mann unter Graf Lacy auf, die gegen die Krim bestimmt waren, und 93000 Mann, die auf Oczakow vorzugehen hatten und mit den österreichischen Truppen Fühlung nehmen und gegebenenfalles gemeinsam operieren sollten.

Es ist hier nicht möglich, auf die militärischen Vorgänge dieses Krieges näher einzugehen; nur eine kurze Charakteristik der drei Feldzüge, aus denen er bestand, sei im folgenden gegeben:

Der Feldzug von 1737 wird wohl am treffendsten gekennzeichnet, wenn man das Urteil wiedergibt, das M. v. Angeli, der Historiker dieses Krieges, über die militärischen Operationen dieses Unglücksjahres fällt. Er vergleicht die Mißerfolge dieses Feldzugs mit denen früherer Kriege und kommt zu einem für ihn

[1]) Moritz v. Angeli, Major im k. k. Kriegs-Archive, „Der Krieg mit der Pforte 1736—1739“ in „Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs“, Jahrg. 1881, S. 256.

sehr ungünstigen Schlusse. Sonst seien die Niederlagen Österreichs doch immer nur die unglücklichen Folgen „mannhaften Ringens um den Preis des Sieges" gewesen; „hier aber stand eine zahlreiche, wohlgerüstete Armee einem anfangs fast wehrlosen Gegner gegenüber, an den sie ohne eine Schlacht, ja selbst ohne ein nennenswertes Gefecht, nicht nur die zuerst errungenen Vorteile verlor, sondern ihm auch das ganze Gebiet südlich der Save und Donau, die Errungenschaften früherer glorreicher Kämpfe, überließ. Liegt auch zum Teile die Schuld an dem Bundesgenossen, der vorzeitig vom Kampfe abließ und es dem Gegner ermöglichte, sich zuletzt mit voller Kraft gegen die kaiserlichen Truppen zu wenden, so bleibt doch immer das kaum qualifizierbare Verhalten Seckendorffs sowie manch anderer Organe der Oberleitung Grund und Ursache einer so beispiellosen Preisgebung des Staatsinteresses." [1])

Über Seckendorff im besondern heißt es dann:

„Im Besitze mehr als ausreichender Kräfte, zersplittert er dieselben in nutzlosen Detachierungen und reibt sie durch die Mühsale übertriebener Marschleistungen auf, die eine natürliche Folge seiner stets wechselnden Pläne sind. Statt nach Widdin wendet er sich gleich anfangs nach Nissa, von dort gegen Widdin, um ebenso rasch die Operationen an die Drina zu verlegen. Keine dieser Operationen war entsprechend vorbereitet; die Truppen litten unsäglichen Mangel, obwohl alle Landstriche, welche sie durchzogen, fast bis aufs Mark ausgesogen wurden. Als es sich dann schließlich darum handelt, durch einen energischen Schlag dem vordringenden Gegner ‚Halt' zu gebieten, die Ehre der Waffen aufrechtzuerhalten und die Interessen des Kaisers zu wahren, da findet Graf Seckendorff in der Bezwingung des abseits liegenden unbedeutenden Bergschlosses Užica die wichtigste seiner Aufgaben und verschuldet damit auch den Verlust Nissas."

Schlimmer noch als die militärische Unzulänglichkeit Seckendorffs und seiner Generale war deren sträflicher Eigennutz. Es müssen damals in der k. k. Generalität geradezu schmachvolle Zustände geherrscht haben. Der Herzog Joseph von Sachsen-Hildburghausen, selbst ein lauterer Charakter, läßt in einem schon vor Beginn des Feldzuges an den Kaiser gerichteten Schreiben auf diese Verhältnisse bezeichnende Streiflichter fallen:

„Es ist wohl an dem, daß zum Hineinmarsche und wer Geld machen möchte, schon Gelegenheit sein wird; ich zweifle aber stark, daß wir uns soutenieren und nicht üble Folgen daraus entstehen möchten, und kann ich nicht läugnen, daß das Projekt, auf Nissa anfangs zu gehen, mir mehr profitable für die Generale als für Ihro Majestät vorkömmt; ja ich

[1]) „Krieg mit der Pforte 1736—1739", S. 335.

wollte schier was Rechtes darauf verwetten, daß nachdem einige Ravage würde geschehen sein und Ein und Anderer seinen Beutel gespickt haben würde, die Armee über Hals und Kopf werde zurücklaufen müssen."[1])

Daß man nach den bisherigen Ergebnissen dieses Feldzuges in Wien ein lebhaftes Friedensbedürfnis empfand, war natürlich; aber obwohl man auch in Petersburg zur Beendigung des Krieges geneigt gewesen wäre — denn auch die russischen Waffen hatten geringe Erfolge und bedeutende Menschenverluste infolge Krankheiten gehabt — kam der Friede nicht zustande, da Rußland auf dem Besitze Asows beharrte.

So kam es im folgenden Jahre zu einem zweiten Feldzuge.

An Stelle des zur Verantwortung gezogenen Seckendorff wurde Prinz Franz von Lothringen zum Oberkommandanten der Armee ernannt; doch war er dies nur dem Namen nach. Der tatsächliche Leiter der militärischen Operationen war Feldmarschall Graf Königsegg, der Präsident des Hofkriegsrats.

Die ihm zur Verfügung stehende Armee hatte einen Sollstand von 104 000 Mann, davon 32 800 Reiter, wozu noch 25 000 Milizen kamen. Diese Streitmacht sammelte sich in zwei Hauptgruppen, unter Feldmarschall Graf Wallis bei Belgrad und unter Feldzeugmeister Graf Neipperg im Banat.

Noch bevor die österreichischen Truppen in der Lage waren, die Operationen zu eröffnen, hatten die Türken, rühriger als es ihre Gewohnheit war, die Offensive ergriffen, Mehadia erobert und nach einem für die Kaiserlichen unglücklichen Treffen Orsova eingeschlossen.

Als die österreichische Armee endlich im Sommer 1738 schlagfertig war, gelang es ihr, die Erfolge der Türken wettzumachen. Sie schlug die Türken bei Kornia, 4. Juli 1738, zwang die Besatzung von Mehadia zur Übergabe und nötigte sie, die Belagerung von Orsova einzustellen. Trotzdem kurz danach noch ein glückliches, für die Türken sehr verlustreiches Treffen bei Mehadia stattfand, glaubte Graf Königsegg, der nach der Rückkehr des fieberkranken Prinzen von Lothringen den Oberbefehl auch nominell führte, aus strategischen Gründen den Rückzug antreten zu müssen, wofür die jammervollen sanitären Zustände der Truppen allerdings einen plausibeln Vorwand gaben; kamen doch 80—100 Todesfälle täglich allein in den Spitälern vor.

Nicht besser sah es mit dem Ergebnis der russischen Operationen aus, wo weder Münnich am Dnjestr noch Lacy in der

[1]) M. v. Angeli, „Krieg mit der Pforte 1736—1739", S. 335 f.

Krim Erfolge zu erzielen vermochten und infolge ungeheurer Menschenverluste durch Krankheiten und Entbehrungen den Rückzug in die Ukraine und an den Don antreten mußten.

Diese Mißerfolge trugen dazu bei, das Verhältnis der beiden Verbündeten noch unerquicklicher zu gestalten, da sie einander gegenseitig die Schuld daran aufbürdeten. Immerhin gelang es dem Kaiser, durchzusetzen, daß im nächsten Feldzuge das russische Heer dem österreichischen nicht wieder so ferne operiere wie bisher, so daß, wennschon kein gemeinsames Vorgehen zu erzielen sei, sich die Unternehmungen der russischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz an der Donau doch wenigstens fühlbar machen sollten.

Zum Oberbefehlshaber wurde für den neuen Feldzug Feldmarschall Graf Olivier Wallis ernannt, ein General, dem es zwar weder an Kriegserfahrung noch an persönlichem Mute gebrach, der aber, ebenso hochfahrend als rücksichtslos, bei seinen Untergebenen äußerst unbeliebt war. Das Heer, mit dem der Feldzug im Jahre 1739 eröffnet wurde, zählte über 100000 Mann.

Wiewohl es Wallis gelang, einen Angriff der Türken bei Grozka zurückzuweisen, 22. Juli 1739, und sie bei Pancsova zu schlagen, 30. Juli, trat er, ähnlich wie sein Vorgänger Königsegg es im Jahre zuvor nach seinen anfänglichen Erfolgen getan hatte, den Rückzug an, und so geschah es binnen Jahresfrist zum zweitenmal, daß taktische Erfolge strategische Niederlagen im Gefolge hatten.

Um sein Verhalten zu rechtfertigen, schilderte Wallis dem Kaiser die Lage auf dem Kriegsschauplatze in den düstersten Farben, stellte die Überlassung Belgrads an die Türkei als den einzigen Ausweg zum Frieden hin und knüpfte mit dem Feinde auf eigene Faust Friedensunterhandlungen an.

Auch der vom Kaiser zum Unterhandeln mit den Türken betraute Feldzeugmeister Graf Neipperg erklärte, keinen andern Ausweg zu sehen, und vereinbarte mit dem Gegner einen Frieden, der für Österreich der beschämendste war, den es je — vorher und nachher — abgeschlossen hatte.

Das Unerhörte dabei war aber nicht so sehr diese Tatsache an sich, sondern die Art, wie er zustande kam. Graf Neipperg schloß ihn nämlich ab, bevor der Kaiser seine Zustimmung gegeben hatte. Diese wäre auch nachträglich kaum erfolgt, wenn sich der Kaiser nicht vor eine vollzogene Tatsache gestellt gesehen hätte. Das von den andern im Felde stehenden Generalen auf Verlangen

des Kaisers abgegebene Gutachten widersprach nämlich den Darstellungen der Grafen Wallis und Neipperg ganz und gar und rechtfertigte deren pessimistisches Verzagen in keiner Weise. Aber diese Denkschrift gelangte zu spät in die Hände des Kaisers, da Graf Wallis, der ihren Inhalt offenbar kannte, ihre Absendung verzögert hatte.

Zwar sandte der Kaiser daraufhin einen Kurier an Neipperg, der diesem den Befehl überbrachte, in den Friedensverhandlungen nicht über die ihm schon früher gegebenen Instruktionen hinauszugehen, sie allenfalls lieber abzubrechen; aber dieses Schreiben gelangte angeblich nie in den Besitz Neippergs, sei's, daß es die Türken aufgefangen hatten, sei's, daß er den Empfang leugnete.[1])

Am 18. September 1739 wurde in Belgrad der Friede unterzeichnet, der Österreich um alle Errungenschaften des Passarovitzer Friedens brachte, mit Ausnahme des Banats. Es verlor also die „Kleine Walachei", Nordserbien und das rechte Saveufer in Bosnien.

Diese Verluste erhielten noch eine drastische Folie durch den krassen Gegensatz, in dem sie zu den hochfliegenden Plänen standen, denen man sich in Wien bei Eröffnung des Feldzuges hingegeben hatte. Damals hatte man von der Eroberung ganz Bosniens und Nordalbaniens bis zur Drinmündung, der Walachei bis Braila und der Moldau bis an den Pruth geträumt, und jetzt war man um alle Eroberungen gekommen, die Prinz Eugen jenseits der Save und Donau gemacht hatte.

Der Friede von Belgrad sollte für siebenundzwanzig Jahre gelten, also bis zum Jahre 1766.

Gleichzeitig schloß auch Rußland mit dem Sultan Frieden. Und zwar verzichtete es auf alle im Kriege gemachten Eroberungen, auf die Schiffahrt im Schwarzen und Asowschen Meere, auf die Große und Kleine Kabardei im Kaukasus und verpflichtete sich zur Schleifung der Befestigungswerke Asows. Dagegen durfte es wieder eine ständige Gesandtschaft in Stambul halten. Dieser Friede sollte „auf ewige Zeiten" währen.

Daß Rußland auf diese demütigenden Bedingungen einging, erscheint befremdlich, da Münnich im Feldzuge dieses Jahres die Türken bei Stawutschane geschlagen und in Jassy eingezogen war. Offenbar war es die drohende Haltung Schwedens, die es

---

[1]) Näheres hierüber bei M. v. Angeli, „Krieg mit der Pforte 1736—1739", S. 464 ff.

zu dieser Nachgiebigkeit bewogen hatte, und wohl auch die Hoffnung, diesen Vertrag bei der nächsten günstigen Gelegenheit einer gründlichen Korrektur zu unterziehen.

*

Bald nach Abschluß dieses für Österreich so überaus ungünstigen Friedens starb Kaiser Karl VI., 20. Oktober 1740, und das war das Alarmsignal zu einem Kriege, in dem nahezu ganz Europa, in zwei Lager geteilt, einander in Waffen gegenüberstand. Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern trat als erbberechtigter Anwärter auf den deutschen Kaiserthron auf, und auch der Kurfürst August III. von Sachsen machte Ansprüche auf das österreichische Erbe geltend. Sie fanden an Preußen, Frankreich, Spanien, Neapel, Schweden und einigen deutschen Kurfürsten Verbündete, und so stand Kaiser Karls Tochter Maria Theresia einer gewaltigen Koalition gegenüber, wobei sie nur bei Rußland, England und Holland Unterstützung fand. Ihre Truppen mußten sich an der Donau, in Böhmen, in Italien und in den Niederlanden mit ihren zahlreichen Feinden herumschlagen.

Dieser schwere Kampf ums Dasein, den Österreich zu führen hatte, nahm seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte natürlich derart in Anspruch, daß es an eine gleichzeitige Verfolgung seiner Balkanziele auch nicht entfernt denken konnte; auch nicht zu denken brauchte, denn der Türkei lag es in den chronischen innern und äußern Nöten, in denen sie sich befand, unendlich fern, Österreich anzugreifen.

Auch nach Beendigung des österreichischen Erbfolgekriegs blieb die Aufmerksamkeit Österreichs nahezu ausschließlich dem Norden zugewendet, denn die Wiedergewinnung des an Friedrich II. von Preußen verlorenen Schlesien war der leitende Gedanke Maria Theresias und ihres Staatskanzlers Kaunitz, und dieser Gedanke drängte alle andern Fragen zurück, auch die orientalische.

Nach einer mehrjährigen Kampfpause setzte das Ringen um Schlesien von neuem ein und dauerte sieben Jahre.

Mit dem Frieden von Hubertusburg im Jahre 1763 wurde es endgültig zugunsten Preußens entschieden, das Schlesien behielt.

Allein in Wien gab man den Gedanken an die Wiedereroberung dieses Landes darum noch immer nicht auf, denn man konnte den Verlust einer so großen und blühenden, zudem deutschen Provinz nicht verschmerzen. Und es blieb dieser Wunsch auch weiterhin das treibende Motiv der österreichischen Politik.

Nichtsdestoweniger aber sah man sich in Wien nun doch wieder bemüßigt, sein Augenmerk auch den orientalischen Angelegenheiten zuzuwenden.

Zwischen der Türkei und Rußland kam es nämlich abermals zum Kriege, da der Sultan, die Kräfte seines Reichs überschätzend, einem Hilferufe Polens Folge leistete, in der Meinung, eine günstige Gelegenheit zu haben, seinen so arg geschmälerten Besitz zu erweitern.

Diesmal ergriff Österreich nicht wieder Rußlands Partei wie einunddreißig Jahre früher, denn das Einvernehmen zwischen beiden Mächten hatte sich im Laufe der letzten Jahre stark abgekühlt.

Aber nicht etwa infolge der übeln Erfahrungen, die sie im letzten Türkenkriege miteinander gemacht hatten, so begreiflich dies auch gewesen wäre. Die damalige Verstimmung hatte nicht lange gedauert und nicht gehindert, daß schon im Jahre 1746 zwischen ihnen ein Vertrag zustande kam, in dem eines dem andern seine Hilfe gegen einen Angriff vonseiten der Türkei oder Preußens zusicherte.

Solange die Zarin Elisabeth in Rußland das Szepter führte, erfuhr dieses Bündnis auch keine Störung, sei's nun, weil die Zarin eine aufrichtige Freundin Österreichs war, sei's, weil die gemeinsame Abneigung beider Reiche gegen Preußen größer war als ihre Rivalität im Orient.

Nach dem Tode Elisabeths änderte sich dieses gute Einvernehmen aber sofort. Zar Peter III., der für König Friedrich ebensoviel Bewunderung hegte, als seine Vorgängerin Haß, schloß mit ihm ein Bündnis und stellte ihm Truppen zur Verfügung. Die Kürze seiner Regierung bewahrte Österreich vor einem Konflikt mit Rußland, zu dem es infolge seiner Preußenfreundlichkeit sonst leicht hätte kommen können.

Aber auch seine Witwe und Nachfolgerin, Katharina II., machte zunächst keine Miene, das Bündnis mit Österreich zu erneuern, wenn sie sich auch nicht gewillt zeigte, Preußen aktive Unterstützung zu gewähren, und ihre Truppen zurückzog.

Bei dieser sehr merklichen Abkühlung der österreichisch-russischen Beziehungen war es daher nur selbstverständlich, daß einerseits Katharina es vorzog, den Kampf mit der Türkei allein durchzuführen, anderseits Österreich es unterließ, ihr seine Bundesgenossenschaft anzutragen.

Die russischen Waffen errangen diesmal bedeutende Erfolge zu Land und zu Wasser. Sie nahmen Chocym, bemächtigten

sich der Moldau, erfochten Siege an der untern Donau und in der Krim und schlugen die türkische Flotte bei Tscheschme bis zur Vernichtung, 5. Juli 1770.

Diese Erfolge beunruhigten in Österreich nicht wenig und bereiteten dem Fürsten Kaunitz sorgenvolle Stunden. Um den Fortschritten Rußlands zu begegnen, überwand dieser Staatsmann sogar seine tiefwurzelnde Antipathie gegen Preußen und suchte Friedrich II. zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Rußland zu bewegen, was ihm aber nicht gelang.

Noch drastischer aber kennzeichnete es den Wandel der österreichischen Politik, den die russischen Erfolge hervorgerufen hatten, daß Fürst Kaunitz einen Geheimvertrag mit der Pforte abschloß, worin er ihr gegen Abtretung der „Kleinen Walachei" und Zahlung von Subsidien versprach, ihr wieder zu den an Rußland verlorenen Gebieten zu verhelfen.

Österreich Verbündeter derselben Türkei, in der es durch mehr als zwei Jahrhunderte lang seinen gefährlichsten Feind gesehen und gefürchtet hatte!

Dieser im Jahre 1771 abgeschlossene Vertrag, der noch vor der Ratifizierung ausspioniert wurde,[1]) trat aber niemals in Kraft und nützte keinem der beiden Kontrahenten.

Das Bekanntwerden dieser Vereinbarung aber genügte, Katharina ernstlich zu beunruhigen, um so mehr, als Kaunitz sie wissen ließ, daß er eine so beträchtliche Vergrößerung ihres ohnehin schon so ausgedehnten Reichs, wie sie in Petersburg angestrebt werde, nicht zulassen könne; insbesondere nicht die Lostrennung der Walachei und Moldau vom türkischen Reiche. (Rußland hatte zwar bloß die Unabhängigkeit dieser Fürstentümer verlangt, aber Kaunitz gab sich über die Art dieser „Unabhängigkeit" keinen Illusionen hin.)

Der Interessengegensatz zwischen den beiden Mächten zeigte sich bei diesem Anlaß in vollster Deutlichkeit: Rußland suchte sich des türkischen Besitzes zu bemächtigen; Österreich wollte dies zwar ebenfalls, konnte sich aber nicht dazu entschließen, in eine Aufteilung dieses Gebietes zu willigen; aus den verschiedensten Gründen: weil man eine Stärkung Rußlands überhaupt nicht wünschte; weil man insbesondere dessen Festsetzung auf dem Balkan nicht haben wollte und von ihr eine gefährliche Beeinflussung der Balkanchristen besorgte; weil ferner die Türkei seit

[1]) C. v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 106.

ihrem Verfall aus einem mächtigen und gefürchteten Nachbarn ein bequemer, ungefährlicher geworden war, zumindest ein ungefährlicherer als Rußland. Und schließlich spielte, wie in allem, was Kaunitz dachte und tat, auch der Gedanke an Preußen mit. Wie würde sich dieses verhalten? Und war es nicht klüger, seine Kräfte für die Auseinandersetzung mit ihm zu versparen, statt sich „da unten" zu engagieren? Was wollten Bosnien, Serbien und Albanien bedeuten, wenn man Schlesien haben konnte!

Auch in Berlin war man keineswegs frei von Bedenken, die einander widersprachen: man war mit Rußland verbündet und sollte ihm helfen, wenn es zwischen ihm und Österreich zum Kriege kam. Das hätte man nun an sich sicher nicht ungern getan, denn man wünschte Österreich zu schwächen und zu demütigen; aber anderseits wünschte man auch nicht Rußland zu stärken und anspruchsvoller zu machen. Darüber dachte man ähnlich wie in Wien; nur mit dem Unterschiede, daß man es nicht im Hinblick auf den Balkan tat, sondern in dem auf Polen.

Schließlich ergab sich aber für die drei Mächte aus dieser schwierigen und gefährlichen Situation ein Ausweg. Man fand einen Blitzableiter, in den sich die Spannung entlud, einen Prügelknaben, an dem die drei Mächte den Unwillen auslassen konnten, der sie gegeneinander erfüllte. Und der war Polen.

Infolge der anarchischen Zustände, die in diesem unglücklichen Reiche herrschten, in eine unhaltbare Lage geraten, ging es seiner Auflösung entgegen. Da Preußen und Rußland die Absicht zeigten, diesen Prozeß zu beschleunigen und an Polen schon bei lebendigem Leibe eine gründliche Amputation vorzunehmen, wollte auch Österreich mithalten. Eigentlich gegen sein Empfinden, denn Polen bedeutete für Österreich einen Pufferstaat gegenüber Rußland, von dem es nur Nutzen haben konnte, gewiß keinen Schaden. Eine Teilung dieses Reiches lag darum sicher nicht in seinem Interesse; aber da man sich in Wien außerstande sah, dessen Abschlachtung zu verhindern, so wollte man wenigstens mit dabei sein, um sich auch ein ordentliches Stück zu holen; die andern sollten sich dieser reichen Beute nicht allein freuen.

Diese aber sahen ein, daß sie einem so mächtigen Nachbarn es nicht verwehren konnten, mitzuhalten, machten daher gute Miene zum bösen Spiele und rückten zusammen, worauf sie alle drei zulangten.

So kam jener unerhörte Akt eines politischen Kannibalismus zustande, der als die erste Teilung Polens historisch geworden ist

und der in der neuern Geschichte nur in der Zerstückelung der Türkei in unsern Tagen seinesgleichen hat.

Somit hat Polen damals, allerdings ganz unfreiwillig, die Türkei möglicherweise vor dem Schicksale der Aufteilung bewahrt, zu der sich Kaunitz vielleicht doch noch entschlossen hätte; jedenfalls hat es ihr Schicksal etwas erleichtert, denn da Rußland sich an Polen hatte schadlos halten können, zeigte es sich der Pforte gegenüber in seinen Forderungen gnädiger, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, zumal im Hinblick auf seine sich fortwährend mehrenden militärischen Erfolge.

Freilich war der Frieden von Kütschuk Kajnardsche, der diesen Krieg im Jahre 1774 beschloß, für die Türkei noch immer schlimm genug. Sie willigte darin in die Abtretung der Seefestungen Asow, Kertsch, Jenikale und Kinburn sowie der Karbardei (nördlich vom Kaukasus), erkannte die Unabhängigkeit der Krimtataren an und gestand Rußland die freie Schiffahrt im Schwarzen und „Weißen" Meere (d. h. Marmara- und Ägäischen Meere) zu, sowie den Bau einer griechischen Kirche in Pera. Außerdem mußte sie noch $4^1/_2$ Millionen Rubel Kriegskosten zahlen. Rußland zog dafür seine Truppen aus der Walachei und Moldau zurück und verpflichtete sich, in Georgien und Mingrelien sich nicht einzumischen.[1])

Dieser für die Pforte überaus ungünstige Friedensschluß erhielt noch eine Art Postskriptum, denn Österreich bemächtigte sich bald darauf der Bukovina, wogegen die Pforte zwar lebhaft protestierte, ohne sich jedoch ernstlich zur Wehr zu setzen.

Da es zwischen ihr und Rußland aber noch inmer Reibungen gab, deren Beseitigung beiden Teilen wünschenswert erschien, wurde zwischen ihnen zu Ainaly Kawak 1779 ein neuer Vertrag geschlossen, der der Türkei einige unbedeutende Zugeständnisse einräumte, ihr den Donaufürstentümern und den Griechen gegenüber aber auch solche abnötigte.

Die Zarin Katharina war weit davon entfernt, ihre Rechnung mit der Pforte durch diese Verträge als beglichen anzusehen, sondern dachte vielmehr an die Vollstreckung des sogenannten „Testaments" Peters des Großen: das war die Vertreibung der Türken aus Europa und die Aufpflanzung des Kreuzes auf der Agia Sofia in Konstantinopel.

Um diese Idee verwirklichen zu können, mußte sie sich aber der Zustimmung und womöglich auch Mitwirkung Österreichs

[1]) C. v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 107.

versichern, denn ohne oder gar gegen dieses war nicht daran zu denken. Es war daher notwendig, das seit dem Tode der Zarin Elisabeth arg getrübte Einvernehmen mit Österreich wieder herzustellen.

Kaunitz kam ihr in diesem Bestreben auf halbem Weg entgegen, denn seine frühere Geringschätzung eines Bündnisses mit Rußland hatte sich im Laufe der Jahre in das Gegenteil umgewandelt.[1]) Ein freundschaftliches Verhältnis zu Rußland zu erzielen, bildete einen Hauptpunkt seines politischen Programms. Bei ihm war es jedoch nicht nur wie bei Katharina der Hinblick auf die orientalische Frage, der ihn hierzu veranlaßte — die kam erst in zweiter Linie in Betracht — sondern der auf Preußen, in dem er den Erzfeind des Hauses Habsburg sah. Gegen diesen wollte er sich mit Rußland verbünden. Erst wenn er dessen ganz sicher war und seinen Rücken gedeckt wußte, durfte er an eine Ausdehnung des Reichs im Südosten denken und mit dem Bundesgenossen an die Aufteilung des Ottomanischen Reichs gehen. Vorausgesetzt, daß diese unabwendbar wurde; denn so verlockend es ihm für Österreich auch erschien, in den Besitz Serbiens, Bosniens, der Donaufürstentümer und Albaniens zu gelangen, so bedeutete eine derartige Aufteilung anderseits doch ein äußerst gewagtes Experiment; nicht so sehr wegen des Widerstandes der Türkei selber als vielmehr wegen des Widerstandes der europäischen Staaten, die der Aufteilung schon aus bloßem Neide kaum ruhig zusehen würden. Unabsehbare Verwicklungen konnten die verhängnisvollen Folgen dieses Schrittes sein. Wog aber der mögliche Gewinn dabei solche Gefahren auf? War es nicht doch besser, von Erwerbungen auf Kosten der Türkei abzusehen und

[1]) Nach dem Hubertusburger Frieden hatte sich Kaunitz, noch unter der Nachwirkung des Verdrusses über das Abschwenken der russischen Politik von Österreich, in einem Schreiben an den kaiserlichen Gesandten in Petersburg über ein Bündnis mit Rußland geradezu wegwerfend geäußert: „Wenn unter den obwaltenden Verhältnissen ein engeres Bündnis mit Rußland geschlossen werden könnte, so würde dasselbe nicht zu wesentlichem Nutzen, sondern vielmehr zum Schaden gereichen und Österreich nur in seiner sonstigen Bewegung nachteilige Hemmnisse bereiten. Jedoch sei gleichzeitig auch das andere Extrem zu vermeiden und Rußland keine Gelegenheit zu geben, sich mit Österreich völlig zu überwerfen ... Wenn es auch als Freund nur wenig oder gar nichts zu nützen vermöchte, so würde es doch als Gegner sehr große Nachteile verursachen können."

v. Arneth, „Maria Theresias letzte Regierungszeit", zitiert bei J. Nosinich und L. Wiener, „Kaiser Josef II. als Staatsmann und Feldherr", Wien, 1885, aus „Mitteilungen des Kriegsarchivs," S. 10.

dafür einen Nachbar zu haben, von dem man nichts zu befürchten hatte? War es nicht klüger, dafür Sorge zu tragen, daß Österreich dieser ungefährliche Nachbar erhalten blieb? Gab es für Österreich nicht Wichtigeres zu tun als die Türkei vernichten zu helfen? Galt es nicht wieder, die Vorherrschaft in Deutschland zurückzugewinnen, die Friedrich von Preußen an sich gerissen hatte?

Das waren die Gedanken, die im Kopfe des österreichischen Staatskanzlers auf und nieder wogten. Wie eine Magnetnadel zitterte seine Seele zwischen dem Für und Wider dieser Möglichkeiten hin und her, um schließlich immer wieder nach Norden zu weisen.

Seine Politik erinnert an das Gebaren eines genäschigen Kindes, das zulangen möchte, aber sich nicht getraut und, schon im Begriffe, die Hand auszustrecken, wieder zurückzuckt und einen mißtrauischen Blick nach der Stelle wirft, von der ihm Gefahr droht.

Durch diesen Vergleich soll die Politik des Kanzlers aber keineswegs herabgesetzt werden. Unter den gegebenen Verhältnissen war sie durchaus begreiflich und vielleicht sogar die einzig richtige. Hätte er sich nach der einen Seite zu sehr engagiert, so würde er sich der Gefahr ausgesetzt haben, auf der andern alles einzubüßen. Es blieb ihm daher kaum etwas anderes übrig, als klug zu lavieren. Das ließ sich bei dem universellen Charakter der weitausgreifenden habsburgischen Hauspolitik nun einmal nicht vermeiden, sollte er mit ihrer Tradition nicht brechen, was er weder wollte noch durfte.

Danach mußte er seine Politik einrichten. Dazu bedurfte er vor allem eines geeigneten Vertreters am russischen Hofe. Zu dieser heikeln Mission ersah er sich einen noch sehr jungen, aber auch sehr befähigten Diplomaten, den erst sechsundzwanzigjährigen Grafen Ludwig Cobenzl, den er im Jahre 1779 zum Gesandten in Petersburg ernannte. Die Instruktionen, die er ihm mitgab, gingen dahin, „bei jeder Gelegenheit zu betonen, daß Österreich keinerlei Eroberungsgedanken hege und mit seinem Besitz zufrieden sei, auf der andern Seite durchblicken zu lassen, daß man einer Verständigung mit Rußland nicht abgeneigt sei, wenn man seine Konvenienz finde. Man müsse die Augen offen behalten, die Spanne Zeit bis zum Wiederausbruch des Krieges benützen und, wenn keine Möglichkeit zur Erhaltung des Osmanenreiches vorhanden sei, die Russen nötigen, den ersten Schritt zu

tun, um die Mitwirkung Österreichs zu erlangen, wodurch man natürlich in die Lage käme, die Bedingungen vorzuschreiben."[1])

Mit Graf Cobenzl hatte Fürst Kaunitz einen glücklichen Griff getan; er erwies sich als der richtige Mann für diesen heikeln Posten und kam den Absichten des Kanzlers um so verständnisvoller entgegen, als er selber über die orientalische Frage ganz so dachte wie dieser.[2])

Solange Maria Theresia auf dem Throne saß, war übrigens an Eroberungen auf dem Balkan nicht zu denken, denn sie wollte nichts davon wissen und hatte erklärt, sie werde zu einer Aufteilung der Türkei nie ihre Hand bieten. Dem kaiserlichen Gesandten am Versailler Hofe, Grafen Mercy, gegenüber hatte sie dieser Abneigung in einem Briefe vom 31. Juli 1777 deutlichsten Ausdruck gegeben:

„Die Teilung des Osmanenreiches wäre von allen Unternehmungen die kühnste und gefährlichste. Was würden wir gewinnen, wenn wir unsere Eroberungen selbst bis vor die Mauern Konstantinopels ausdehnen würden? Ungesunde, kulturlose, entvölkerte oder von unzuverlässigen Griechen bewohnte Provinzen, welche die Kräfte der Monarchie nicht steigern, sondern erschöpfen würden. Dies wäre ein noch kritischeres Ereignis als die erste Teilung Polens."[3])

Erst nach dem Tode Maria Theresias kam in die Annäherung der beiden Kaisermächte ein rascheres Tempo. Kaiser Josef II., voll Tatendurst und Ehrgeiz, suchte das Bündnis mit Rußland, weil er darin die beste Gewähr für die Möglichkeit seiner hochfliegenden Pläne sah, die sowohl nach dem Südosten als ganz besonders nach dem Norden gingen. Lockte ihn auch der Besitz auf dem Balkan, so zog ihn der Gedanke an die Wiedereroberung Schlesiens und die Demütigung Preußens noch mehr an.

---

[1]) A. Beer, „Orientalische Politik", S. 42.

[2]) In einer Denkschrift über das Verhältnis Österreichs zu Rußland, deren Verfasser offenbar Cobenzl ist, wird ausgeführt, daß es den Interessen Österreichs am besten entspräche, die Türkei zu erhalten, denn die Erwerbung türkischen Gebiets könne für den Verlust einer so ungefährlichen Nachbarschaft nicht entschädigen. Darum müsse man vor allem trachten, sie so lang als nur möglich zu erhalten. Da es aber fraglich sei, ob dies auf längere Dauer möglich sein werde, müsse man sich doch schon jetzt mit der Frage der Aufteilung befassen; denn bei dieser bloß als passiver Zuschauer anwesend zu sein, wäre das Schlimmste, was Österreich tun könne. A. Beer, „Orientalische Politik", S. 40.

[3]) A. v. Arneth, „Maria Theresia", I, S. 99. Zitiert bei A. Beer, „Orientalische Politik", S. 39.

Da er sich von einer mündlichen Aussprache mit Katharina eine raschere und erfolgreichere Annäherung als von diplomatischen Verhandlungen versprach, besuchte er die Zarin Anfang Juni 1780 in Mohilew.

Geistvoll und ehrgeizig, wie beide waren, fanden sie aneinander Wohlgefallen und sprachen sich über ihre Pläne eingehend aus. Trotzdem dauerte es noch geraume Weile, bis es zu festen Vereinbarungen kam. Auf den Wunsch Katharinas wurde die briefliche Form, in der diese zwischen ihr und dem Kaiser erörtert wurden, beibehalten, wodurch dieser Briefwechsel Vertragscharakter erhielt.

Sie garantierten einander darin gegenseitig ihren Besitzstand und Unterstützung gegen jeden Angriff von dritter Seite. Hinsichtlich der Türkei im besondern versprach der Kaiser der Zarin für die zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossenen Verträge Gewähr zu leisten und sich für den Fall, als sich die Türkei gegen diese Abmachungen etwas zuschulden kommen lasse, zunächst im guten bei ihr zu verwenden; wenn das vergeblich wäre, ihr aber den Krieg zu erklären und sie an der Seite Rußlands zu bekämpfen. Im Falle, als es zu maritimen Unternehmungen im Asowschen oder Schwarzen Meere kommen sollte, würde er seine Unterstützung in Form eines noch zu vereinbarenden Äquivalents leisten. Auch behielt er sich vor, im Falle der Kriegshilfe eine entsprechende Vergütung zu beanspruchen.

Diese im Jahre 1781 getroffenen Vereinbarungen sollten schon im folgenden Jahre auf die Probe gestellt werden. Der von den Russen protegierte Tatarenkhan Schahin Girey machte sich in der Krim durch Reformen mißliebig, die die mohammedanischen Gebräuche verletzten, erregte dadurch einen Aufstand und wurde von seinen Untertanen verjagt. Die Pforte hatte dabei ihre Hand im Spiele, denn sie hatte den Verlust der Krim noch nicht verschmerzt, wohl deshalb vor allem, weil sie von Mohammedanern bewohnt war, und hoffte sie wieder zu erlangen, wenn daselbst Unruhen ausbrachen.

Für Katharina war dieser Fall ein erwünschter Vorwand, gegen die Türkei einzuschreiten, und sie rechnete dabei auf Österreichs Unterstützung. In dem Briefwechsel, der aus diesem Anlasse zwischen ihr und Kaiser Josef stattfand, enthüllte sie ihre gewaltigen Pläne:

Was sie anstrebte, war nichts Geringeres als die Wiederherstellung des alten byzantinischen Reichs, an dessen Spitze ihr jüngster Enkel Konstantin als griechischer Kaiser treten sollte, mit

Konstantinopel als Residenz. Dem unter solchen Umständen naheliegenden Verdachte, daß dieses neue Griechenreich in Wahrheit nur eine russische Provinz sein werde, suchte sie durch die Erklärung zu begegnen, daß sowohl sie selber als ihr Sohn und Enkel sich verpflichten würden, das zu errichtende Reich nie mit Rußland zu vereinigen. Außer dem Griechenstaate am Bosporus wollte sie noch einen zweiten Staat neu schaffen, ein Dazisches Reich, das aus der Moldau, der Walachei und Bessarabien gebildet werden und an dessen Spitze ein christlicher Fürst kommen sollte.[1])

Für Rußland selbst beanspruchte die Kaiserin nur die Stadt Oczakow und das Gebiet zwischen Bug und Dnjestr; außerdem bloß ein bis zwei Inseln im Mittelmeere aus kommerziellen Gründen.

Dieses vom 10. September 1782 datierte Schreiben beantwortete Kaiser Josef in einem ebenso ausführlichen Briefe vom 13. November. Er äußerte darin ernste Bedenken gegen die ihm optimistisch erscheinende Auffassung Katharinas: Sie stelle sich die Aufteilung des türkischen Reiches weit leichter vor, als sie tatsächlich wäre. Seine Mitwirkung bei diesem großen Projekte sei nur dann möglich, wenn er sich gegen Preußen gesichert wisse, denn König Friedrich werde sich, wenn er ihn in einen großen Krieg mit der Türkei verwickelt sehe, die Gelegenheit gewiß nicht entgehen lassen, Österreich zu überfallen. Sein hohes Alter werde ihn davon keineswegs abhalten, wie sie glaube. Es sei daher unbedingt notwendig, sich vorerst der Zustimmung Frankreichs zu versichern, das dann Preußen in Schach zu halten hätte. Aber selbst wenn das gelänge, wäre es unerläßlich, daß sie 40—50000 Mann gegen Preußen aufstelle, wogegen er sich verpflichten würde, ihr mit 60—80000 Mann gegen die Pforte zu Hilfe zu kommen. Für den Fall, als es wirklich zur Aufteilung der Türkei kommen sollte, stellte er für sein Reich folgende Ansprüche: die Festung Chocym mit einem kleinen Gebiete zur Sicherung Galiziens und der Bukovina; am linken Donauufer die „Kleine Walachei" und Orsova, am rechten einen drei Meilen breiten Streifen von Nikopolis bis Belgrad, diese beiden Städte sowie Widdin inbegriffen; von Belgrad solle die Grenze Österreichs durch eine gerade Linie zum Golfe des Drin gezogen werden, also nebst Teilen von Serbien, Bosnien, die Herzegovina, Dalmatien, Istrien und Nordalbanien umfassen. Die Republik Venedig wäre für die Abtretung der Küstengebiete an der Adria durch

[1]) Katharina soll dabei an ihren Günstling Potemkin gedacht haben. Siehe v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 116.

Morea, Kreta, Cypern und andere Inseln des ägäischen Archipels zu entschädigen. Der Besitz einer Küste wäre nicht nur für Österreich, sondern auch für Rußland von Vorteil, denn dann könne es auch zur See von Österreich unterstützt werden. Schließlich forderte der Kaiser noch, daß die Donau dem österreichischen Handel bis zur Mündung freibleiben müsse, desgleichen die Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen.

Ebensowenig wie Josef von dem ihm geradezu leichtsinnig erscheinenden Projekt Katharinas erbaut war, war es diese von seinen Eröffnungen. Zumal den Vorschlag, Venedig durch Morea und griechische Inseln zu entschädigen, erklärte sie für unannehmbar, da hierdurch das von ihr geplante griechische Reich geschädigt werden würde.

So führte diese gegenseitige Enthüllung ihrer politischen Pläne zwischen Josef und Katharina zu einer merklichen Abkühlung ihrer früher so lebhaften Sympathien.

Katharina ließ sich hiedurch in ihren Absichten aber nicht beirren und schritt, im Vertrauen auf die frühern Abmachungen mit dem Kaiser, an die Annektierung der Krim.

Die Pforte machte zwar Schwierigkeiten, fügte sich aber schließlich, von Frankreich, auf dessen Hilfe sie gehofft hatte, nicht kräftig genug unterstützt, den Drohungen Rußlands und den Vorstellungen Österreichs.

So kam zu Beginn des Jahres 1784 zwischen Rußland und der Pforte ein Friedensvertrag zustande, der diese der Krim, Tamans und des Kubangebietes beraubte, die fortan zu Rußland gehörten.[1])

Dieser unblutige und wichtige Erfolg Rußlands hatte eine Aufhellung der getrübten Beziehungen zwischen Katharina und Josef zur Folge, denn die Zarin wußte, daß sie ihn nicht zum wenigsten seinen Bemühungen und dem energischen Nachdruck dankte, mit dem er sich in Paris und Konstantinopel für ihre Ansprüche eingesetzt hatte. Durch die Erhebung ihres Gesandten in Wien, des Fürsten Galitzin, zum Rang eines Botschafters suchte sie ihre Befriedigung aller Welt zu bezeigen; eine Auszeichnung, die Josef erwiderte, indem er seinen Vertreter in Petersburg, den Grafen Ludwig Cobenzl, ebenfalls zum Botschafter ernannte.

Trotzdem konnte der Kaiser dieses Bündnisses nicht froh werden. Er sah, daß Katharina, hartnäckig und unbeirrt durch die Rücksicht auf seine schwierige Lage gegenüber Preußen, auf ihr

[1]) Infolge dieses Herrscherwechsels verließen über 20000 mohammedanische Tataren die Krim und siedelten sich in der Dobrudscha an.

Ziel lossteuerte, und fürchtete, in einen langwierigen Krieg mit der Türkei verwickelt zu werden, der die Gefahr heraufbeschwor, von Preußen angegriffen zu werden.

Diese Besorgnis bemächtigte sich seiner in solchem Grade, daß er sogar daran dachte, mit der traditionellen Politik seines Hauses zu brechen und mit Preußen eine Allianz abzuschließen; durch den Tod König Friedrichs, dieses Erzfeindes Österreichs, schien ihm dieser schwere Schritt eher möglich. Allein er kam nicht dazu, ihn auszuführen, denn Kaunitz erhob Gegenvorstellungen, die ihn bewogen, diesen Gedanken wieder fallen zu lassen.

Kaunitz sah für Österreich im engen Anschluß an Rußland eine politische Notwendigkeit, wiewohl er die damit verbundenen Gefahren keineswegs verkannte. Aber sich mit Rußland zu verfeinden, wenn man dessen Bestrebungen im Orient entgegentrat, oder aber durch passives Zusehen das Erbe der Türkei Rußland allein zu überlassen, das schien ihm noch schlimmer als die übeln Folgen, die ein mit Rußland gemeinsamer Feldzug gegen die Pforte nach sich ziehen konnte.

Es entsprach daher ganz seinen Wünschen, als Kaiser Josef im Mai 1787 abermals eine Zusammenkunft mit Katharina hatte, die die Beziehungen der beiden Herrscher und ihrer Reiche nur festigen konnte.

Noch im selben Jahre sollte die Bundestreue des Kaisers auf die Probe gestellt werden:

Zwischen Rußland und der Türkei entstanden wegen kaukasischer Angelegenheiten abermals Differenzen, die rasch zu einem bedrohlichen Umfang anwuchsen. Die Pforte, durch die beständigen Drangsalierungen von seiten Rußlands gereizt, ließ sich dazu hinreißen, den russischen Gesandten Bulgakow in das Gefängnis der „Sieben Türme" zu sperren und Rußland den Krieg zu erklären, 24. August 1787.

Wiewohl dieses kriegerische Auftreten der Pforte Katharina unerwartet und früher kam, als ihr lieb war, so hatte es für sie doch wieder den großen Vorteil, daß die Türkei dadurch vor aller Welt als Friedensstörer dastand und für Österreich der Casus foederis eintrat.

Kaiser Josef ließ es auch nicht darauf ankommen, sich an seine Bundespflicht mahnen zu lassen, sondern teilte Katharina schon nach Bekanntwerden der Kriegserklärung mit, daß sie auf seine Hilfe mit Sicherheit zählen könne. Impulsiv veranlagt, wie er war, ging er, durch das aggressive Vorgehen der Pforte auf-

gebracht, mit Eifer ans Werk und fühlte sich dabei als ein Vorkämpfer der Kultur des Abendlandes gegenüber der Barbarei des Morgenlandes.

In einem Schreiben an den französischen Staatssekretär Grafen Montmorin vom 6. Juli 1787 äußerte er sich über die Türken sehr abfällig:

„Diese Barbaren des Orients haben mehr denn zweihundert Jahre alle möglichen Treulosigkeiten gegen meine Vorfahren begangen, Traktate verletzt, so oft es ihrer Raubgier gefiel, Verheerungen anzustellen ... Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsale zu entschädigen, die es einstens von ihnen dulden mußte ..."[1])

Nichtsdestoweniger zögerte der Kaiser aber mit der Kriegserklärung; hauptsächlich weil Österreich militärisch noch nicht hinlänglich gerüstet war; dann aber wohl auch, weil er noch hoffen mochte, die Pforte zum Nachgeben bewegen zu können.

Der Operationsplan Josefs war folgender: Das österreichische Heer sollte Belgrad, Orsova und Widdin als Operationsziele wählen; die russische Armee einerseits gegen Oczakow und Akjerman vorgehen und sich der Donaumündungen bemächtigen, anderseits über Bender gegen die Moldau operieren. Den russischen Vorschlag, die österreichische Armee solle sich Chocym als Operationsziel wählen und von dort in die Moldau dringen, lehnte der Kaiser entschieden ab; denn ihm war es vor allem um den Besitz Serbiens und Bosniens zu tun, weniger um die Donaufürstentümer, denen er nicht dieselbe große Bedeutung beilegte wie Kaunitz.[2])

In Petersburg erklärte man sich mit dem Operationsplane des Kaisers zwar einverstanden, handelte in der Folge aber nicht danach.

Kaiser Josef trug dem Prinzen de Ligne, der als sein Vertreter beim Heere Potemkins weilte, nachdrücklich auf, diesem dringend ans Herz zu legen, er möge nur ja keine Zeit verlieren; jeder Augenblick, in dem man keine Fortschritte mache, bedeute einen Triumph für den Feind; der größte Fehler, der begangen werden könne, wäre es, länger in Untätigkeit zu verharren.[3])

Er zeigte sich auch sehr enttäuscht und ungehalten darüber, daß die Russen, trotzdem sie auf diesen Krieg seit Jahren hingearbeitet hatten, so wenig vorbereitet waren. Voll Unmut schrieb er hierüber an Kaunitz: „... vous verrez qu'ils sont bien loin

[1]) J. Nosinich und L. Wiener, „Kaiser Josef II.", S. 321.
[2]) A. Beer, „Orientalische Politik", S. 97.
[3]) J. Nosinich und L. Wiener, „Kaiser Josef II.", S. 323.

les Russes à remplir les fanfaronades dont ils ont bercées l'Europe . . .“[1])

So berechtigt dieser Tadel sicherlich auch war, so nahm er sich doch gerade im Munde Kaiser Josefs seltsam aus, denn Österreich war ebenfalls alles eher als kriegsbereit, war es noch nicht einmal im Februar des folgenden Jahres, als der Kaiser dem Drängen der ungeduldig und mißtrauisch gewordenen Zarin endlich nachgab und den Krieg erklärte. Er tat dies nur sehr ungern:

„Ich setze Sie in Kenntnis, daß ich im Übermaße von Nachgiebigkeit für die Wünsche Rußlands dem Baron Herbert befohlen habe, am 9. Februar der Pforte meine Kriegserklärung zu überreichen.“[2])

Es war eine sehr ansehnliche Armee, die er auf die Beine stellte: 245000 Mann mit 37000 Pferden; davon die Hauptarmee unter seiner persönlichen Leitung in der Stärke von 125000 Mann. Sie konzentrierte sich bei Peterwardein und Semlin. Der übrige Teil des Heeres war von der Unna bis an den Sereth in fünf Korps verteilt, die sich in Kroatien, Slavonien, im Banat, in Siebenbürgen und in Galizien sammelten.

In seinem Tatendrang und seiner Ungeduld hatte der Kaiser schon vor der Kriegserklärung einen Versuch gemacht, sich Belgrads durch einen Handstreich zu bemächtigen; doch war dieser mißlungen und nicht minder eine Wiederholung des Unternehmens.

Seit März befand sich der Kaiser bei der Hauptarmee, aber abgesehen von der Kapitulation der Festung Šabac, 24. April, geschah auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes gar nichts, und am 18. Juli schrieb Josef voll bitterer Ironie an d'Alton, den kommandierenden General in den Niederlanden:

„Von hier kann ich Ihnen nichts anderes melden, als daß wir täglich den Fliegen den kleinen Krieg ankündigen, und jeder schützt sich soviel wie möglich gegen die Fieber und die Diarrhöe; denn was die Türken betrifft, so scheinen sie uns vergessen zu haben, und wir erwidern ihnen ein gleiches . . .“[3])

Es müssen sehr schwerwiegende Ursachen gewesen sein, die den Kaiser zu dieser Untätigkeit zwangen, Verhältnisse, die zu beseitigen nicht in seiner Macht lag; denn nichts widerstrebte seinem ungeduldigen, tatendurstigen Charakter mehr als eben die Untätigkeit, und es lag ein grausamer Hohn des Schicksals darin, daß

[1]) J. Nosinich und L. Wiener, „Kaiser Josef II.“, S. 323.
[2]) Ebenda S. 325.
[3]) Ebenda S. 329.

er denselben Fehler, vor dem er die Russen hatte warnen lassen, nun, sehr gegen seinen Willen, selber begehen mußte.

Die Untätigkeit der Hauptarmee, deren Zahl infolge der herrschenden Seuchen in erschreckender Weise zusammenschmolz, machte die Türken unternehmungslustig. Sie durchbrachen bei Orsova den wegen seiner Ausdehnung nur dünnen Kordon der österreichischen Aufstellung, warfen die Kaiserlichen aus ihren Positionen und nötigten sie zum Rückzuge. Der Kaiser rückte auf diese Hiobspost hin von Semlin nach dem Banat, vermochte aber nicht zu verhindern, daß diese blühende Provinz von den Türken überschwemmt und verheert wurde.

Glücklicher waren die kaiserlichen Truppen auf dem bosnischen Schauplatze, seit der in der Not herbeigerufene Feldmarschall Loudon die Führung übernommen hatte. Die Festung Dubica ergab sich, Novi wurde erstürmt, nur Berbir hielt sich.

Am erfolgreichsten fochten die österreichischen Truppen im Nordosten unter dem Prinzen Josias von Coburg. Dem Plane des Kaisers zufolge war es seine Aufgabe, die Fühlung mit der russischen Armee unter Romanzow herzustellen und Galizien sowie die Bukovina zu decken. Der Prinz hielt die Offensive jedoch für angezeigter, drang in die Moldau ein, nahm Jassy, 19. April 1788, schnitt die Festung Chocym von der türkischen Armee ab und brachte sie nach mehrmonatlicher Belagerung zu Falle, 19. September.

Aber weder diese Erfolge noch die des Feldmarschalls Loudon vermochten die bösen Mißerfolge an der untern Donau wettzumachen und das Gesamtergebnis des Feldzugs erfreulicher zu gestalten. Weder Belgrad, auf dessen Eroberung der Kaiser besonderes Gewicht legte, noch Berbir waren genommen worden, das Banat war, wenn auch von den Türken wieder geräumt, verwüstet, und die Verluste an Menschenleben waren unheimlich groß; nicht zu reden von den gewaltigen Kosten des im großen Stil geplanten Feldzuges.

Auch ein Versuch, die Crnagorzen für die Sache Österreichs zu gewinnen, war mißlungen. Der zu diesem Zweck in die Schwarzen Berge entsandte Hauptmann Vukassovich stieß dort überall auf russischen Einfluß, der, trotz des Bündnisses, seinen Bestrebungen im Wege stand. Ebensowenig gelang es diesem Emissär, eine Erhebung der Albanesen gegen den Sultan zu erzielen.

Tief verstimmt über dieses klägliche Ergebnis des Feldzugs, das in so krassem Gegensatze zu seinen hochfliegenden Plänen

stand, zudem auch körperlich leidend, verließ der Kaiser gegen Winteranfang, 18. November, die Armee.

Daß auch die russischen Heere keine größern Erfolge erzielt hatten, mochte ihm zwar eine gewisse Genugtuung geben, aber doch keinen Trost. Das Verhalten Rußlands wärend des Feldzugs trug noch dazu bei, seine Stimmung zu verdüstern. Entgegen seinem Kriegsplane hatte es die von ihm zur Bedingung gemachte Kooperation mit den österreichischen Truppen nur widerstrebend und unzulänglich betrieben.

Zu alledem kam noch die schwere Besorgnis, die ihm die Haltung Preußens einflößte. Führte dort Österreichs gefährlichster Feind, König Friedrich, auch nicht mehr das Zepter, so saß doch noch immer Graf Hertzberg am Staatsruder, der stets auf das Verderben Österreichs sann.

Diese von Norden drohende Gefahr schien Josef, der Preußen über all den Orientereignissen nie aus den Augen verloren hatte,[1]) so groß, daß er um jeden annehmbaren Preis Frieden schließen wollte, um einem Kriege nach zwei Fronten vorzubeugen, dem er Österreich nicht gewachsen glaubte. Da Rußland aber nicht geneigt war, den Krieg zu beenden, ohne in den Besitz des eben eroberten Oczakow und einer Kriegsentschädigung zu gelangen, bemühte er sich, mit der Pforte einen Sonderfrieden zu schließen, bevor Preußen dies hintertreiben konnte.

Der Thronwechsel in der Türkei machte die dahin zielenden Verhandlungen aber zunichte, denn der Nachfolger Abdul Hamids I., Selim III. (1789—1807), zeigte sich nicht gewillt, den Wünschen des Kaisers entgegenzukommen; ein neuer Feldzug war unvermeidlich.

Josef traf wieder mit großer Umsicht die Vorbereitungen dazu und empfahl in einer an Loudon gerichteten Denkschrift, sich nicht mit der Belagerung der kleinen Festungen in Bosnien aufzuhalten, sondern vor allem nach dem Besitze Belgrads zu trachten.

Mit dem Oberkommando über die gesamte Operationsarmee

---

[1]) Wie groß Kaiser Josefs Mißtrauen gegen Preußen war, geht besonders deutlich aus den Worten hervor, die er dem Prinzen de Ligne gegenüber gebrauchte: „Bei allen Unternehmungen, welche wir ausführen, dürfen wir niemals aus dem Auge verlieren, daß der König von Preußen immer der größte Feind des Wiener Hofes und seine Macht diejenige ist, welche die unsrige am meisten einschränkt.“ — Siehe J. Nosinich und L. Wiener, „Kaiser Josef II.“, S. 320.

betraute er den Feldmarschall Grafen Hadik, der 32 Jahre früher den berühmten Streifzug nach Berlin unternommen hatte.

Doch entsprach die Kriegführung des alt und kränklich gewordenen, einst so verwegenen Reitergenerals seinen Wünschen so wenig, daß er ihn seines Kommandos enthob und dieses Loudon übertrug, der bisher die Operationen in Bosnien geleitet hatte.

Diesem gelang es, das tapfer verteidigte Berbir zu Falle zu bringen, 9. Juli 1789, worauf er, durch einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers dazu genötigt, die Belagerung Belgrads in Angriff nahm, die er unter den gegebenen Verhältnissen für ein bedenkliches Wagnis hielt und für die er nicht die Verantwortung übernehmen wollte. Doch gelang das Wagnis. Am 9. Oktober ergab sich Belgrad, worauf auch die Kapitulation von Semendria folgte.

Auch auf den andern Schauplätzen des so weit ausgedehnten Kriegstheaters errangen die kaiserlichen Waffen rühmliche Erfolge. Graf Clerfayt nötigte die Türken durch einen Sieg bei Mehadia, 28. August, zum Rückzug über die Donau; Fürst Hohenlohe wies in Siebenbürgen einen türkischen Angriff auf den Bodzapaß ab und schlug den Feind dann bei Vajdeny, 8. Oktober; Prinz Coburg aber erfocht mit den Russen unter Suworow zuerst bei Fokšan, 31. Juli, und dann bei Martineštie, 22. September, hier gegen eine an Zahl weit überlegene Streitmacht, glänzende Siege. Am 10. November hielt er seinen Einzug in Bukarest.

So schloß der Feldzug von 1789 für die Verbündeten — die Russen hatten Akjerman und Bender genommen — wesentlich erfolgreicher als der des Vorjahrs.

Trotzdem hatte der Kaiser keinen sehnlichern Wunsch, als mit der Türkei Frieden zu schließen. Die Menschenopfer und die Kosten der zwei Feldzüge, das eigennützige, unaufrichtige Verhalten Rußlands, der für Österreich unglückliche Verlauf des Aufstandes in den Niederlanden, die gefährliche Gärung in Ungarn, und nicht zum wenigsten der für das kommende Jahr drohende Krieg mit Preußen: all das lastete schwer auf seiner Seele und ließ ihn krampfhaft nach einem Ausweg aus dieser Wirrnis suchen.

Er sollte ihn nicht finden, denn am 20. Februar 1790 erlöste ihn der Tod aus diesen Sorgen.

Sein Bruder und Nachfolger Leopold II. setzte seine Bemühungen, mit der Türkei Frieden zu schließen, mit Eifer fort und bestrebte sich außerdem, das Verhältnis zu Preußen zu bessern. Es gelang ihm erst nach langen Verhandlungen durch den Frieden von Sistovo, 21. August 1791, in dem Österreich auf alle

Eroberungen verzichtete, ausgenommen auf Alt-Orsova, das erst im Frühjahr 1790 erobert worden war.

Einige Monate später, 9. Januar 1792, schloß auch Rußland Frieden, das den Krieg inzwischen mit Erfolg fortgesetzt hatte. Es behielt in dem Vertrage von Jassy die Festung Oczakow und das eroberte Gebiet zwischen Bug und Dnjestr.

Das türkische Reich war aus diesem gefährlichen Kampfe mit den zwei Kaisermächten überraschend glimpflich davongekommen und hatte der Welt bewiesen, daß seine Aufteilung denn doch nicht so leicht durchzuführen war, wie man sich's in Petersburg und Wien vorgestellt hatte.

War es in diesem und den zwei vorausgegangenen Kriegen auch die Pforte, die Rußland den Krieg erklärt hatte, so waren es ihrerseits doch keine wirklichen Angriffskriege gewesen, sondern nur Verteidigungskriege in offensiver Form. Sie wollte ja nicht mehr neues Land erobern wie früher, sondern nur ihren Besitzstand wahren oder ihr entrissene Gebiete zurückgewinnen.

Mit diesem Kriege schloß die lange Reihe von Feldzügen, die Österreich gegen das türkische Reich geführt hatte. Seither ist es zwischen beiden nicht mehr zum Kriege gekommen.

III

Von Kaunitz bis Beust

1792—1866

Seit dem Tode Kaiser Josefs war in der Balkanpolitik Österreichs ein entschiedener Wandel eingetreten. Mit dem Kaiser war auch der Tatendrang entschlummert, mit dem er sie beseelt hatte, und an dessen Stelle trat das Gegenteil: eine ausgesprochene Tatenscheu.

Nicht als ob man die alten Balkanpläne für immer eingesargt hätte; aber man betrachtete sie als unzeitgemäß und vorläufig unausführbar.

Und das war unter den gegebenen Verhältnissen vorerst ganz begreiflich. Die Erfahrungen, die man mit den weitausgreifenden Plänen Kaiser Josefs gemacht hatte, waren durchaus nicht danach angetan, ein Weiterschreiten auf dieser Bahn ratsam erscheinen zu lassen. Es galt sich zu bescheiden und Kräfte zu sammeln, nicht zu vergeuden, denn man brauchte sie. Zu den alten Sorgen war

nämlich eine neue gekommen: die Französische Revolution. Ihre furchtbaren Ausbrüche erschütterten auch Österreich und zwangen es, abermals zu den Waffen zu greifen, die es sobald nicht wieder ablegen sollte. Denn es kam immer schlimmer: dem brodelnden Hexenkessel an der Seine entstieg ein unheimlicher Dämon, der, mit zauberhafter Eile zu ungeheurer Größe emporwachsend, seinen dunkeln Riesenschatten über ganz Europa warf und mit gewaltigen Polypenarmen ländergierig nach allen Himmelsrichtungen langte: Napoleon.

Gebannt wie an einem Medusenantlitz hingen die entsetzten Blicke der Völker Europas an dieser Schreckgestalt, und jedes hatte nur eine Sorge: sich ihrer zu erwehren. Ans Erobern dachte niemand; nur Rußland. Gestützt auf die Gunst seiner geographischen Lage, durch ganz Mitteleuropa von Frankreich getrennt, brauchte es dessen gefährliche Nachbarschaft nicht so zu fürchten wie die andern Staaten und konnte mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit seinen alten Orientzielen nachgehen.

Nicht so Österreich, das, obschon selber auch kein unmittelbarer Nachbar Frankreichs, doch durch seine niederländischen und italienischen Besitzungen im Bereiche Napoleons lag und dies alsbald auch schwer zu fühlen bekam. Hatte es im Frieden von Campoformio, 1797, für den Verlust dieser Besitzungen auch Venedig, Istrien und Dalmatien erhalten, so wurden ihm wenige Jahre später, 1805, im Frieden von Preßburg auch diese Länder genommen, und im Frieden von Schönbrunn, 1809, mußte es sich einer noch ärgern Verstümmelung unterziehen. All diese schweren Jahre hindurch mußte es hart um sein Dasein ringen, und in den kurzen Kampfpausen vor dem zittern, was ihm die Zukunft bringen konnte.

Unter solchen Verhältnissen war es begreiflich, daß man in Wien weit davon entfernt war, an Eroberungen zu denken, und froh, wenn man behalten konnte, was man noch besaß.

1

Der serbische Aufstand

Es sah darum geradezu wie Hohn des Schicksals aus, daß just in diese denkbar ungünstigste Zeit an Österreich die Versuchung herantrat, neues Land zu erwerben.

Dieses Land war Serbien. In dieser Provinz des türkischen Reichs hatte die schlimme Gewaltwirtschaft der Janitscharenhäuptlinge, der sogenannten „Dajys", deren vier in Belgrad hausten,

einen Aufstand unter den von ihnen grausam unterdrückten Serben hervorgerufen, Februar 1804.[1])

An der Spitze der Bewegung stand ein ehemaliger österreichischer Feldwebel, Georg Petrović, genannt der schwarze Georg (türkisch: Kara Georg), der mit einer Schar gleichgesinnter Männer die Janitscharen aus dem Lande trieb und damit das Signal zum Kampfe gegen die türkische Fremdherrschaft gab.

In der richtigen Erkenntnis, daß Serbien allein zu schwach war, den ungleichen Kampf mit Erfolg durchzuführen, wandte es sich an Österreich um Hilfe. Gerade an dieses, nicht nur weil es in jeder Hinsicht am nächsten lag, sondern weil es von jeher das gastliche Asyl der landesflüchtigen Serben gewesen und im Laufe der Zeit schon zum Vaterland einiger hunderttausend von ihnen geworden war. Er trug dem Kaiser die Festungen Belgrad, Semendria und Šabac an und erbat einen habsburgischen Prinzen als Statthalter. Wolle Österreich diese Bitte nicht erfüllen, so werde sich Serbien genötigt sehen, sich an eine andere Macht zu wenden, denn die türkische Herrschaft sei nicht mehr länger zu ertragen.

Österreich lehnte ab; nicht schroff zwar, aber doch. Es sagte den Serben wohl eine freundschaftliche Vermittlung beim Sultan zu und leitete in Semlin Verhandlungen ein, die eine Aussöhnung der Serben mit den Dajys bezweckten; das war aber auch alles.

Indessen begab sich eine Serbendeputation unter Führung des Priesters Matija Nenadović nach Petersburg, um die Hilfe Rußlands zu erbitten. Aber auch sie wurde abgewiesen, da der Zar ebenso mit dem bevorstehenden Kampfe gegen Napoleon beschäftigt war wie Kaiser Franz.

Da sich die Verhandlungen mit den Türken zerschlugen — die Serben bestanden auf Selbstverwaltung und Räumung der Festungen des Landes durch die türkischen Truppen —, wurde der Kampf fortgesetzt. Vorher noch wandten sich die Serbenführer, durch ihre erste Fehlbitte nicht entmutigt, an den Kommandierenden von Kroatien, Baron Geneczyne, und baten neuerdings um Unterstützung gegen ihre türkischen Bedrücker. Sie taten es in einem Schreiben (datiert vom 18. Juni 1805), dessen Stil jedenfalls treuherzig anmutet, gleichviel, ob dieser Ton echt oder nur gemacht war. Es hieß da:

[1]) Näheres hierüber in dem sehr ausführlichen Kapitel „Der Aufstand der Serben“ in A. Beers „Orientalischer Politik“, S. 180—259, dem die hier gegebene Darstellung folgt.

„Wir erhalten Nachrichten ..., daß sich die Türken ununterbrochen in Bereitschaft setzen, um uns von allen Seiten anzugreifen. Mit Gottes Beistand hoffen wir zu bestehen. In dieser unserer Lage bitten und empfehlen wir uns der kaiserlichen und Ew. Exzellenz Gnade, da es der weisen Beurteilung nicht entgehen kann, wem wir eigentlich zugetan sind, für wen wir uns plagen und unser Blut vergießen, und wir hegen die Hoffnung, daß es am Ende dem kaiserlichen Hofe zu Nutzen fallen muß. Schließlich ersuchen wir um Munition in möglichster Eile ... Ferner erbitten wir einen Kanonier und womöglich eine alte Kanone. Wir wollen alles bar bezahlen. Nächst Gott hoffen wir allein auf den kaiserlichen Hof.“[1])

Auch diese Bitte wurde in Wien abgeschlagen.

Ebenso vergeblich war das Erscheinen einer Abordnung von Serben in der Wiener Staatskanzlei. Man empfing sie zwar freundlich, versicherte sie lebhafter Teilnahme und versprach, sich für ihr Volk bei der Pforte zu verwenden, aber mehr nicht. Man wagte es nicht, ihnen zu willfahren, weil man fürchtete, Napoleon, der damals mit der Pforte just auf gutem Fuße stand, könnte es verübeln. Nicht einmal Lebensmittel und Getreide, um deren Einfuhr Kara Georg später wieder bat, wollte man ihnen gewähren, um nur ja in keinen Konflikt verwickelt zu werden.

Bloß Erzherzog Karl war mit dieser beharrlichen Zurückweisung der serbischen Annäherungsversuche nicht einverstanden und machte auf die Gefahr aufmerksam, die eine Besetzung Belgrads durch Rußland für Österreich bedeuten würde.

Diese Gefahr aber war bedenklich nahe gerückt, denn seit Ende 1806 befand sich die Türkei mit Rußland wieder im Kriege. Die gegen den Willen des Zaren auf Anstiftung Frankreichs erfolgte Absetzung der Hospodare in den Donaufürstentümern hatte den Einmarsch russischer Truppen in die Moldau und diese die Kriegserklärung der Pforte zur Folge gehabt.

Österreich verhielt sich diesem Kampfe an seinen Grenzen gegenüber völlig passiv und ließ es ruhig geschehen, daß Rußland die Donaufürstentümer besetzte, also gerade die Länder, die es seit jeher als seine eigene künftige Domäne angesehen hatte und deshalb als Noli me tangere betrachtet wissen wollte.

Nichts vielleicht kennzeichnet den tiefgehenden Wandel, den die österreichische Politik seit Kaiser Josef durchgemacht hatte, eindringlicher als diese resignierte Passivität. War damals das Wollen größer gewesen als das Können, so war es jetzt kleiner; denn daß Österreich den Russen die Donaufürstentümer jetzt hätte

[1]) A. Beer, „Orientalische Politik“, S. 188.

mit Erfolg streitig machen können, wenn es nur gewollt hätte, ist wohl nicht zu bezweifeln; wäre es doch der Zustimmung Napoleons sicher gewesen, der zurzeit der Feind Rußlands und der Freund der Türkei war.

Schwieriger als zu den Donaufürstentümern war die Stellung Österreichs zu Serbien. Ließ es sich durch die Bitten Kara Georgs dazu bewegen, das Land zu besetzen, so verdarb es sich's mit Rußland, mit der Türkei und somit auch mit Napoleon. Es war daher nicht unbegreiflich, daß man sich nicht entschließen konnte, zuzulangen, so günstig die Gelegenheit auch zu sein schien. Immerhin aber war man in Wien keineswegs gewillt, den Russen auch Serbien unbehindert zu überlassen und gedachte sich Belgrads zu bemächtigen, sobald die Gefahr einer Besetzung durch die Russen unvermeidlich schien. Einstweilen aber trachtete man die Serben zu beschwichtigen und mit Kara Georg in steter Fühlung zu bleiben. Feldmarschalleutnant Baron Simbschen, der Kommandierende in Slavonien, wurde dazu ausersehen, mit ihm zu verhandeln.

Bei einer Zusammenkunft zwischen beiden bezeichnete Kara Georg es als Wunsch des ganzen serbischen Volks, daß Serbien Österreich angegliedert werde, etwa in der Art der Militärgrenze; nur dem Königreich Ungarn wolle es unter keiner Bedingung einverleibt werden. Kara Georg bat ferner um Getreide, Mehl, Munition und einige Artilleristen und schloß seine Rede mit folgenden treuherzig klingenden Worten:

> „Erwirke uns dieses von unserem rechtmäßigen Kaiser und Vater und mache dann mit uns und mit Serbien, was du willst und was du glaubst, mit braven Soldaten machen zu können, die insgesamt bereit sind, mit dir bis nach Konstantinopel zu gehen."[1])

Von Wien gab man Kara Georg die Zusicherung, daß Serbien nie zu Ungarn kommen solle und daß man Getreide und Mehl liefern wolle; auf mehr wagte man nicht einzugehen. Man wurde im Gegenteil bei den Verhandlungen mit den Serben noch ängstlicher und zurückhaltender als bisher, denn der russische Geschäftsträger Radofinikin war durch verräterische Indiskretion hinter das Geheimnis dieser Beziehungen gekommen, was in Wien überaus peinlich berührte.

Durch diese übervorsichtige, unentschlossene Haltung büßte Österreich in Serbien die Sympathien, die es dort ursprünglich besessen hatte, immer mehr ein, zumal da man in Petersburg durch

---

[1]) A. Beer, „Orientalische Politik", S. 206f.

Radofinikin alles aufbot, die Serben für sich zu gewinnen, und ihnen die russische Hilfe zur Befreiung vom türkischen Joche in sichere Aussicht stellte. Da Rußland aber infolge seiner anderweitigen wichtigern Angelegenheiten keine Zeit und Lust hatte, sich jetzt mit der serbischen Frage zu befassen, so sahen sich die Serben auch von dieser Seite enttäuscht, und die Zahl derer, die die Wiedererrichtung des alten großserbischen Reichs zum Ziele nahm, wurde immer größer. Einige Phantasten aber erhofften sich, da sowohl Österreich als Rußland versagt hatten, von Frankreich Hilfe.

Inzwischen nahm der Kampf zwischen Serben und Türken seinen Fortgang und ebenso zwischen der Pforte und Rußland. Dieses hatte sich Napoleon gegenüber im Frieden von Tilsit, 1807, und ein Jahr später auf dem Kongreß in Erfurt zwar zur Räumung der Donaufürstentümer verpflichtet, machte aber keine Miene, seiner Verpflichtung nachzukommen, setzte den Kampf gegen die Türkei im Gegenteil seit Beilegung des Zwistes mit Napoleon wieder energischer fort und drang bis Varna vor.

Österreich sah nach wie vor untätig zu.

Vergebens bat und drängte Kara Georg immer wieder zur Besetzung Serbiens: er sprach zu tauben Ohren. Nicht nur, weil man sich überhaupt nicht zu einer entschiedenen Tat aufraffen konnte, sondern auch, weil man ihm mißtraute.

Ob man ihm damit nicht unrecht getan hat? Daß man den Versicherungen und Beteuerungen der Serben überhaupt nicht unbedingten Glauben schenken wollte, war ja sicherlich gerechtfertigt — dieses Volk hat es damals mit der Wahrheit ja wohl kaum genauer genommen als heute —; aber ist es anderseits wahrscheinlich, daß Kara Georg, wenn er es mit seinen Angeboten nicht ehrlich gemeint hätte, immer wieder mit unbeirrbarer Beharrlichkeit an Österreich herangetreten wäre? Trotz der vielen Ablehnungen, die er erfahren hatte und — was noch mehr besagen will — trotz der Einbuße, die er durch sein hartnäckiges Festhalten an Österreich bei seinen Landsleuten erlitt!

Aber nicht bloß gegen die Anerbietungen Kara Georgs blieb man in Wien taub; auch den Wink eines weit Größern ließ man unbefolgt. Kein Geringerer als Napoleon selber riet Metternich im Sommer 1810, Österreich solle Belgrad besetzen, er habe nicht nur nichts dagegen, es wäre vielmehr sogar zu seinem Vorteile, wenn es geschähe.[1])

[1]) A. Beer, „Orientalische Politik", S. 231.

Allein selbst eine Aufforderung aus solchem Munde vermochte den lähmenden Bann nicht zu lösen, der damals über den Staatsmännern Österreichs lag.

Es war aber, als wollte das Schicksal sie durchaus zwingen, endlich zuzugreifen, denn noch von dritter Seite trat die Versuchung an sie heran: Rußland, durch die Vermählung der österreichischen Kaiserstochter mit Napoleon erschreckt, fürchtete eine Allianz Österreichs mit diesem und suchte sie zu verhindern, denn es stand am Vorabend der großen Auseinandersetzung mit dem Franzosenkaiser. Es bot daher alles auf, Österreich für sich zu gewinnen, und ging darin so weit, daß es diesem nicht nur Serbien, sondern sogar die ganze Walachei und westliche Moldau antrug.

Indes auch diesem Antrage gegenüber, der für Österreich doch die Erfüllung eines heißen Wunsches bedeutet hätte, blieb man in Wien unbewegt.

So bekundete man in Österreich gegenüber allen Annäherungsversuchen Serbiens eine Entsagung, die man als Heroismus bezeichnen müßte, wenn sie nicht bloß Impotenz gewesen wäre. Impotenz des Wollens, nicht des Könnens, denn gekonnt hätte man; dafür sprach nichts überzeugender als das eifrige Liebeswerben Rußlands, denn so konnte nur ein Staat umworben werden, der trotz allem noch eine Macht bedeutete.

Bald darauf traf eines Tages die Nachricht ein, daß die Russen Belgrad besetzt hatten, 10. Februar 1811.

Damit war der Fall eingetreten, den man in Wien früher immer als Casus belli betrachtet hatte. Aber angesichts der vollendeten Tatsache zog man eine weniger strenge Auffassung vor und harrte untätig der Dinge, die da kommen sollten. Und man war vom Glücke mehr begünstigt, als man verdiente, denn man harrte nicht vergebens.

Unter dem Eindrucke des bevorstehenden schweren Waffengangs mit Napoleon schloß Rußland nach sechsjährigem Kriege mit der Pforte den Frieden von Bukarest, 28. Mai 1812, in dem es ihr die Donaufürstentümer wieder zurückgab und für sich bloß Bessarabien behielt. Im August wurde auch Belgrad von der übrigens nur kleinen russischen Besatzung geräumt. Als Andenken ließ Rußland den Serben verschiedene Vorteile zurück, die Rußland ihnen in Bukarest von der Pforte erwirkt hatte.

Aber weder die Amnestie, die diese ihnen gewährte, noch die Zusicherung der Selbstverwaltung und ermäßigte Steuern vermochte sie zu beruhigen. Sie sandten eine Deputation nach

Petersburg, und als diese mit leeren Händen zurückkam, wendeten sie sich wieder nach Wien. Vergeblich, wie immer. Alles, was Österreich für sie tat, war, daß es, als sie endlich nach neunjährigen Kämpfen der türkischen Übermacht erlagen, zahlreichen Flüchtlingen ein Asyl gewährte; darunter auch dem „Schwarzen Georg", der mit Weib und Kindern in dem Reiche Zuflucht suchte, das er vergeblich hatte zu seinem größern Vaterlande machen wollen.

Da den Serben die von der Türkei versprochene Autonomie nicht zuteil wurde und die alten Bedrückungen von neuem begannen, erhoben sie sich im Jahre 1815 abermals und erzielten unter ihrem Führer, dem Woiwoden Miloš Obrenović, solche Erfolge, daß die Türkei sich zu einigen Zugeständnissen in der Steuer- und Gerichtspflege herbeiließ, worauf Ruhe eintrat.

Nach der Ermordung des wieder in seine Heimat zurückgekehrten Kara Georg im Jahre 1817 wurde Miloš von seinen Landsleuten zum Oberknezen (Fürsten) gewählt.

Durch ihr Verhalten dem serbischen Aufstande gegenüber zeigten die österreichischen Staatsmänner, die in dieser Zeit am Ruder waren — Cobenzl, Stadion, Metternich —, daß der politische Grundsatz des Fürsten Kaunitz, die unbeschädigte Türkei als Nachbar sei für Österreich wertvoller als was immer für ein Stück aus deren Nachlasse, auch der ihre war, und daß sie sich selbst durch die stärkste Versuchung darin nicht irremachen ließen.

Es fragt sich nur, ob sie den Wert dieser nach ihrer Ansicht so kostbaren Nachbarschaft nicht bedeutend überschätzten.

2
Die griechische Frage

Durch diese Vorgänge ließ sich Europa übrigens nicht aus seiner Ruhe stören. Selbst Rußland, das sonst doch jeden Konflikt im türkischen Reiche zum Anlaß nahm, sich in dessen Angelegenheiten einzumischen, tat diesmal nichts dergleichen, und man wird kaum fehlgehen, wenn man dies auf das starke Ruhebedürfnis zurückführt, das damals in Europa geherrscht hat. Man wollte sich eben durch den Lärm „da unten" nicht um seine schwer erkaufte Ruhe bringen lassen.

Aber bald darauf wurde man doch darum gebracht. Wieder einmal zeigte sich die Ironie des Schicksals: während die Fürsten und Staatsmänner sich auf dem Kongreß in Laibach darüber berieten, wie man Revolutionen am wirksamsten begegnen könne,

traf die Nachricht vom Einfalle Ypsilantis und seiner „heiligen Schar" in der Moldau ein. Das war das Alarmsignal nicht nur für die Griechen, sondern nicht minder für Europa. Wie in einem aufgeschreckten Wespenneste, so summte und schwirrte es in den Staatskanzleien, und die Diplomaten stachen aufeinander giftig los. Vergeblich suchte Metternich, der hierdurch sein Konservierungswerk gefährdet sah, abzurücken und zu beschwichtigen. Es gelang ihm nicht, den Sturm, der drohend über dem Balkan heraufzog, zu beschwören, bloß ihn zu verzögern.

Zunächst allerdings hatte es den Anschein, als sollte es ihm glücken, denn der Zar, noch unter dem suggestiven Banne des Laibacher Kongresses, säumte nicht, Ypsilanti vor aller Welt seinen Tadel auszusprechen. Aber bald darauf führte die Hinrichtung des griechischen Patriarchen in Konstantinopel durch die Türken zu einem schweren Konflikt zwischen der Pforte und Rußland. Dieses sandte ein Ultimatum, und der Krieg stand vor der Tür. Aber den rastlosen Bemühungen Metternichs gelang es, das Äußerste zu verhüten. Ja er durfte sich sogar der Genugtuung freuen, daß man beim Fürstenkongreß in Verona die dorthin entsandte Deputation der aufständischen Griechen nicht vorließ. Er setzte ferner eine Zusammenkunft der Kaiser von Österreich und Rußland in Czernowitz ins Werk, Oktober 1823, und eine europäische Konferenz in Petersburg, Juni 1824, die beide die Regelung der Orientkrise zum Zwecke hatten; und er erreichte es auch, daß der Zar von kriegerischen Maßnahmen gegen die Türkei einstweilen absah.

Doch war es bloß ein Aufschub, kein dauernder Erfolg, denn als nach dem Tode Kaiser Alexanders der weit energischere Nikolaus I. den Zarenthron bestieg, versagte Metternichs Einfluß. Der neue Herrscher trat gegen die Pforte schroff auf und nötigte sie zum Vertrage von Akjerman, 6. Oktober 1826, in dem sie sich unter andern Zugeständnissen auch dazu verpflichtete, daß von nun an die Hospodare in der Moldau und Walachei, die von den Bojaren ihres Landes auf sieben Jahre zu wählen seien, von der Pforte unabhängig regieren sollten und ohne Zustimmung Rußlands nicht abgesetzt werden durften. Ferner mußte jene den russischen Schiffen den freien Verkehr durch die Meerengen gewähren.

Damit waren die Donaufürstentümer, die man in Wien schon seit jeher als zur Interessensphäre Österreichs gehörend ansah — wohin sie ihrer geographischen Lage nach auch gehörten —, dem Einflusse Rußlands preisgegeben.

Mit diesem Schlage noch nicht genug, mußte es Metternich zu seinem Schmerze erleben, daß sich Rußland von Österreich völlig lossagte und mit den Westmächten, England und Frankreich, ein Bündnis gegen die Pforte einging; mußte er es, ohnmächtig trotz all seiner Bemühungen, mitansehen, wie Rußland unaufhaltsam seinem alten Ziele zustrebte: der Vernichtung des Osmanischen Reichs.

Die „Schlacht" bei Navarino oder richtiger: die Abschlachtung der türkisch-ägyptischen Flotte durch die vereinigten Geschwader der Tripelallianz, bei der Morgenländer und Abendländer die Rollen getauscht hatten und diese die Barbaren waren: dieser unerhörte Friedensbruch war das Vorspiel zum kommenden Kriege.

Die Türkei ging diesem fast wehrlos entgegen, denn sie besaß keine kampftüchtige Flotte mehr und noch kein entsprechendes Heer. Seit der Niedermetzelung der Janitscharen im Jahre 1826 befand sich das ottomanische Heerwesen mitten in einem durchgreifenden Umwandlungsprozesse und verfügte bei Ausbruch des Krieges, Mai 1828, nur über eine geringe Zahl geschulter Truppen. Schlugen sich diese auch meist sehr brav, und errangen sie auch wiederholt rühmliche Einzelerfolge, so konnte der Ausgang des Krieges bei dem krassen Mißverhältnis der Kräfte doch nicht zweifelhaft sein. Nach mehr als einjährigen Kämpfen waren die Russen im Spätsommer 1829 in den Besitz Adrianopels gelangt, und der Weg nach Konstantinopel schien ihnen offen zu stehen.

Daß sie ihn nicht antraten und Kaiser Nikolaus die Selbstüberwindung besaß, so nahe dem heißersehnten Ziele seiner Wünsche haltzumachen, anstatt das legendarische „Testament Peters des Großen" zu vollstrecken, das hatte seinen Grund weniger in dem Zustande seines Heeres, dessen Reihen durch Strapazen und Krankheiten arg gelichtet waren — die Lücken hätten sich ja ausfüllen lassen —, als vielmehr in der Haltung der Mächte, die dem Vordringen Rußlands mit steigender Nervosität zusahen und gegen die Besetzung Konstantinopels zweifellos protestiert hätten. So gebot er denn seinem Heere Halt und schloß mit der Pforte den Frieden von Adrianopel, 14. September 1829.

In diesem beanspruchte Rußland für sich in territorialer Hinsicht zwar bloß das Donaudelta und einige Plätze im Kaukakusgebiet und in Armenien; dafür legte es der Pforte aber drückende finanzielle Verpflichtungen auf: 10 Millionen Dukaten sollte sie binnen zehn Jahren zahlen, $1^1/_2$ Millionen als Entschädigung für die russischen Kaufleute in drei Raten binnen einem Jahre. Bis

zur Abzahlung dieser Summen sollten die russischen Truppen in den von ihnen besetzten Gebieten verbleiben und diese, den Raten entsprechend, allmählich räumen. Die Durchfahrt durch die Dardanellen sollte den Handelsschiffen aller Staaten offen stehen, Griechenland von der Pforte als tributpflichtiger autonomer Vasallenstaat anerkannt, die Wahl der Hospodare in den Donaufürstentümern künftig auf Lebenszeit vorgenommen werden; Serbien gegenüber sollte die Durchführung der ihm gewährten Zugeständnisse erfolgen. Eine an sich nebensächliche, aber für die Lage der Pforte ungemein bezeichnende Bestimmung des Vertrags war das Verbot für Mohammedaner, sich in den Donaufürstentümern oder in Griechenland bleibend aufzuhalten. „Der Sultan-Kalif war noch der Oberherr dieser Länder, aber seinen Glaubensgenossen, den Angehörigen der herrschenden Nation des Reichs, wurde der Aufenthalt daselbst verboten."[1]) Mit Recht sieht C. v. Sax hierin eines der auffälligsten Symptome für den Verfall der türkischen Macht.

Durch die schweren pekuniären Verpflichtungen, die dieser Vertrag der Pforte auferlegte, wurde sie ganz der Gnade des Zaren ausgeliefert, denn sie sah sich zunächst völlig außerstande, ihnen nachzukommen. Sie appellierte auch alsbald an ihn und erreichte auch wirklich eine Ermäßigung der Kriegsschuld von 10 auf 7 Millionen sowie die Zusicherung, daß die Moldau und Walachei von den russischen Truppen schon nach Bezahlung der Entschädigungssumme von $1^1/_2$ Millionen geräumt werden sollten und bis zur gänzlichen Abzahlung der Schuld nur Silistria von Rußland besetzt bleiben würde.

Durch dieses Entgegenkommen verpflichtete sich der Zar die Pforte noch mehr.

Sie wagte in ihrer abhängigen Lage darum auch keinen Widerstand, als Griechenland bald darauf, entgegen dem Adrianopeler Vertrage, von den Mächten zu einem von ihr ganz unabhängigen Staate proklamiert wurde, 3. Februar 1830.

Damit war die griechische Frage, die Europa neun Jahre hindurch beunruhigt hatte, endlich bereinigt; die Sache des Aufruhrs und der Freiheit war Siegerin geblieben, und zwar — wieder ein ironischer Scherz des Schicksals — war es der Wächter der Ordnung, der Vertreter des Absolutismus, der ihr dazu verholfen hatte.[2])

---

[1]) C. v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 239.

[2]) Auf die überaus verwickelten diplomatischen Aktionen, die sich während dieser neun Jahre abspielten, konnte hier nicht näher eingegangen werden;

3
Konservierungspolitik

So war denn alles anders gekommen, als Fürst Metternich es gewünscht hatte. Das Legitimitätsprinzip, als dessen Paladin er sich betrachtete, hatte eine schwere Niederlage erlitten, und Rußland hatte, unterstützt von den Weltmächten, über seinen Kopf hinweg auf dem Balkan geschaltet und gewaltet, wie es wollte. Der glänzende Nimbus, der den Fürsten seit den Tagen des Wiener Kongresses umgab und ihn für eine ganze Weile zum mächtigsten Manne Europas gemacht hatte, war in dieser Zeit merklich verblaßt. Aber das Glück war ihm gnädig und sorgte dafür, daß sein Name wieder zu frischem Glanze kam.

Es war die französische Julirevolution, die dies bewirkte. Sie machte auf Kaiser Nikolaus, der sich — ganz wie Metternich — für die Hauptstütze des Legitimitätsprinzips hielt, so tiefen Eindruck, daß er sich von seinem bisherigen Alliierten ab- und Österreich zuwandte. Mit Staaten, wo sich solche Dinge zutragen konnten wie in Paris, wollte er nichts mehr zu tun haben. Da war es mit Österreich doch etwas anderes: Metternich war dem Legitimitätsgedanken immer treu geblieben, treuer sogar als er selber, und wer zu lesen vermocht hätte, was damals im Herzen des Zaren vorging, der würde vielleicht erkannt haben, daß dieser stolze Selbstherrscher sich seiner Protektion der aufständischen Balkanvölker ein wenig schämte.

Schon im August 1830 vollzog sich die Wiederannäherung der beiden Kaisermächte, indem Graf Nesselrode und Fürst Metternich in Karlsbad miteinander konferierten, und Ende November konnte der Vertreter Österreichs am Zarenhofe, Graf Ficquelmont, an Metternich schreiben: „Was wir voraussahen, ist eingetroffen, nämlich, daß die Macht der Verhältnisse Rußland auf unser Terrain zurückführen wird ... die Tripelallianz war eine wahre Büchse der Pandora, aus der für Rußland Pest und Cholera erstanden.“[1])

Im September 1833 fand im Schlosse von Münchengrätz die Zusammenkunft zwischen dem Zaren und Kaiser Franz statt, die

es handelt sich in diesem Abschnitte ja bloß um Rückblicke auf die Balkanpolitik Österreichs vor 1866, soweit solche zum Verständnis des Folgenden notwendig sind. Ausführliches über dieses Thema findet man — abgesehen von der sechsbändigen „Geschichte des Abfalls Griechenlands“ von Graf A. Prokesch-Osten — im Kapitel „Die Erhebung der Griechen“ im mehrerwähnten Werke A. Beers.

[1]) Zitiert bei Ernst Molden, „Die Orientpolitik Metternichs 1829—1833“, Wien 1913, Hölzel.

das Einvernehmen der beiden Kaisermächte aller Welt kundtat. Ein unsagbares Triumphgefühl mag Metternichs Brust geschwellt haben, als Kaiser Nikolaus ihn mit den Worten begrüßte: „Ich komme hierher, um mich unter die Befehle meines Chefs zu stellen. Ich zähle auf Sie, daß Sie mir einen Wink geben, wenn ich einen Mißgriff begehe.“ [1]) Solche Worte aus dem stolzen Munde dieses Autokraten mußten dem Kanzler die höchste Genugtuung bereiten, denn sie waren nichts anderes als das Peccavi eines Reuigen.

Diese Genugtuung klang auch aus den selbstbewußten Worten, die er später zu dem Orientdiplomaten Prokesch sagte:

„Als Rußland einen andern Weg ging als den, so ich gewählt hatte, ließ ich es gehen; heute gehe ich mit ihm, weil es mit mir geht. Vor wenig Jahren, in der griechischen Sache, ging ich nicht mit ihm; man tadelte mich deshalb. Heute, wo es die Erhaltung des türkischen Reiches will, gehe ich mit ihm, und man tadelt mich wieder. Ich richte mich nach niemand, sondern gehe den Gang, den ich für den wahren halte; wen ich auf demselben Wege finde, den nehme ich mit mir. Ich habe nach und nach die heftigsten Gegner wieder zu mir zurückkehren gesehen.“ [2])

Der Vertrag, der in Münchengrätz zwischen Österreich und Rußland zustande kam, 18. September 1833, hatte die Erhaltung der Türkei zum Gegenstande, zu der sich beide Kontrahenten verpflichteten und wobei sie namentlich die Gefahr im Auge hatten, die der Dynastie von seiten Mehemed Alis von Ägypten drohte. In einem Geheimartikel sahen sie auch die Möglichkeit vor, daß die Türkei trotz dieser ihr zugesicherten Hilfe zerfiele, und ververpflichteten sich diesfalls, alle vorzunehmenden Schritte nur im vollsten gegenseitigen Einverständnis zu tun.

Metternich empfand über diesen Vertrag eine große Genugtuung, denn er sah in ihm ein vollwertiges Gegengewicht zum Vertrage von Hunkjar-Iskelessy, den Rußland kurz vorher — 5. Juli — mit der Pforte abgeschlossen hatte.

Mit diesem Vertrage hatte es folgende Bewandtnis:

Nach der Überwältigung der Türkei im Jahre 1829 war in Petersburg hinsichtlich der Auffassung des Verhältnisses zur Pforte ein völliger Umschwung eingetreten. Man kam mit einem Male zur Ansicht, daß eine schwache Türkei unter russischem Protektorat für Rußland besser wäre als ihre Zertrümmerung; eine Ansicht, die übrigens lebhaft an den Grundsatz der Balkanpolitik des Fürsten Kaunitz erinnerte.

---

[1]) E. Molden, „Orientpolitik“, S. 100.

[2]) Anton Graf Prokesch von Osten, „Tagebücher“, S. 199, zitiert bei E. Molden, „Orientpolitik“, S. 117.

Der russische Staatskanzler Graf Nesselrode gab ihr in einem Briefe an den Großfürsten Konstantin mit folgenden Worten Ausdruck:

„Es war die Meinung des Kaisers, daß dieses Reich, derart geschwächt, daß es nur mehr unter dem Schutze Rußlands existieren und nur dessen Wünsche ausführen kann, unsern politischen und kommerziellen Interessen besser entspräche als irgendeine neue Kombination, die uns gezwungen hätte, entweder unser Reich zu sehr zu vergrößern oder dem türkischen Reiche Staaten zu substituieren, die bald unsere Rivalen an Macht und Reichtum geworden wären." [1])

Man geht wohl kaum fehl, wenn man in diesen Worten des russischen Kanzlers, die die Umkehr der russischen Truppen vor Konstantinopel rechtfertigen sollten, einen bei aller Findigkeit doch ziemlich durchsichtigen Versuch sieht, das, was lediglich eine Folge der eigenen Schwäche gewesen war, nachträglich als den Ausdruck sublimer politischer Weisheit hinzustellen. Es war die alte Fabel vom Fuchs und den sauern Trauben, ins Diplomatische übersetzt.

Immerhin hielt man an dieser Theorie fest, gefiel sich in ihr und suchte sie sich wohl auch selber einzureden.

Daß zumindest Kaiser Nikolaus im Grunde seiner Seele anders dachte und fühlte, als es dieser Theorie entsprach, geht besonders deutlich aus der langen Unterredung hervor, die er noch Mitte Februar 1833 mit dem Grafen Ficquelmont hatte. Er versicherte diesem: „Rußland hat dem Ziele entsagt, das es sich gesetzt hatte," und fuhr dann fort: „Ich möchte das türkische Reich erhalten . . . wenn es fällt, will ich nichts von seinen Trümmern; ich brauche nichts." Das klang ja sehr entsagungsvoll; aber im weitern Verlaufe des Gesprächs kamen doch die Gedanken und Gefühle zum Durchbruche, die im Grunde seiner Seele hafteten. Er verriet, daß ihn bei der ganzen Sache doch die Teilungsfrage am meisten beschäftigte, indem er die Frage aufwarf: „Wenn nun das türkische Reich durch eigene Unfähigkeit zugrunde geht, warum sollen wir nicht ein griechisches Reich wieder herzustellen suchen?" . . . Das war der alte Gedanke der Kaiserin Katharina II., der da wieder zum Vorscheine kam. Mochte der Zar es mit der Konservierung der Türkei auch ehrlich meinen: tiefgründig war diese Meinung, wie man sieht, keinesfalls.[2])

---

[1]) A. Ubicini und E. Girardin, „La questione d'Oriente" I, S. 54. Zitiert bei C. v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 254.

[2]) E. Molden, „Orientpolitik", S. 87 f.

Der Konflikt zwischen Sultan Mahmud II. und seinem unternehmenden Vasallen Mehemed Ali bot Rußland die erwünschte Gelegenheit, den Wandel in seiner Balkanpolitik aller Welt zu demonstrieren. Es benutzte die schwierige Lage, in die die Pforte durch die Energie Mehemed Alis und das militärische Geschick seines Stiefsohnes Ibrahim geraten war, nicht, wie es dies sonst wohl getan hätte, dazu, sie nun auch seinerseits zu drangsalieren, sondern nahm für sie Partei. Und es hatte allen Grund dazu, denn wenn man den beiden Ägyptern nicht rechtzeitig in den Arm fiel, so bemächtigten sie sich des Sultansthrones, und dann bestand die Gefahr, daß der „kranke Mann" am Bosporus unter so energischer Leitung wieder genas und alle Hoffnungen auf sein Erbe zuschanden machte.

Rußland trug der Pforte demnach seine Hilfe an, und in ihrer argen Not wies sie sie auch nicht zurück, so schwer ihr dies auch fallen mußte. Alsbald lief im Bosporus eine ansehnliche russische Flotte ein, und russische Truppen landeten bei Hunkjar-Iskelessy am asiatischen Ufer gegenüber der Hauptstadt.

Diese Demonstration trug wesentlich dazu bei, Ibrahim von weiterem Vordringen, wenigstens einstweilen, absehen zu lassen und den Frieden zwischen dem Sultan und seinem Vasallen wieder herzustellen.

Die russischen Schiffe und Truppen kehrten hierauf wieder in ihre Heimat zurück, womit nicht nur den Staatsmännern am Goldenen Horn, sondern auch denen an der Donau, Seine und Themse kein geringer Stein vom Herzen gefallen sein dürfte.

Die Russen verließen den Bosporus aber nicht, ohne sich ein kostbares Andenken mitgenommen zu haben: den Vertrag, den sie mit der Pforte in Hunkjar-Iskelessy abgeschlossen hatten. In diesem Traktate schlossen die beiden Kontrahenten für die nächsten acht Jahre ein Schutz- und Trutzbündnis, das in einem Geheimartikel gipfelte, demzufolge Rußland zwar auf die Hilfe der Pforte verzichtete, aber dafür die Schließung der Dardanellenstraße verlangte. Rußland hatte damit das wichtige Recht erworben, im Kriegsfalle allein von allen Staaten mit seiner Flotte vor Konstantinopel zu erscheinen.

Das Bekanntwerden dieses Vertrags rief bei den Westmächten, die darin — und mit Recht — eine gefährliche Hypertrophie des russischen Einflusses am Goldenen Horn sahen, einen Sturm des Unwillens hervor, der sich bis zu drohendem Säbelrasseln verstieg.

Auch in Wien war man durch diese Nachricht peinlich überrascht, um so mehr, als die Hinterhaltigkeit, mit der Rußland dieses Abkommen ins Werk gesetzt hatte, wenig zu der eben erst hergestellten Entente mit Österreich stimmen wollte. Allein Fürst Metternich hielt es der vollendeten Tatsache gegenüber für das klügste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und gab seine Zustimmung. Aber er trug dafür Sorge, daß die russischen Bäume am Bosporus nicht in den Himmel wüchsen, und band Rußland in Münchengrätz in aller Freundschaft die Hände. Wenn sie dereinst zugreifen wollten, sollten sie es nur mit ihm können, nicht ohne ihn.

Da außer Österreich auch Preußen dem neuen russisch-türkischen Vertrage seine Anerkennung nicht versagte, verhallten die Proteste Frankreichs und Englands ohnmächtig im Winde. Der Vertrag blieb bestehen, und die Welt mußte sich mit der wunderlichen Tatsache abfinden, daß Rußland sich von nun an als der Freund und Beschützer der Türkei gebärdete: die Freundschaft der Katze mit der Maus.

Ein Konflikt der Pforte mit Mehemed Ali hatte den Vertrag von Hunkjar-Iskelessy ins Leben gerufen; ein solcher veranlaßte auch seine Auflösung:

Durch die neuerlichen Erfolge Ibrahims gegenüber den türkischen Waffen fühlten sich sowohl Rußland als England in ihren asiatischen Interessen bedroht — keines wollte in Vorderasien eine tatkräftige mohammedanische Macht sehen —, und diese Gemeinsamkeit brachte sie einander näher. Aber noch stand zwischen ihnen der Vertrag von Hunkjar-Iskelessy, den England nicht gelten lassen wollte. Da Rußland aber die Gegnerschaft Englands, besonders wegen seiner asiatischen Besitzungen, unangenehm empfand, ließ es den Vertrag fallen; doch nicht ohne sich erst bei der Pforte versichert zu haben, daß die Dardanellen auch weiterhin gesperrt bleiben würden.

Nachdem auf diese Weise der Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt war, kam zwischen den drei Ostmächten und England — Frankreich hielt sich, da es mit Mehemed Ali sympathisierte, abseits — am 15. Juli 1840 in London die Quadrupelallianz zustande; ein Werk, dessen Gelingen nicht zum wenigsten das Verdienst Metternichs war, der unermüdlich bemüht gewesen, die so lange bestehenden Disharmonien aus dem europäischen „Konzert" zu beseitigen. Der Zweck dieser Allianz war die Garantie für die Erhaltung des türkischen Reichs in unvermindertem Zustande,

also eine politische Kuratel für die Pforte, die für diese zwar große Sicherheit zu bieten schien, im übrigen aber nicht eben schmeichelhaft war, da sie sie auf das Niveau eines Schwachsinnigen herabdrückte.

Dem energischen Vorgehen der vier Alliierten im Orient gelang es denn auch, Mehemed Ali zu Paaren zu treiben und zur Unterwerfung unter die Oberhoheit des Sultans zu nötigen. An der zu diesem Zwecke gegen die syrische Küste unternommenen Expedition beteiligte sich neben der größten Flotte, der englischen, auch die kleinste und jüngste unter denen der Mächte, die österreichische. Sie erhielt dort ihre Feuertaufe, wobei sich der jugendliche Erzherzog Friedrich, der Sohn des Siegers von Aspern, rühmlich hervortat (besonders bei Saida, 6. September 1840).

Nach der Beilegung des türkisch-ägyptischen Konflikts gingen die Mächte an die Regelung der für alle — ausgenommen Preußen — so wichtigen Dardanellenfrage. Sie erfolgte am 13. Juli 1841 in London, und zwar in dem Sinne, daß die Durchfahrt sowohl durch die Dardanellen als durch den Bosporus den Kriegsschiffen aller Staaten, solange die Türkei sich im Friedenszustande befand, ausnahmslos untersagt wurde.

*

Inzwischen war in Serbien ein Aufstand ausgebrochen, der sich aber nicht gegen die Türken, sondern gegen Miloš Obrenović richtete und mit dessen Vertreibung endete, Juni 1839. In der Regierung folgte ihm zunächst sein ältester Sohn Milan, der schon nach einigen Wochen starb, worauf der zweite Sohn Michael den Fürstenthron bestieg, aber schon im Jahre 1842 infolge eines Aufstandes vom selben Schicksal ereilt wurde wie sein Vater. Die Nationalversammlung setzte nicht nur ihn, sondern die Familie Obrenović überhaupt ab und wählte Alexander Karadjordjević, den Sohn Kara Georgs, zum Fürsten, September 1842.

Österreich hatte sich diesen Vorgängen gegenüber ganz reserviert verhalten und einen neuerlichen serbischen Annäherungsversuch dankend abgelehnt. Die Wahl Karadjordjevićs zum Fürsten wurde in Wien übrigens sympathisch aufgenommen, weil man sich vom Sohne Kara Georgs, dieses hartnäckigen Anhängers Österreichs, eine im Geiste seines Vaters gehaltene Politik versprach.

Im Gegensatze zu Österreich mischte Rußland sich in die Angelegenheiten Serbiens wieder ein und protestierte gegen die Wahl Karadjordjevićs, weil diese ohne seine (Rußlands) Zustim-

mung erfolgt war. Erst als Karadjordjević, um Rußland nicht zu reizen, auf seine Würde verzichtete, gab dieses sich zufrieden und erteilte die Erlaubnis zur Wiederwahl.

Auch in der Walachei hatte Rußland die Pforte seine harte Hand neuerdings fühlen lassen und sie genötigt, den Fürsten Alexander Ghika abzusetzen, als dieser sich im Lande mißliebig gemacht hatte, August 1842.

Österreich hatte sich auch in diesem Falle ganz passiv verhalten.

Als sich sechs Jahre später, 1848, die Unruhen in den Donaufürstentümern in verstärktem Maße wiederholten — ein Echo der großen revolutionären Bewegung, die damals durch Europa ging —, da war es wieder Rußland, das dort als Diktator auftrat und die Rebellion niederwarf, indem es seine Truppen zuerst bloß in die Moldau, dann auch in die Walachei einrücken ließ. Um seinen Einfluß in diesen Ländern dauernd zu festigen, nötigte es die Pforte zu einem Vertrage, der Rußland in den Donaufürstentümern für sieben Jahre das Interventionsrecht zusicherte (Traktat von Balta-Liman vom 1. Mai 1849).

Österreich hatte Rußland auch diesmal wieder unbehindert gewähren lassen. Es hätte dies übrigens auch dann tun müssen, wenn es mit seinem Vorgehen nicht einverstanden gewesen wäre, denn es hatte mit den Revolutionen im Innern und den Insurrektionen in Ungarn und Italien vollauf zu tun, so daß es gar nicht daran denken konnte, sich auch noch mit den Angelegenheiten der Donaufürstentümer zu befassen; mußte es sich doch sogar die angebotene Hilfe des Zaren gefallen lassen, um im eigenen Lande endlich Ordnung machen zu können; eine Hilfe übrigens, die ihm noch bittere Stunden verursachen sollte.

4

Der neue Kurs

Es war, als hätte die Revolution von 1848 auf Österreich elektrisierend gewirkt, denn anstatt unter ihren furchtbaren Erschütterungen zusammenzubrechen, wie man allgemein geglaubt und vielfach auch gehofft hatte, stand es nachher gefestigter und mächtiger da denn früher. Eine Art Wiedergeburt, die es der rücksichtslosen Tatkraft Felix Schwarzenbergs dankte.

Diesem Staatsmann — dem bedeutendsten, den Österreich von Metternich bis auf unsere Tage besessen hat — war es während seiner kurzen Amtstätigkeit nicht gegönnt gewesen, sich

auch mit der orientalischen Frage zu befassen; zu viel stand damals für das Reich in Ungarn, Italien und Deutschland auf dem Spiele, als daß er sich ohne zwingenden Grund — und ein solcher lag damals nicht vor — dafür Zeit genommen hätte. Aber man darf bei seiner ganzen Art getrost annehmen, daß er, wenn es dazu gekommen wäre, seinen eisernen Willen und seine starke Hand auch im Orient zum Ruhme Österreichs betätigt hätte.

Sein Nachfolger Graf Buol-Schauenstein hatte zweifellos die löbliche Absicht, den von ihm eingeschlagenen energischen Kurs beizubehalten und legte in der Folge eine gewisse Energie an den Tag; aber er besaß nicht auch zugleich das staatsmännische Geschick, diese Energie richtig anzuwenden, und das sollte für Österreich noch schlimme Folgen haben. Zu seiner Entlastung muß übrigens gleich bemerkt werden, daß er dem Kaiser gegenüber nicht die große Autorität besaß, auf die sich sein erfolgreicher Vorgänger hatte stützen können; ein Mangel, der bei der Beurteilung seiner staatsmännischen Tätigkeit nicht übersehen werden darf.

Ein Konflikt der Türkei mit Montenegro sollte Buol schon im ersten Jahre seiner Ministerschaft Gelegenheit geben, den neuen Kurs einzuschlagen, den er im Orient nehmen wollte.

Das Recht in diesem Konflikte lag augenscheinlich auf seiten der Türkei, denn die Montenegriner hatten mitten im Frieden die türkische Bergfeste von Žabljak überfallen. Nun waren derartige Übergriffe von seiten der Crnagorzen allerdings nichts Ungewöhnliches und schon öfter geschehen, ohne für ihr Land besonders schlimme Folgen zu haben. Diesmal jedoch machte die Pforte ernst. Sie war dieser ewigen Grenzkonflikte müde geworden und wollte mit dem unruhigen, bösartigen Nachbar reinen Tisch machen. Im Seraskier (Höchstkommandierenden) Omer Pascha, der eben erst den Aufstand in Bosnien mit kräftiger Faust niedergeworfen, hatte sie den richtigen Mann dazu gefunden.

Die Sache stand für Montenegro sehr ungünstig; nicht nur, weil Omer über eine ansehnliche Truppenmacht verfügte — die größere Zahl wurde durch die ungeheuern Schwierigkeiten des zu bewältigenden Geländes reichlich wettgemacht —, sondern vor allem, weil unter den Crnagorzen Uneinigkeit herrschte und Omer diesen Umstand benutzen und es mit Bestechung versuchen wollte. Es hatte bei so bewandten Umständen daher den Anschein, als sollte Montenegro von der Landkarte verschwinden.

Schon holte der Seraskier zum tödlichen Streich aus, da fiel ihm Österreich in den erhobenen Arm und gebot ihm Halt. Es

forderte von ihm Rechenschaft für die Ansammlung so großer Truppenmassen an der österreichischen (dalmatinischen) Grenze und drohte, falls türkische Truppen k. k. Gebiet betreten oder sich in den Enklaven von Klek und der Sutorina festsetzen sollten, mit dem Einmarsch in Bosnien. Und das war keineswegs nur eine leere Drohung, denn schon seit Wochen sammelte sich in Kroatien eine ansehnliche kaiserliche Truppenmacht, etwa 60000 Mann, die unter dem Befehle des Feldzeugmeisters Grafen Jellačić bereit war, der diplomatischen Drohung Nachdruck zu geben.[1])

Omer Pascha versicherte den in sein Lager gesandten österreichischen Emissären, daß die Pforte nicht daran denke, sich mit Österreich zu verfeinden und daß er alles vermeiden werde, um in Österreich Anstoß zu erregen. Er machte sich auch erbötig, die ungarischen und polnischen Revolutionäre zu entfernen, deren Anwesenheit in seinem Lager von Österreich beanstandet wurde, und erklärte sich sogar bereit, es mit Montenegro nochmals in Güte zu versuchen, wiewohl er schon alles getan habe, um das Äußerste zu vermeiden.

Was Omer Pascha zu seiner und der Pforte Rechtfertigung vorbrachte, klang durchaus begründet und bekundete das größte Entgegenkommen. Trotzdem gab man sich in Wien hiermit nicht zufrieden. Man ordnete eine zweite Militärmission ins Lager Omer Paschas an, der sich diesmal bezeichnenderweise auch zwei russische Kommissäre anschlossen, und verlangte von ihm die Einstellung der Feindseligkeiten gegen Montenegro und Räumung des Landes.

Gleichzeitig entsandte man den Feldmarschalleutnant Grafen Leiningen als Spezialemissär nach Konstantinopel, wo er die schon im Lager Omers vorgebrachten Beschwerden in nachdrücklichem Tone wiederholte und außerdem auf die verschiedenen Unterlassungssünden und Übergriffe verwies, die sich die türkische Regierung Österreich gegenüber schon habe zuschulden kommen lassen.

Als die Pforte seinen Forderungen nicht gleich entsprach, machte er Miene abzureisen. Durch dieses ungewohnt energische Auftreten Österreichs völlig überrascht und auf einen Kampf mit

---

[1]) Eine ausführliche Darstellung der ganzen Angelegenheit gibt der k. k. Hauptmann R. Gerba in seinem Aufsatz „Zur Geschichte der Ereignisse in Bosnien und Montenegro 1853“ in den „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs“, Wien 1887. Doch ist diese Arbeit nicht frei von parteilicher Färbung zugunsten Montenegros. — Siehe auch das Kapitel „Österreich und Bosnien“ im III. Abschnitte dieses Buches.

ihm nicht vorbereitet, auch nicht gewillt, von ihren verschiedenen „Freunden" zudem im Stiche gelassen: säumte die Pforte nun nicht länger, die gestellten Forderungen zu erfüllen, und versprach, ihre Truppen aus Montenegro zurückzuziehen, die österreichischen Wünsche, betreffend Klek und die Sutorina, zu respektieren und die noch unerledigten pekuniären und sonstigen Reklamationen der k. k. Untertanen in der Türkei zu regeln.

Damit war dieser Konflikt zwischen Österreich und der Pforte beigelegt und Montenegro vom Untergange gerettet.

Österreich hatte damit zweifellos eine Kraftprobe gegeben, und das war soweit gut, aber am unrechten Ort und zur unrechten Zeit, und das war schlimm.

Daß Österreich Ursache hatte, sich über das Verhalten der ottomanischen Behörden gegenüber den k. k. Untertanen zu beklagen, daß Paßschikanen, Vertragsverletzungeu und sonstige Beeinträchtigungen österreichischer Interessen vorkamen, soll nicht bestritten werden; ebensowenig, daß die oft grausamen Ausschreitungen der Mohammedaner gegen die Christen in Bosnien und in der Herzegovina bei deren Stammverwandten in den österreichischen Grenzländern böses Blut machen mußten. Insofern also hatte Österreich sicherlich begründeten Anlaß, bei der Pforte auf endliche Abstellung dieser Unbilden zu dringen; und auch dagegen, daß es dies, nachdem es so lange Geduld geübt, in energischer Weise tat, soll nichts eingewendet werden: ein Mißgriff Österreichs aber war es, sich zugleich zum Anwalt Montenegros zu machen, denn dazu hatte es keinerlei Ursache.

Schon zu Kaiser Josefs Zeiten hatte der österreichische Emissär Hauptmann Vukassovich über die von Rußland beeinflußte unfreundliche Stimmung berichtet, die unter den Crnagorzen gegen Österreich bestanden habe. Fünfundzwanzig Jahre später, 1813 und 1814, hatte es blutiger Kämpfe bedurft, um sie aus dem von ihnen ohne jeden Rechtstitel besetzten Süddalmatien zu vertreiben,[1]) und im Jahre 1838 hatten sie einen dreisten Einfall in das Gebiet von Cattaro unternommen, aus dem sie erst nach heftigen Kämpfen entfernt werden konnten.[2]) Welche Ursache hatte also Österreich, sich dieser gefährlichen Nachbarn so warm anzunehmen? Hatte Omer Pascha nicht vollkommen recht gehabt, als er den österreichischen Emissären vorhielt, daß eine Züchtigung Montenegros

[1]) Kriegschronik Österreich-Ungarns, III. Teil, S. 345 ff. aus „Mitteilungen des k. u. k. Kriegs-Archivs", Wien 1892.

[2]) Ebenda, S. 355 f.

doch auch im Interesse Österreichs gelegen wäre, da es das Bollwerk eines Slawismus sei, der für Österreich nicht minder gefährlich werden könne als für die Türkei?

In der Tat hätten die türkischen Truppen, wenn sie diesen Raubstaat aufgehoben hätten, der Sache Österreichs nur einen Dienst erwiesen. Österreich wäre an seinen Grenzen einen lästigen Störenfried losgeworden, ohne dabei auch nur einen einzigen Soldaten einzubüßen.

Daß man sich nun in Wien, statt ruhig zuzusehen, bemüßigt fühlte, für Montenegro einzutreten, war wohl auf den Wunsch zurückzuführen, Rußland in dieser Angelegenheit zuvorzukommen, Montenegro diesem abspenstig zu machen und es Österreich zu Dank zu verpflichten.

Wie sehr man sich bei diesem naiven, weil auf die menschliche Dankbarkeit begründeten, Kalkül verrechnet hatte, sollte die Zukunft beweisen.

So hatte Österreich durch seine übel angebrachte Energie einem alten Feinde das Leben erhalten! Ein nichts weniger als glückliches Debut seiner neuen Balkanpolitik, wenn auch scheinbar ein Erfolg.

5
Österreich im Krimkriege

Es durfte sich dieses Erfolges aber nicht lange freuen, das zeigte die schwere Krise, die nun über Europa hereinbrach.

Kaiser Nikolaus war seiner ihm so wenig zusagenden Rolle als Freund und Beschützer der Türkei schon längst überdrüssig geworden. Er fühlte das Bedürfnis, der Komödie ein Ende zu machen und sich als das zu geben, was er wirklich zu sein wünschte: der Vollstrecker des „Testaments Peters des Großen". Er warf die lästige Maske also ab und zeigte sein wahres Gesicht. Es verhieß für die Türkei nichts Gutes.

Der Anlaß zum Konflikte, konfessionelle Streitigkeiten am Heiligen Grabe, war geringfügig und hätte sich leicht auf friedlichem Wege schlichten lassen. Aber der Zar wollte den Krieg, wollte wenigstens die Demütigung der Pforte, und da diese, wenngleich ängstlich bemüht, ihm gefällig zu sein, in ihrer Nachgiebigkeit doch nicht so weit gehen konnte, wie er es verlangte — schon aus Rücksicht auf die gereizte Stimmung der Mohammedaner nicht —, so kam es eben zum Kriege.[1])

[1]) Von einer eingehenden Darstellung der Ursachen und des Verlaufs des Krimkriegs sowie seiner mannigfachen Begleiterscheinungen hat im engen

Durch den Kampf der Westmächte gegen Rußland war Österreich in eine überaus schwierige Lage geraten. Es wurde durch diesen Konflikt in zwei Lager geteilt, die einander schroff gegenüberstanden. In dem einen hielt man zu Rußland, in dem andern zu den Westmächten.

In jenem standen vorwiegend das Offizierkorps und die Aristokratie, denen es ganz gegen ihr Empfinden ging, Rußland im Stiche zu lassen, nachdem dieses wenige Jahre vorher Österreich in schwerer Stunde beigestanden war. Zu ihnen hielten auch die zahlreichen slawischen Elemente Österreichs.

Im andern Lager dagegen befand sich der größte Teil der Intelligenzkreise, die in Rußland den Sitz der verhaßten „Reaktion" sahen und sich zu den als freiheitlich geltenden Westmächten hingezogen fühlten. Aber auch mancher Staatsmann von Rang und Bedeutung dachte und fühlte so, darunter die in diesem Falle wichtigste Persönlichkeit, der Minister des Äußern Graf Buol, und entschiedener noch als dieser: Baron Hübner, der k. k. Botschafter in Paris, und der Minister des Innern Dr. Bach.

Jede dieser beiden Parteien vermochte Stichhaltiges zugunsten ihrer Auffassung vorzubringen. Die einen verwiesen auf die Notwendigkeit, an der Freundschaft mit Rußland festzuhalten, von wegen der orientalischen Frage, und sie warnten davor, sich dieses mächtige Reich zum Feinde zu machen.

Die andern wieder hoben die Gunst des Augenblicks hervor, die es gestatte, mit Hilfe der Westmächte und der Türkei den unersättlichen Koloß im Osten endlich niederzuwerfen, für absehbare Zeit unschädlich zu machen und dadurch freie Hand auf dem Balkan zu bekommen.

Zweifellos hatten beide Auffassungen Hand und Fuß. Bot die konservative mehr Gewähr für die Sicherheit Österreichs, so lockte die andere wieder durch glänzende Zukunftsmöglichkeiten.

Rahmen der „Rückblicke" natürlich abgesehen werden müssen. Und selbst die Rolle, die Österreich dabei gespielt hat, konnte wegen ihres überaus komplizierten Charakters aus demselben Grunde hier nur auf das knappste skizziert werden. Zu einer ausführlichen Darstellung der Beteiligung Österreichs an diesen Vorgängen war übrigens um so weniger Anlaß gegeben, als sie schon in erschöpfender Weise behandelt worden ist. So in den „Erinnerungen aus der Walachei während der Besetzung durch die österreichischen Truppen in den Jahren 1854—1856" von Alfons Grafen Wimpfen, Wien 1878, Gerolds Sohn, und in Heinrich Friedjungs wertvollem Buche „Der Krimkrieg und die österreichische Politik", Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cottas Buchhandlung.

Zwischen diesen zwei Lagern stand der damals vierundzwanzigjährige Kaiser und sollte sich entscheiden. Eine Aufgabe, die selbst für einen Herrscher von gereifter Erfahrung noch schwer genug gewesen wäre. Und er stand allein, hatte niemand zur Seite, dessen Rat er zuversichtlich hätte befolgen können. Nicht daß es an hervorragenden Männern in seiner Umgebung und unter seinen Getreuen gefehlt hätte, waren doch Radetzky, Windisch-Grätz, Jellačić da, durchweg Männer, die sein Vertrauen im höchsten Grade besaßen; aber doch nur in ihrer Eigenschaft als Soldaten und Patrioten, nicht auch als Staatsmänner. Unter den zünftigen Diplomaten aber war keiner, der ihm nahestand, keiner vor allem, der ihm zu imponieren vermochte. Einer, dem das wohl geglückt wäre, war nicht mehr: Schwarzenberg.

So schwankte der Kaiser zwischen den beiden Lagern unentschieden hin und her. Sein Herz zog ihn zum Zaren, dem er sich zu Dank verpflichtet fühlte; sein Verstand und wohl mehr noch seine tatendurstige Jugend zu den Westmächten.

Dieser peinvolle Zwiespalt in der Seele des Herrschers gab den Ton an für die Politik, die Österreich während der großen Krise von 1853 bis 1855 befolgte. Auch sie schwankte, je nachdem die eine oder die andere Stimmung in ihm gerade die Oberhand hatte.

Das diktatorische Auftreten des Zaren war nicht danach angetan, das Zünglein an der Wage zugunsten Rußlands zu beeinflussen.

In Wien lehnte man sein Ansinnen, während des Krieges unbedingte Neutralität zu bewahren, entschieden ab und richtete an Rußland die nachdrückliche Aufforderung, die von ihm seit Beginn des Konflikts besetzten Donaufürstentümer zu räumen: „Sommation" vom 3. Juni 1854. Und um dieser Mahnung ein entsprechendes Gewicht zu geben, marschierten in Galizien und Siebenbürgen zwei Armeen auf, die stark genug waren, den Zaren zum Nachgeben zu veranlassen. Ende Juli erteilte er, über Österreichs „Undankbarkeit" tief erbittert, seinen Truppen den Befehl zum Rückzug aus der Walachei und Moldau, worauf die österreichischen Truppen daselbst ihren Einzug hielten.

Österreich ging unter dem Drängen der Westmächte, die in Baron Hübner einen eifrigen Anwalt gefunden hatten, noch einen Schritt weiter: der Kaiser erließ am 22. Oktober 1854 den Befehl zur Mobilmachung der noch auf Friedensfuß stehenden Korps. Wurde er auch schon einen Monat später widerrufen, so blieb der

üble Eindruck, den er auf den Zaren hatte machen müssen, zurück, und die Allianz, die Österreich am 2. Dezember 1854 mit den Westmächten abschloß, verstärkte ihn noch.

Am 1. März 1855 starb Kaiser Nikolaus. Sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Alexander II., machte bei der diplomatischen Glückwunschcour anläßlich seiner Thronbesteigung kein Hehl daraus, wie schwer er Österreich grollte.

Der Krieg nahm indessen seinen Fortgang. Am 8. September fiel Sebastopol, am 11. wurde die ganze russische Schwarze-Meer-Flotte in die See versenkt; aber der Krieg war noch nicht zu Ende. Am 16. Dezember sandte Österreich nach Petersburg ein Ultimatum, dessen Bedingungen die Präliminarien eines Friedensvertrags enthielten, und drohte im Falle der Weigerung mit dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen.

Darauf wollte man es an der Newa aber doch nicht ankommen lassen, und so stimmte man diesem Entwurf als Grundlage für die Friedensverhandlungen zu. Diese begannen am 25. Februar 1856 in Paris.

Ihr Ergebnis war der Friede von Paris, der am 30. März zustande kam. Seine Hauptpunkte waren: Garantie der Vertragsmächte für die Integrität und Unabhängigkeit des Türkischen Reichs; Neutralisierung des Schwarzen Meers, d. i. Schließung der Dardanellen und des Bosporus für die Kriegsschiffe aller Mächte; Abtretung des südlichen Bessarabien von seiten Rußlands an die Türkei (d. h. eigentlich Moldau), wodurch die Donaumündungen dem russischen Einflusse entzogen wurden; Abgabenfreiheit der Donauschiffahrt; Aufhören jeglichen fremden Protektorats und Interventionsrechts in den christlichen Balkanstaaten.

Durch diese Bedingungen sollte der Vorherrschaft Rußlands für immer ein Ende gemacht werden; durch die letzterwähnte Stipulation wurde aber auch Österreich empfindlich getroffen, denn es mußte nun auch seinerseits die Donaufürstentümer räumen und damit auf eine Hoffnung verzichten, die ihm für die ungeheuern Rüstungsauslagen immerhin eine annehmbare Entschädigung geboten hätte.

So ging es aus dieser Krise mit leeren Taschen und leeren Händen hervor. Das einzige, was es dabei erworben hatte, war die erbitterte Feindschaft Rußlands. Und es mußte diese Folgeerscheinung um so schmerzlicher empfinden, als es sich über den Verlust der, freilich immer etwas fragwürdigen, Freundschaft Rußlands nicht mit der Freundschaft der Westmächte trösten konnte,

denn sein unentschlossenes, schwankendes Verhalten hatte es diesen unmöglich gemacht, Rußland so zu treffen, wie sie es gewünscht hätten, und das trugen sie Österreich nach. Dieses hatte also einen alten Freund verloren und keinen neuen dafür gewonnen.

Man darf nach alldem somit getrost behaupten, daß aus dem Krimkriege zwei Besiegte hervorgegangen sind: Rußland und Österreich, und es ist noch die Frage, ob Österreich nicht der schwerer getroffene Teil war. Wohl hatte es nicht so furchtbare Wunden erhalten wie Rußland, aber seine Konstitution war weit empfindlicher als die des robusten nordischen Kolosses.

Der neue Kurs in seiner Orientpolitik war ihm übel bekommen; aber nicht weil er an sich falsch gewesen wäre, sondern weil eine unsichere Hand das Steuer des Staatsschiffs gelenkt hatte. Es war im Zickzack gefahren, anstatt den geraden Kurs zu halten, gleichviel, ob rechts oder links.

*

An den politischen Ereignissen, die sich in den folgenden zehn Jahren auf der Balkanhalbinsel zutrugen, nahm Österreich keinen tätigen Anteil, wiewohl sie ihm nicht gleichgültig sein konnten. Aber die großen Dinge, die in Italien und in Deutschland für das Reich auf dem Spiele standen, zudem das wachsende Chaos des nationalen Haders im Innern, nahmen seine Kräfte so in Anspruch, daß es für die Vorgänge an der untern Donau deren nicht mehr viel übrig hatte.

So mußte es Österreich denn geschehen lassen, daß der nationale Gedanke in den Donaufürstentümern immer mächtiger wurde und deren Vereinigung ins Werk setzte, wodurch seine Hoffnung, doch vielleicht noch einmal in Bukarest und Jassy festen Fuß fassen zu können, immer mehr zusammenschmolz, sofern der Pariser Friede überhaupt noch ein Restchen von ihr übrig gelassen hatte.

Endgültig aber hat Österreich diese Hoffnung wohl erst an dem Tage begraben, an dem Prinz Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien proklamiert wurde, 13. Mai 1866.

Zweiter Abschnitt:

Der Aufstand der Bocchesen

I

Noch lag die Erinnerung an das Unglück von 1866 wie ein Trauerflor über dem Habsburgerreiche; noch waren die furchtbaren Wunden, die die Kämpfe in Böhmen seinem Heere geschlagen, nicht ganz vernarbt, als es abermals galt, zu den Waffen zu greifen. Zwar nur für einen kleinen Bruchteil der Armee; der aber ging schweren Leiden entgegen.

Während sich die Blicke der leitenden Männer des Reiches und besonders des Heeres gespannt und ungeduldig nach Norden und Westen richteten, soweit dies die innern Wirren erlaubten; während man auf Revanche für Königgrätz und auf die Rückeroberung der alten Vormachtstellung in Deutschland sann, entstand tief im Süden, im äußersten Winkel des Reichs, ganz unversehens ein Brand, der allen Löschversuchen trotzte, und, obschon auf ein enges Gebiet begrenzt, empfindliche Opfer heischte: der Aufstand der Bocchesen.[1])

Den Schauplatz bildete der Kreis von Cattaro, der durch die Sutorina, einen schmalen Landstreifen der damals noch türkischen Herzegovina, vom übrigen Dalmatien und damit von der Monarchie getrennt, wie ein von dieser abgebröckeltes und vergessenes Bruchstück an der felsigen Küste klebte.

Das ganze Gebiet stellt ungefähr ein rechtwinkeliges Dreieck dar, dessen rechten Winkel Castelnuovo und dessen Hypotenuse heute die Linie Dragalj-Spizza bildet, damals (vor der Erwerbung Spizzas) Dragalj-Castel Lastua. Die ungewöhnliche Gestalt dieses Gebietes wird dadurch noch wunderlicher, daß sich das Meer hineingedrängt und darin seltsam geformte Gänge und Höhlungen gebohrt hat. Zwischen der der Sutorina vorgelagerten Landzunge von Punta d'Ostro und der Halbinsel Lustiza zwängt es sich in nordwestlicher Richtung in das Land hinein, als Bucht von Topla,

---

[1]) Die Bewohner des Hinterlandes der „Bocche", d. i. der Meerenge von Cattaro und der dazugehörenden Buchten.

wird dann von den Felsen gegen Osten zurückgedämmt und bildet die eigentliche Bocche di Cattaro, die sich im Osten zur Bucht von Teodo ausbreitet, um sich dann wieder, jäh gegen Norden gedrängt, als schmaler Kanal zwischen den Felsen durchzuwinden, so schmal, daß diese Enge einst mit Ketten versperrt werden konnte und noch heute den Namen Le Catene führt. Von den wieder zurücktretenden Felsen freigegeben, dehnt sich das Meer nun, wie im Vollgefühle seiner Freiheit aufatmend, nach beiden Seiten tief ins Land und formt damit die Buchten von Risano im Nordwesten und von Cattaro im Osten, wobei es von dieser aus, gleichsam neugierig, tief nach Süden hinabgreift, als wollte es die Stadt Cattaro sehen, die sich da unten zwischen hochgetürmten Felsen vor der Welt verbirgt.

Die Landschaften in diesem vom Meere so seltsam ausgehöhlten Dreieck führen verschiedene Namen. Das Gebiet östlich von Cattaro heißt Krivošije (im engeren Sinne nur der nordwestliche Teil dieses Gebietes); von den Landschaften südlich der Stadt ist die größte die Župa, die sich nach Nordwesten in die Halbinsel Lustiza verlängert. Kleinere Landschaften, landeinwärts gelegen, sind die von Pobori, Maina, Braić und die südlichste von allen die von Pastrović.

An den Küsten mit südlich üppiger Vegetation bedeckt, wird das Land im Innern zu einer trostlosen Steinwüste, in der jedes Leben erstarrt ist, und die, finster und trotzig, von nahezu unzugänglichen, wild drohenden Felsbastionen umgürtet, jeden Fremden abwehrt, der sie betreten will.

Und trotzig und rauh wie das Land sind auch die Leute, die es bewohnen, ganz besonders die in der Krivošije, der unwirtlichsten Landschaft dieses Gebietes. Den Montenegrinern und Herzegovzen stammverwandt, waren sie durch jahrhundertelange Kämpfe mit ihren Nachbarn ganz verwildert und, in ihrer Einsamkeit sich selber überlassen, bar jeder Kultur geblieben. Erst seit 1814 zu Österreich gekommen, mit diesem nicht nur ohne territorialen, sondern auch ohne seelischen Zusammenhang, bildeten sie gewissermaßen einen Miniaturstaat für sich, fühlten sich zumindest in ihren Bergen als unbeschränkte Herren ihres Landes.

Diese Selbstherrlichkeit führte denn auch zum Konflikte mit der Staatsautorität. Den Anlaß dazu gab das im Jahre 1868 veröffentlichte neue Wehrgesetz, das allen Staatsbürgern der Monarchie die allgemeine Wehrpflicht auferlegte. Während sich die übrigen Bewohner des weiten Reiches diesem Gesetze willig

fügten, wollten die Bewohner des Bezirks Cattaro nichts davon wissen und beriefen sich auf ihre alten Rechte, die sie vom Heeresdienste befreiten, wiewohl diese Rechte vom neuen Wehrgesetz ohnehin berücksichtigt wurden. Der Artikel III dieses Gesetzes lautete nämlich: „Die früher vom Militärdienste gänzlich befreit gebliebenen Wehrpflichtigen des ehemaligen Kreises Cattaro und des Festlandes des ehemaligen Kreises Ragusa haben der Wehrpflicht nur in der Landwehr zu genügen."

Daß diesen Bezirken hiermit gegenüber der gesamten übrigen Monarchie eine Ausnahme- und Vorzugsstellung eingeräumt wurde, die im Hinblick auf das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht keineswegs gerechtfertigt war, sahen die Bocchesen nicht ein oder wollten es wenigstens nicht einsehen. In ihren Augen war auch die Landwehrpflicht eine Verletzung ihrer Privilegien, gegen die sie sich um so mehr sträubten, als damit die Ablegung der gewohnten Waffen und der landesüblichen Tracht sowie die Möglichkeit verbunden war, außerhalb ihres Heimatdistrikts Waffendienste tun zu müssen.

Das Wehrgesetz hatte den 6. Oktober 1869 als den Tag bestimmt, an dem sich die Assentpflichtigen in ihren Bezirksämtern einzufinden hatten. Die Cattaro benachbarten Küstengemeinden Perasto, Perzagno und Dobrota erklärten, sich dem neuen Gesetze nicht fügen zu wollen. Als ihnen hierauf mit dem Standrecht gedroht und die gewaltsame Durchführung der Assentierung in Aussicht gestellt wurde, hatte das keinen andern Erfolg, als daß sich sämtliche Gemeinden solidarisch erklärten, die Taufbücher und Register verbrannt, die kaiserlichen Beamten mißhandelt und verjagt wurden und die Stellungspflichtigen sich in die Berge und in das benachbarte Montenegro flüchteten. Die gesamte wehrfähige Bevölkerung aber sammelte sich um ihre Führer und besetzte, in „Cetas" (Kriegerabteilungen zu je 60 Mann) eingeteilt, die strategisch wichtigsten Punkte des ganzen Gebietes.

Angesichts dieser herausfordernden Haltung der Bevölkerung sah sich die Regierung genötigt, ihren Anordnungen mit Waffengewalt Respekt zu erzwingen. Das aber war unter den gegebenen Umständen leichter gedacht als getan, denn die zu einer Strafexpedition verfügbaren Streitkräfte waren völlig unzulänglich. In ganz Dalmatien befanden sich bloß etwa 3000 Mann als Besatzung, wiewohl diese aus 3 Regimentern Infanterie mit je 3 Bataillonen, 2 Jägerbataillonen und kleinern Abteilungen Festungsartillerie bestand; doch waren die Kompagniestände von geradezu

minimaler Stärke, so daß ein ganzes Regiment kaum 800 Mann zählte. Diese Truppen waren in folgender Weise disloziert:

Infanterieregiment	Nr. 47	in Zara,	Ergänzungsbezirk	Marburg
„	„ 22	„ Ragusa,	„	Triest und Spalato
„	„ 44	„ Cattaro,	„	Kaposvár
Feldjägerbataillon	„ 20	„ Spalato,	„	Südsteiermark
„	„ 27	„ Budua,	„	Steiermark.

Im Aufstandsbereiche befanden sich demnach bloß 4 Bataillone, also etwa 1000 Mann, die aber, in Atome zersplittert, über das ganze Gebiet verteilt waren, weil sie die daselbst bestehenden zahlreichen Forts und Defensionskasernen zu besetzen hatten.

Daß diese kleine Besatzung, die größtenteils überdies an die festen Plätze gebunden war, nicht genügte, den Aufstand niederzuwerfen, lag auf der Hand und sollte sich den k. k. Behörden alsbald in empfindlichster Weise fühlbar machen.

Zunächst galt es, den von allen festen Plätzen des Gebietes entlegensten und darum meistgefährdeten zu sichern, das Fort Dragalj. Dieses befindet sich im innersten Winkel des Gebiets, nahe der montenegrinischen Grenze, am Ende eines hochgelegenen Karstbeckens, zu dem zwei äußerst mühsame, steile und langdauernde Anstiege über Felsen und Gerölle führen. Die Besatzung des Forts bestand damals bloß aus 32 Mann des 44. Infanterieregiments; eine Zahl, die im Hinblick auf die entfernte und isolierte Lage des Platzes inmitten des aufständischen Gebietes berechtigten Grund zu Besorgnissen gab und eine Verstärkung der Besatzung dringend erheischte.

Am 7. Oktober brach daher eine Abteilung von 2 Offizieren und 42 Mann desselben Regiments von Risano auf und suchte auf dem kürzern der beiden vorhandenen Wege Dragalj zu erreichen. Bei Ledenice stellte sich ihr eine Schar von etwa 200 Bocchesen entgegen und gebot ihr Halt und Umkehr; bloß 5 Mann sollten den Marsch fortsetzen dürfen. Über diese Dreistigkeit empört, ließ der Kommandant der Truppe, Oberleutnant Rinek, auf die Insurgenten eine Salve abgeben. Obwohl hierdurch kein einziger Insurgent getroffen wurde, sondern bloß ein zufällig mit einem beladenen Tragtier des Wegs kommender Mann, rief dieser Angriff bei den Bocchesen doch die heftigste Erbitterung hervor, und sie stürzten sich mit hochgeschwungenen Handschars auf den kleinen Trupp. Der Bruder des von der Salve getroffenen Mannes, der zufällig unter den Insurgenten war, warf sich auf

Oberleutnant Rinek, schlug ihn zu Boden und trennte ihm das Haupt vom Rumpfe.

Von der Übermacht schwer bedrängt, sah sich die Abteilung zum Rückzuge genötigt, der sich bei dem überaus schwierigen Gelände und dem wilden Nachdrängen der Bocchesen äußerst mühsam und gefährlich gestaltete. Die Versuche des überlebenden Offiziers, dem Feinde standzuhalten und ihn zurückzuscheuchen, scheiterten an dessen Überzahl und vermochten die Situation nicht zu retten. In kleinen Trupps und vereinzelt langte das Detachement gänzlich erschöpft endlich in Risano an, nachdem es einen Verlust von 3 Toten und 11 Verwundeten erlitten hatte, also nahezu den dritten Teil seines Standes.

Daß dieser katastrophale Mißerfolg der k. k. Truppen auf die Bocchesen eine elektrisierende Wirkung ausüben werde, war vorauszusehen. Der Aufstand, der bisher bloß auf das Gebiet nördlich von Cattaro beschränkt war und seinen Herd in der Krivošije hatte, ergriff nun auch die südlich davon gelegenen Distrikte Župa und Pastrović. Die im ganzen Gebiete zerstreuten kleinen Gendarmerieposten wurden überfallen und vertrieben oder niedergemacht und die Verbindungen der verschiedenen detachierten Forts mit der Zentralfestung Cattaro unterbrochen.

Der Bezirkshauptmann von Cattaro, um das Schicksal der Besatzung Dragaljs nun noch mehr besorgt, versuchte es, bei den Aufständischen den Durchzug einer für Dragalj bestimmten Truppenabteilung zu erwirken, was ihm jedoch — unter den bestehenden Verhältnissen ziemlich selbstverständlich — abgeschlagen wurde. Wohl aber erklärten sich die Bocchesen bereit, gegebenenfalls ein ihnen anvertrautes Schreiben an den Kommandanten von Dragalj uneröffnet dorthin zu befördern. Man ging in Cattaro hierauf ein und sandte nach Dragalj ein Schreiben, das zwei Bocchesen übernahmen.[1]) Als man daselbst die beiden bewaffneten Männer aber herankommen sah, gab man auf sie Feuer und tötete sie, offenbar in der irrigen Annahme, sie führten Böses im Schilde und gehörten zu einem Trupp, der einen Überfall auf das Fort plane; ein leicht begreiflicher Irrtum, denn das Unglück bei Ledenice, das inzwischen in Dragalj vermutlich bekannt geworden war, mußte die Besatzung zur äußersten Vorsicht mahnen und erbittern.

---

[1]) Welchen Inhalt dieses Schreiben gehabt hat, wird in der einschlägigen Literatur nicht erwähnt.

Dieses böse Mißverständnis gab dem Aufstande neue Nahrung und machte jede friedliche Verständigung mit den Insurgenten vollends unmöglich.

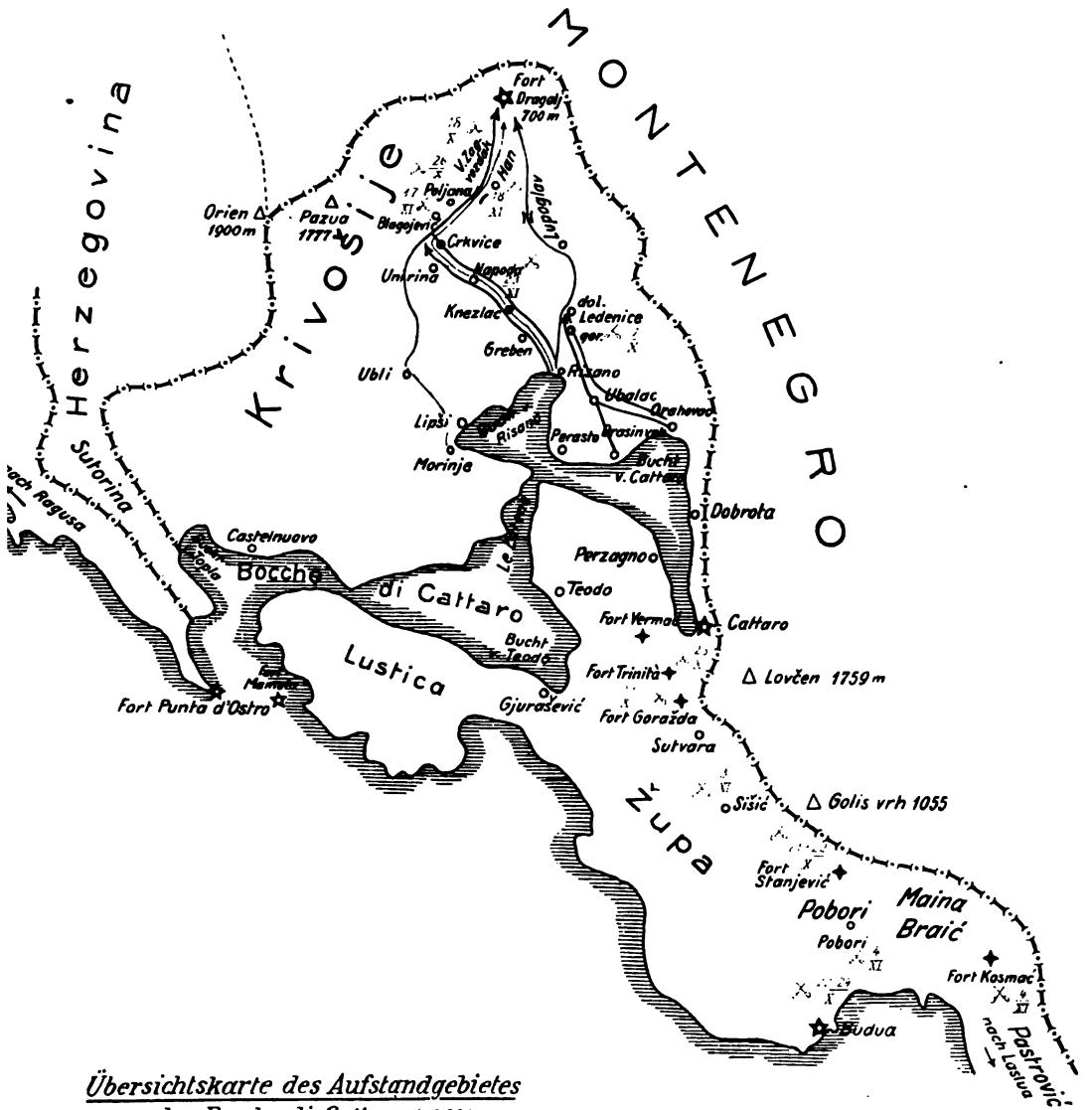
Da sich der Gouverneur von Dalmatien, Feldmarschalleutnant v. Wagner, außerstande sah, mit den vorhandenen ganz ungenügenden Streitkräften etwas Ersprießliches zu leisten, erbat er sich vom Reichskriegsministerium Verstärkungen und zog einstweilen das 22. Infanterieregiment von Ragusa zu Schiffe nach Cattaro.

Das Kriegsministerium kam diesem durchaus berechtigten Verlangen auch gleich nach und befahl die Einschiffung der Infanterieregimenter Nr. 7 (Ergänzungsbezirk Klagenfurt), Nr. 48 (Groß-Kanizsa), Nr. 52 (Fünfkirchen) sowie des 8. und 9. Feldjägerbataillons (beide aus Steiermark), die, in den südlichen Alpenländern disloziert, am nächsten zur Hand waren und von denen das Infanterieregiment Nr. 7 und die beiden Jägerbataillone überdies aus Gebirgsbewohnern rekrutiert, sich für das schwierige Gelände, in dem sie operieren sollten, besonders eigneten. Diese Truppen sowie Proviant, Monturen, Munition, Medikamente u. dgl. wurden in Triest eingeschifft und trafen gegen Mitte Oktober in Cattaro ein.

Feldmarschalleutnant v. Wagner trug, sobald er hinreichend Truppen zur Verfügung hatte, dem Generalmajor v. Dormus auf, das Fort Dragalj und das Wachthaus von Crkvice, die seit dem 7. Oktober von den Insurgenten belagert wurden und von jeder Kommunikation mit der Küste abgeschnitten waren, zu entsetzen und die Verbindung mit ihnen dauernd zu sichern.

Die Expedition sollte am 19. Oktober in drei Kolonnen angetreten werden. Es gingen aber nur zwei ab, da die als linke Kolonne bestimmte Abteilung, die von Morinje aus operieren sollte, daselbst infolge der hochgehenden See nicht ausgeschifft werden konnte.

Die Hauptkolonne unter Generalmajor v. Dormus, aus den Infanterieregimentern Nr. 44 und 52, ferner einem Detachement Jäger und 10 Geschützen bestehend, kam infolge des steilen und beschwerlichen Geländes sowie ihrer durch die Schmalheit des Wegs bedingten außerordentlichen Länge nur sehr langsam vorwärts, wobei sie von den Aufständischen fortwährend beunruhigt wurde. Um ihr Luft zu machen, wurden zwei Bataillone des 44. Regiments mit einer Raketenbatterie ausgeschieden, die die Insurgenten vertreiben sollten. Diese verschwanden zwar, wenn die Batterie sie beschoß, so spurlos, als hätte sie die Erde verschlungen, tauchten aber alsbald wieder an einem andern Punkt



Übersichtskarte des Aufstandgebietes der Bocche di Cattaro (1869)

Wegrichtung

— *der 1. Expedition nach Fort Dragalj*
— *" 2. " " " "*
— *" 3. " " " "*
⚔ *Gefechte (Die Zahlen dabei geben das Datum an)*

UNIV. OF MICH.

auf und setzten ihr Treiben fort. Dadurch wurden die beiden Bataillone ganz aus ihrer Direktion gelockt und fanden in dem unübersichtlichen Felsengewirre nur unter den erschöpfendsten Anstrengungen zum Gros zurück, das sie in der Nähe von Knezlac erreichten. Hier ließ Generalmajor v. Dormus haltmachen und biwakieren.

Die Truppen sollten aber ihre wohlverdiente Ruhe nicht genießen, denn es machte sich eine Bora auf und peitschte einen eisigen Regen auf sie nieder, dem sie schutzlos preisgegeben waren und der sogar das Abkochen verhinderte. Trotzdem setzte der Brigadier am nächsten Morgen, 20. Oktober, den Marsch nach Crkvice fort. Dieser aber wurde infolge des tobenden Orkans und des durch den Regen schlüpfrig gewordenen Gesteins für Menschen und Tiere zu einem wahren Leidenswege; namentlich die beladenen Tragtiere kamen kaum von der Stelle. Da der Weg von Knezlac bis Crkvice indes bloß etwa ein Drittel der Strecke bis Dragalj betrug, die Schwierigkeiten, die auf dieser bevorstanden, aber noch schlimmer waren, entschloß sich Generalmajor v. Dormus, wieder umzukehren. Zu diesem Schritte glaubte er sich im Hinblick auf die Ungunst der Weg- und Wetterverhältnisse und die hierdurch bewirkte Erschöpfung seiner Truppen um so mehr berechtigt, als er in Crkvice erfuhr, daß die Besatzung von Dragalj inzwischen ihre Vorräte selber aus der Umgebung ergänzt hatte. Zudem schien ihm das Passieren des gefährlichen Defilees von Han unter so überaus schwierigen Verhältnissen allzu gewagt. So trat er also, nachdem er die Besatzung von Crkvice verstärkt und mit Proviant versehen hatte, nach einer notwendigen Rastpause den Rückmarsch nach Risano an, wo er nach einem Nachtbiwak bei Knezlac am 21. Oktober wieder eintraf, ohne die ihm gestellte Aufgabe vollständig durchgeführt zu haben.

Noch weniger vermochte die rechte Kolonne unter Oberst Fischer auszurichten, die, von Orahovac und Drazinvrt ebenfalls am 19. aufgebrochen, in den steilen Felshängen, mit denen die Berge hier gegen das Meer zu abfallen, nur sehr langsam vorwärtskam, so daß sie am 20. erst bis Ledenice inferiore gelangt war, wo sie in erschöpftem Zustand ein Biwak bezog. In diesem wurde sie nach Einbruch des Abenddunkels von den Aufständischen angegriffen; doch gelang es ihr, sie abzuwehren. Nichtsdestoweniger hielt Oberst Fischer am folgenden Tage, 21. Oktober, ein weiteres Vordringen für zu gewagt und trat gleichfalls den Rückzug an.

So hatte denn von allen drei Kolonnen keine ihr Ziel erreicht.

Zu diesem Mißerfolg in der Krivošije gesellte sich noch ein solcher in der Župa.

Hier wurde am 21. Oktober das Fort Stanjević, das den Straßenknotenpunkt Cattaro-Budua-Kosmać beherrscht, von den Insurgenten durch List beim Proviantfassen überrumpelt. Der Kommandant, ein Leutnant, mußte seine Arglosigkeit mit dem Leben bezahlen, die Besatzung aber wurde nach tapferer, wenngleich aussichtsloser, Gegenwehr zur Kapitulation gezwungen, erhielt jedoch freien Abzug, worauf das Fort geplündert und dann in die Luft gesprengt wurde.

Am folgenden Tage erschienen die Insurgenten vor Budua und schlossen es ein. Da die Garnison infolge der Expedition in die Krivošije bis auf 50 Mann reduziert worden war, die Zahl der Insurgenten sich aber immer vermehrte, so bestand die größte Gefahr, daß Budua in deren Hände falle. Feldmarschalleutnant v. Wagner ließ daher, als er telegraphisch von dieser schlimmen Lage der Stadt in Kenntnis gesetzt worden war, sofort das 27. Jägerbataillon, das die verunglückte Expedition in die Krivošije mitgemacht hatte, mit 2 Raketengeschützen auf dem Dampfer „Andreas Hofer" nach Budua einschiffen, wo es in vorgerückter Nachtstunde ankam und sofort ans Land gesetzt wurde. Aber bloß 230 Mann stark, genügte es nicht, die auf etwa 5—600 Mann angewachsenen Insurgentenscharen zu vertreiben, weshalb sein Kommandant, Major Toms, den Dampfer am folgenden Tage, 23. Oktober, nach Cattaro zurücksandte und um Verstärkung bat. Diese traf am 25. ein, nachdem schon tags vorher ein Kanonenboot angekommen war, das der Gouverneur aus eigener Initiative mit einigen leichten Geschützen zu Hilfe gesandt hatte. So entging Budua doch noch glücklich der Gefahr, eine Beute der Insurgenten zu werden.

Inzwischen hatten diese auch die südlich von Cattaro gelegenen Forts Goražda und Trinità angegriffen, die bloß von 42 und 38 Mann besetzt waren. Doch gelang es den 2 Bataillonen, die aus Cattaro zu Hilfe gesandt wurden, die bedrängten Besatzungen zu befreien und die Insurgenten in die Flucht zu jagen, wobei sich namentlich Major Baron Pittel vom 52. Infanterieregiment auszeichnete.

Nun, da die Župa von den Insurgenten zur Not gesäubert worden war, sollte die Expedition zum Entsatze von Dragalj

wiederholt werden. Diesmal unter dem Kommando des Obersten Jovanović mit 7 Bataillonen, darunter dem eben erst aus Triest eingetroffenen kärntnerischen Infanterieregiment Nr. 7, ferner 2 Gebirgs-, 2 Raketenbatterien, 1 Geniekompagnie und entsprechender Sanitätsmannschaft.

Am 25. Oktober vormittags trat das Expeditionskorps seinen Marsch an, und zwar nicht wie bei der mißlungenen ersten Expedition in zwei (ursprünglich drei) Kolonnen getrennt, sondern in einer einzigen, die jedoch in drei Gruppen, Vorhut, Gros, Nachhut, geteilt wurde. Unter Beobachtung äußerster Vorsicht, die namentlich auf den Flankenschutz bedacht war, gelangte die Kolonne, vom Feinde unbehelligt, bis Napoda, wo dieser zuerst die Vorhut, dann noch heftiger die Nachhut angriff, ohne aber ihren Marsch nach Crkvice verhindern zu können.

Hier verbrachte die Kolonne die Nacht, um am nächsten Morgen ihren Marsch fortzusetzen, doch nicht ohne eine hinreichend starke Abteilung als Reserve zurückzulassen. Vom Feinde heftig beschossen, gelangte sie bis zum gefährlichen Defilee von Han, wo das Gros in Gefechtsstellung überging, das 44. Regiment aber unter Oberst Graf Vetter mit der Proviantkolonne in die Ebene von Dragalj debouchierte und glücklich zu dem Fort gelangte, dessen Besatzung nun endlich verstärkt und mit allem Notwendigen versehen werden konnte.

Ungefährdet kehrte das Regiment in die Aufnahmestellung bei Han zurück, wo Graf Vetter das Kommando der ganzen Kolonne übernahm, da Oberst Jovanović durch einen Schuß ins Bein verwundet worden war und auf dem Rückmarsche getragen werden mußte. Dieser gestaltete sich sehr anstrengend, da die Insurgenten die Kolonne beim Abstieg unablässig beunruhigten und diesen hierdurch noch schwieriger machten. Immerhin aber war der Zweck der Expedition erreicht, der peinliche Mißerfolg des ersten Entsatzversuchs wieder wettgemacht.

Die Zusammenziehung der Truppen in der Krivošije hatte jedoch zur Folge, daß sich inzwischen die Bocchesen südlich von Cattaro abermals erhoben und die nur schwach besetzten Küstenorte zu beunruhigen begannen, die, sofern sie loyal gesinnt waren, um den Schutz der Behörden baten.

Feldmarschalleutnant v. Wagner dirigierte daher die aus der Krivošije zurückgekehrten Truppen, soweit sie verfügbar waren, in die Župa, die sie nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen hatten, während Oberst Schönfeld von Budua aus gegen die

südliche Župa demonstrieren und die Vereinigung der dort auftretenden Insurgenten mit denen der nördlichen Župa verhindern sollte. Diese Operationen begannen am 1. November und führten am 3. nach vorausgehenden kleineren Zusammenstößen mit den Insurgenten zu dem Gefecht bei Sisić. Hier gelang es Feldmarschalleutnant v. Wagner, der den Angriff selber leitete, die Insurgenten nach mehrstündigem harten Kampfe derart einzukreisen, daß ihnen nur der Rückzug über die steilen Hänge des Golisvrh nach Montenegro übrigblieb, wobei ihnen die tapfern Kärntner vom 7. Infanterieregiment so scharf auf den Fersen waren, daß sie knapp an die montenegrinische Grenze gelangten, weshalb Feldmarschalleutnant v. Wagner sie zurückbeorderte, um Grenzverletzungen zu vermeiden.

Am 6. November gelang es demselben Regiment unter Oberst Kaiffel, das hart bedrängte Fort Kosmać zu entsetzen, das, seiner Offiziere beraubt, ohne Lebensmittel, in die Hände der Insurgenten zu fallen drohte.

Am selben Tage glückte es auch der Kolonne des Obersten Fischer, sich der Positionen von Pobori zu bemächtigen.

II

Der schleppende Verlauf der Operationen, die trotz unsagbarer Beschwerden für die beteiligten Truppen und verschiedener Teilerfolge bisher im ganzen doch zu keinem nur halbwegs befriedigenden Ergebnis geführt hatten, begann die Öffentlichkeit in der Monarchie zu beunruhigen und nervös zu machen. Noch lag ihr ja der Schrecken von 1866 in allen Gliedern, und durch die bösen Erfahrungen dieses Jahres und des Jahres 1859 pessimistisch geworden, voll Mißtrauen in die Fähigkeiten der hohen Militärs, besorgte sie neues Unheil.

Dieser Umstand mochte dazu beitragen, daß die Regierung, die die Vorgänge in Süddalmatien selber mit wachsendem Unbehagen verfolgte und als peinliche Kalamität empfand, einen Wechsel in der Leitung der militärischen Operationen für angemessen hielt und Feldmarschalleutnant v. Wagner auf seinen Statthalterposten zurückberief, um ihn durch Generalmajor Graf Gottlieb Auersperg zu ersetzen. Der Öffentlichkeit gegenüber wurde dieser Wechsel allerdings anders begründet. In den Mitteilungen des Kriegsarchivs, die offiziöse Rücksichten zu nehmen haben, heißt es mit Bezug hierauf:

„Die andauernde Abwesenheit des Zivil- und Militärgouverneurs Feldmarschalleutnant Wagner von Zara, dem Sitze der Landesregierung, hatte nicht ohne Inkonvenienzen für die Leitung der Gesamtangelegenheiten Dalmatiens bleiben können. Man war in Wien daher zu dem Entschlusse gekommen, den Oberbefehl der in Süddalmatien versammelten Truppen einem eigens hierzu gewählten General zu übertragen . . .“ [1])

Die Wahl des Grafen Auersperg zum Oberkommandanten war übrigens kaum danach angetan, die Öffentlichkeit sonderlich zu beruhigen, denn in dieser bestand gerade gegen Generale aristokratischer Herkunft damals ein lebhaftes Mißtrauen, das, durch die Erfahrungen von 1859 geweckt, durch die von 1866 bestärkt, nun ganz mit Unrecht in jedem General mit vornehmem Namen einen Ignoranten vermutete. Der weitere Verlauf der Operationen war nicht geeignet, dieses Vorurteil zu zerstreuen.

Am 7. November traf der neue Oberkommandant mit dem zum Brigadier bestimmten Oberst Szimić in Budua ein. Drei Tage später ordnete er, nachdem er sich über die Situation hinlänglich informiert zu haben glaubte, eine Neugruppierung der Streitkräfte an. Eine Brigade unter Oberst Schönfeld — 4 Bataillone, $1^1/_2$ Batterien — sollte in der Župa verbleiben, die anderen zwei Brigaden unter Generalmajor v. Dormus und Oberst Szimić — 14 Bataillone und 5 Batterien — wurden nach Cattaro zurückbeordert, um von dort aus den nördlichen Schauplatz des Aufstandes in Angriff zu nehmen.

Nachdem Graf Auersperg Anordnungen für die Sicherheit der Verbindung zwischen Budua und Cattaro getroffen hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit der Krivošije zu, die nach wie vor ja den Hauptherd der Insurrektion bildete.

Um einen möglichst großen Teil dieses Gebietes vom Feinde zu säubern, ließ er seine Truppen in vier Kolonnen vorrücken:

Die rechte Flügelkolonne unter Oberst Kaiffel — 3 Bataillone, $^1/_2$ Raketenbatterie — von Orahovac über Ubalac gegen Ubli.

Die rechte Mittelkolonne unter Oberst Fischer — $2^1/_2$ Bataillone, $^1/_2$ Raketenbatterie — von Risano nach Ledenice, wo sie sich mit der Kolonne Kaiffel zu vereinigen hatte.

Die linke Mittelkolonne unter Oberst Szimić — $3^1/_2$ Bataillone, 1 Gebirgsbatterie — von Risano über Knezlac nach Crkvice.

---

[1]) „Der Aufstand in Süddalmatien“, S. 526 aus „Kriegschronik Österreich-Ungarns“ in den Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. Wien 1892, Seidl & Sohn.

Die linke Flügelkolonne unter Major Urschitz — 1 Bataillon, 1 Gebirgsbatterie — von Morinje über Ubli ebenfalls nach Crkvice.

Im ganzen also 10 Bataillone mit 2 Gebirgs- und 1 Raketenbatterien. Das Endziel aller vier Kolonnen war abermals das Fort Dragalj.

2 Bataillone mit 2 Gebirgsbatterien unter Generalmajor v. Dormus blieben als Reserve in Cattaro zurück.

Am 16. November traten die vier Kolonnen ihren Marsch an. Während die Kolonne Fischer schon bei der Ersteigung der Felshänge oberhalb Risano angegriffen wurde und ein etwa vierstündiges Gefecht durchzumachen hatte, ehe sie in Ledenice eintraf, erreichten die anderen drei Kolonnen Ubalac (Oberst Fischer), Knezlac (Oberst Simić) und Unirina (Major Urschitz), ohne vom Feind belästigt zu werden.

Am folgenden Tage vereinigten sich die beiden rechten Kolonnen bei Ledenice, die beiden linken bei Crkvice. An diesem Tage hatte die Kolonne Urschitz (8. Jägerbataillon) bei Blagoević einen heftigen Zusammenstoß mit den Insurgenten, der mit deren Vertreibung endete.

Graf Auersperg hielt es in Anbetracht der Lage für ratsam, die Zahl seiner Truppen noch zu verstärken, und ließ noch in der Nacht zum 18. November den in Risano zurückgebliebenen Generalmajor v. Dormus sofort mit allen verfügbaren Truppen nach Crkvice aufbrechen.

Schon um 9 Uhr morgens war Generalmajor v. Dormus mit 7 Kompagnien Infanterie und einer Gebirgsbatterie zur Stelle; eine Leistung, die im Hinblick auf die vorgerückte Jahreszeit und die dadurch bedingte späte Morgendämmerung bei so gefährlichem Gelände besondere Anerkennung verdiente.

Um das Endziel Dragalj zu erreichen, galt es für jede der beiden Doppelkolonnen, ein schwieriges Defilee zu passieren: die linke — Simić und Urschitz — das von Han, die rechte — Fischer und Kaiffel — das von Lupoglav.

Das Defilee von Han wird von dem steilen Felsen des Veliki Zagvozdak beherrscht, der von den Insurgenten stark besetzt war. Diese Schlüsselstellung womöglich noch vor Einbruch der Dunkelheit zu nehmen, wurde dem Obersten Grafen Vetter mit 4 Kompagnien seines Regiments (Nr. 44) befohlen. Von dem Ehrgeiz befeuert, diese schwierige Aufgabe durchzuführen, klomm dieser Offizier mit seiner Abteilung die steilen Hänge hinan und war dem Gipfel bereits nahegekommen, als sich ihnen unvermutet eine jäh

emporsteigende Wand entgegenstellte. Als die stürmenden Truppen, die schon sechs Stunden schwerster Anstrengungen hinter sich hatten, angesichts dieses neuen Hindernisses innehielten und nach Atem rangen, um auch dieses zu überwinden, wurden sie von den Insurgenten mit einem Kugel- und Steinhagel überschüttet, demgegenüber ein weiteres Vordringen aussichtslos erschien, um so mehr, als überdies das herbstliche Abenddunkel hereinbrach. Graf Vetter befahl daher den Rückzug.

Dieser war für die Insurgenten das Signal zum Angriff. „Ihren Vorteil wahrnehmend, stürzten sie nun wie Hyänen über die Weichenden her, um an den vor Erschöpfung Zurückgebliebenen oder Verwundeten unmenschliche Grausamkeiten zu verüben. Erst zwei zur Unterstützung herbeigeeilte Kompagnien des 8. Jägerbataillons konnten dem empörenden Treiben ein Ende machen.“ [1])

So endete dieser tollkühne Angriff knapp vor dem winkenden Erfolge mit einem Rückzug, der einer Katastrophe — wenn auch nur im kleinsten Maßstab — nahekam und der Truppe mehr als ein Viertel ihres Standes kostete: 4 Offiziere und 22 Mann an Toten, 4 Offiziere und 30 Mann an Verwundeten.

Einen weitern Rückzug hatte diese traurige Episode glücklicherweise aber nicht zur Folge. Die so hart mitgenommene Truppe Oberst Vetters schlug unweit von der Unglücksstätte bei Blagoević mit den übrigen Truppen der Kolonne Szimić ihr Nachtlager auf.

Am nächsten Morgen, 19. November, stellte sich heraus, daß die rechte Doppelkolonne noch während der Nacht die Ebene von Dragalj erreicht hatte. Die Verbindung zwischen beiden Kolonnen wurde noch im Laufe des Tages hergestellt, der Veliki Zagvozdak, der inzwischen vom Feinde geräumt worden war, besetzt, so daß das Hauptquartier am Abend das gefährliche Defilee von Han unbehindert passieren konnte. Bevor es aber in das nunmehr nahe, von der Kolonne Fischer besetzte Dorf Dragalj gelangte, wäre es bald in die Hände der Insurgenten gefallen. Die kleine Kavalkade mit den das Gepäck des Hauptquartiers tragenden Maultieren wurde nämlich knapp vor ihrem Ziele plötzlich aus dem Abenddunkel heraus von beiden Seiten heftig beschossen. Offenbar vermuteten die Insurgenten in dem Trupp eine Proviantkolonne, deren sie sich nun zu bemächtigen suchten. Vom nahen

---

[1]) A. Pacor von Karstenfels, „Betrachtungen über die Insurrektion in Dalmatien“. Wien, 1871.

Fort her war jedoch rasch Hilfe zur Stelle, und das Hauptquartier langte, ohne daß jemand bei dem Überfalle verwundet worden war, glücklich daselbst an; bloß die Tragtiere, die, durch die Schüsse und das Geheul der heranstürmenden Insurgenten erschreckt, auseinandergestoben waren, wurden mit dem Gepäck eine leichte Beute des Feindes.

Mit der Besetzung Dragaljs war die Verbindung dieses äußersten Winkels des Hinterlandes mit der Küste hergestellt und befanden sich alle wichtigen Positionen im Besitze der Truppen; die Insurgenten aber, in die unwirtliche Bergwildnis der Biela Gora im äußersten Nordwesten zurückgedrängt und von der Küste und damit von ihrer hauptsächlichen Lebensmittelzufuhr abgeschnitten, konnten sich auf die Dauer nicht halten und mußten sich unterwerfen, wenn sie nicht verhungern wollten. Es galt also, sie längere Zeit hindurch in dieser Weise abgesperrt zu halten.

Das aber vermochte Graf Auersperg eben nicht, denn an ein längeres Verweilen in diesen Positionen war bei dem vollständigen Mangel an Unterkünften für die Truppen nicht zu denken; um so weniger, als deren Gesundheitszustand infolge all der mitgemachten Strapazen und Wetterunbilden ohnehin zu wünschen übrig ließ. Zudem stand der Winter vor der Tür, der auf diesen schutzlos dem eisigen Anprall der Bora preisgegebenen Karsthöhen doppelt zu fürchten war.

Es blieb daher nichts anderes übrig, als die unter so ungeheuern Mühsalen hergestellte Sicherung des Hinterlandes wieder aufzugeben und den Rückmarsch anzutreten.

So rächte es sich, daß man es aus übel angebrachter Sparsamkeit und wohl auch allzu großer Sorglosigkeit unterlassen hatte, für Unterkünfte zu sorgen, die es den in den Bergen operierenden Truppen ermöglicht hätten, sich gegen Wetterunbilden zu schützen.

Graf Auersperg mußte sich unter solchen Umständen damit begnügen, für die ausreichende Verproviantierung und Besetzung des Forts Dragalj und des Wachthauses von Crkvice zu sorgen und den Rückzug anzuordnen. Er selber verließ mit dem Hauptquartier am 20. November Dragalj und langte am Abend ungefährdet in Risano an.

Nicht so glatt vollzog sich der Rückmarsch der Truppen, der nach Durchführung der angeordneten Verproviantierung der erwähnten zwei Plätze am 23. November unter den denkbar ungünstigsten Witterungsverhältnissen angetreten wurde. Das 8. Jägerbataillon, das die Nachhut bildete, wurde von den Insurgenten,

die sich seit dem Überfall auf das Hauptquartier nicht hatten blicken lassen, mit einemmal aber wieder auftauchten, im Defilee von Napoda überaus heftig angegriffen und konnte sich ihrer nur mit äußerster Anstrengung erwehren. Da schon Dunkelheit herrschte, verloren einzelne Abteilungen den Zusammenhang mit dem Bataillon und gerieten in schwere Bedrängnis, konnten aber dank der Kaltblütigkeit und Umsicht des Kommandanten, Majors Urschitz, wieder den Anschluß finden. Schritt für Schritt mußte sich die tapfere Schar in tiefster Finsternis bei strömendem Regen ihren Weg erkämpfen, und wiederholt sah sie sich gezwungen, Karrees zu formieren und Salvenfeuer zu geben, so stürmisch drangen die Insurgenten auf sie ein. Erst nach mehrstündigen heißen Kämpfen standen diese von weiterer Verfolgung ab, und das Bataillon konnte den übrigen Teil des Rückwegs von ihnen unverfolgt zurücklegen. In erschöpftem Zustande traf es in später Nachtstunde in Risano ein, mit einem Verluste von 14 Toten, mehreren Vermißten, also ebenfalls endgültig Verlorenen, und 40 Verwundeten.[1])

Mit diesem blutigen Finale endete die dritte und letzte Expedition nach Dragalj, die, obschon sie gelungen war, ihren eigentlichen Zweck doch nur vorübergehend hatte erfüllen können.

Inzwischen war man auch auf dem andern Schauplatz der Insurrektion nicht untätig gewesen. Oberst Schönfeld war, wie Graf Auersperg in der Krivošije, seinerseits in der Župa gegen die Aufständischen vorgegangen und hatte sie unter wesentlich geringern Schwierigkeiten als jener von der Küste abgesperrt und gegen die montenegrinische Grenze gedrängt. Aber dieser Erfolg konnte aus denselben Gründen wie in der Krivošije auch hier nicht von Dauer sein, und Oberst Schönfeld mußte die eroberten Positionen wieder aufgeben, um sich mit der Absperrung der Insurgenten von der Küste zu begnügen.

Um diese im gesamten Aufstandsbereiche gegen Überfälle zu sichern, ließ Graf Auersperg alle Küstenorte zwischen Castelnuovo und Cattaro gegen die Landseite hin durch dichte und weit land-

---

[1]) Kötschet erwähnt in seiner Arbeit „Osman Pascha" (Heft 9 der Sammlung „Zur Kunde der Balkanhalbinsel", Sarajevo 1909, Kajon) den furchtbaren Zustand, in dem er das Bataillon in Risano ankommen gesehen habe. Dieses Bataillon hatte auch drei Jahre vorher in der Schlacht von Königgrätz im Swiepwalde ungeheure Verluste erlitten: 168 Tote und 280 Verwundete, zusammen also 448 Mann, wozu noch 268 unverwundete Gefangene kamen. Das Bataillon rekrutierte sich damals aus Italienern.

einwärts geschobene Vorpostenketten umgeben und Blockhäuser errichten. Dies war vor allem in den Felsbastionen über Risano der Fall, das ja die eigentliche Operationsbasis für alle Expeditionen in die Krivošije bildet und daher besonderen Schutzes bedurfte.

III

Das Ausbleiben greifbarer Erfolge und das Bekanntwerden der bösen Zwischenfälle beunruhigte und erbitterte die Öffentlichkeit in der Monarchie immer mehr, und die Mißstimmung gegen die Regierung wurde um so stärker, als diese, unaufrichtig und leisetretend wie gewöhnlich, die Erfolglosigkeit der militärischen Operationen zu beschönigen, die schlimmen Episoden aber möglichst lange zu verheimlichen suchte, ohne zu bedenken, daß die Wahrheit ja trotzdem durchsickern mußte.

Da sich dieser Unmut in der Tagespresse immer deutlicher äußerte und man die baldige Beendigung des Aufstandes immer ungeduldiger verlangte, wurde der Regierung stets unbehaglicher zumute, zumal da sie den einer Großmacht wenig würdigen Verlauf der Operationen selber als eine überaus peinliche, zudem auch kostspielige Kalamität empfand. Sie trachtete daher, sich diese tunlichst rasch vom Halse zu schaffen. Mit den vorhandenen Streitkräften war dies augenscheinlich nicht möglich, ein größerer Aufwand an solchen wäre aber zu hoch gekommen und entsprach wohl auch nicht ihren Absichten, denn sie hatte anderes im Sinne und dachte nicht daran, sich „da unten" ernstlich zu engagieren; zudem stellte sich der hereinbrechende Winter militärischen Operationen in so schwierigem Gelände hindernd in den Weg. Sie mußte also in anderer Weise als bisher versuchen, mit den Aufständischen fertig zu werden. War es mit Gewalt nicht gegangen, so ging es vielleicht mit Güte, durch Überredung und Nachsicht.

Dieser Wandel in der Methode kam zunächst im Wechsel zum Ausdruck, der auf dem Statthalterposten von Dalmatien vorgenommen wurde. An Stelle Feldmarschalleutnants v. Wagner, der, wie es hieß, erkrankt war, wurde am 17. Dezember Feldmarschalleutnant Baron v. Rodich mit dieser Würde betraut. Von lebhaften Sympathien für die Südslawen erfüllt, schlug er eine der Methode seines Vorgängers ganz entgegengesetzte Taktik ein und suchte die Widerspenstigen durch Entgegenkommen zu zähmen.

In der Župa gelang es Oberst Schönfeld auch wirklich, auf dem Wege von Unterhandlungen die bedingungslose Unterwerfung

der aufständischen Gemeinden durchzusetzen; selbst die besonders störrischen Bewohner der Landschaften Braić und Maina fügten sich. Nur die von Pobori nicht, die mit Kind und Kegel in die Krivošije auswanderten, wo man nach wie vor im Trotze verharrte und das Aufgeben des Widerstandes an die Erfüllung gewisser Bedingungen knüpfte: die Landwehr des ehemaligen Kreises von Cattaro sollte nie außerhalb seiner Grenzen verwendet werden; den Wehrpflichtigen sollte es erlaubt sein, nach der Abrichtung ins Ausland zu gehen;[1]) die Landwehruniform sollte nationalen Schnitt haben. Zudem sollte ihnen bedingungslose Amnestie gewährt werden sowie Ersatz für den ihnen durch die Kämpfe erwachsenen Schaden an ihrem Hab und Gut.

Um sie gefügig zu machen, erließ das Oberkommando nun folgende Proklamation:

„Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und König hat den Bewohnern von Braić und den übrigen Aufständischen, welche sich bis nun ergeben, alles nachgesehen.

Diese große Gnade des Herrschers wird kundgeben, daß auch jene dieselbe besitzen, die bis nun nicht auf dem rechten Wege gewandelt sind.

Den Völkern der aufständischen Orte sende ich noch zu ihrem Wohl und Nutzen nachstehenden Rat. Ihr seid bis nun immer ein ehrliches Volk gewesen und habt wie eure Ahnen tapfer eure Heimat verteidigt und hierdurch auch treu verteidigt Kaiser und Vaterland! Warum wollt ihr jetzt durch Widerstand und unmenschliches Handeln das Ansehen eures Volkes trüben und das Eurer Vorfahren, welche stets in reinem und ehrlichem Rufe gestanden?

Ihr habt größtenteils Eure Eltern, Weiber und Kinder; seht auf diese und deren Zukunft, treibt sie nicht selbst vom eigenen Herde, daß sie für ewig Bettler werden!

Hört nicht auf fremde Einflüsterungen, weil es gewiß nicht zu Eurem Nutzen ist, sondern nur für jene, welche durch Euch ihr Leben leichter zu fristen gedenken! Aber wie lange kann solch ein Leben währen? Gewiß kurz, und welchen Nutzen wird es Euch dann bringen?

Ich glaube, keinen! Weil, je länger Ihr im Aufstande verharrt, desto größer der Schaden für Euch, Euren Besitz, Eure Häuser ist, was alles nach und nach verfällt und mit der Zeit zugrunde gehen muß!

Jede Revolution wird niedergedrückt, das lehrt uns die Geschichte Ungarns, Italiens und Polens, und welche Hoffnung könnt Ihr in Eurem kleinen Lande haben gegenüber einem Kaiserreiche! Ihr habt — wenn auch nicht geschult — gesunden Verstand und klaren Sinn und könnt unterscheiden, daß Euch solcher Widerstand und Hartnäckigkeit in das größte Unglück führt.

---

[1]) Die Bocchesen, obwohl zu Hause arbeitsscheu, gehen mit Vorliebe in die Fremde, um dort Geld zu erwerben und, zurückgekehrt, einen Hausstand zu begründen. — Hugo v. Czeschka, k. u. k. Hauptmann, „Die Aufstände in Süddalmatien". Wien 1912, Seidel & Sohn.

Benützt daher diesen Augenblick der Gnade unseres Allerdurchlauchtigsten Kaisers und Königs und kehrt ehestens zu Eurem Herd zurück. Kommt gleich nach Risano, wo Ihr Eure Unterwerfung zeigen könnt! Vom Augenblicke Eurer Unterwerfung ist über Euch die Gnade des Kaisers, daher Ihr von da an keine Strafe zu fürchten braucht! —

Vom Befehlshaber in Risano,
29. Dezember 1869.
Simić, Oberst und Brigadier."

Am 30. Dezember traf der neue Statthalter, Feldmarschalleutnant Baron Rodich, in Cattaro ein und beeilte sich, mit den Insurgenten persönlich in Verhandlungen zu treten. Welchen Verlauf diese nahmen, darüber gibt die „Neue Freie Presse" vom 20. Januar 1870 Aufschluß:

„Am 3. d. M. ging Feldmarschalleutnant Rodich in Begleitung einer Anzahl Offiziere, meist von kroatischer und serbischer Abstammung, zur Besprechung mit den Insurgenten nach Knezlac ab, das eine gute halbe Stunde landeinwärts außerhalb unserer Vorposten liegt. Von seiten der Insurgenten waren erschienen: der alte Radović aus der Krivosije und ein junger Mensch aus Pobori namens Seć. Beide waren von etwa 30 der Ihrigen begleitet. Feldmarschalleutnant Rodić hatte sich somit in die Gewalt der Aufständischen begeben, denn Knezlac war nicht einmal neutraler Boden; und damit das recht ersichtlich werde, hatte er in Risano sogar die sechs ihn begleitenden Gendarmen zurückgelassen, da die Krivosijaner erklärten, sie wollten die „Barbaren", welche ihre Häuser und Kirchen zerstörten, nicht sehen. Der General Rodich, welcher die Träger der krivosijanischen Zivilisation in ihrer Sprache angeredet zu haben scheint, setzte ihnen auseinander, daß man von ihnen nichts verlange als Erfüllung ihrer Landwehrpflicht, worunter nichts anderes zu verstehen sei, als daß sie wie bisher bewaffnet zu Hause bleiben und ihr schönes Vaterland gleich ihren Vorfahren gegen die Türken verteidigen sollen. Der General stellte ferner Amnestie und für jeden Insurgenten 40 Gulden in Aussicht, wenn sie sich unterwerfen wollten. Hierauf antworteten die Insurgenten mit Živios auf Gott und den Kaiser, ergingen sich aber alsogleich in den maßlosesten Angriffen auf die Regierung, auf Land- und Reichstag, auf die Armee. Erst nach einstündigen Beschwichtigungsversuchen, nachdem den Herren Morlaken, welche erklärten, sie sollten eigentlich mit niemand als dem Kaiser selbst verhandeln, die mit der kaiserlichen Unterschrift versehene Vollmacht des Generals Rodich vorgewiesen worden war, fanden sie sich bewogen, pro forma zu erklären, daß sie gefehlt haben. Bewogen aber wurden sie dazu durch die Zusicherung auf Handschlag, Treue und Glauben (wiera), es würde ihnen erwirkt werden: Amnestie für alle ohne Unterschied, Unterstützungen zum Aufbau der Häuser, baldige Rückgabe der niedergelegten Waffen und besondere Regulierung der Landwehr in dem Sinne nämlich, daß sie nicht außerhalb ihres Kreises verwendet und auch nicht militärisch organisiert und abgerichtet werden. Auf alle diese gewährten Zusagen hin haben die Rebellen sich unterworfen."

Zu dieser Darstellung bemerkt die „Neue Freie Presse" mit berechtigter Erbitterung:

„Diese Tatsachen sprechen laut genug für sich selbst; eines Kommentars bedürfen sie nicht. So wurde Dalmatien pazifiziert, und die Zukunft wird lehren, ob das eine gute und ob es vor allem andern eine würdige Politik war. Wir bezweifeln es und wünschen unserem Lande, daß es von den verhängnisvollen Folgen einer solchen Pazifikation verschont bleiben und daß die hiemit ausgestreute Saat niemals aufgehen möge."

Am 11. Januar 1870 wurde zwischen der österreichischen Regierung und den Aufständischen der Vertrag von Knezlac geschlossen, vielleicht der beschämendste, um nicht zu sagen schmählichste, den sie je geschlossen hat. War die „Unterwerfung" der Insurgenten doch nichts anderes als eine unwürdige Komödie: ihre versammelten Führer ließen sich zwar zu der Erklärung herbei, sich unterwerfen zu wollen und legten ihre Waffen ab, indem sie zugleich um die Allerhöchste Gnade baten; aber sie taten es nur, weil sie wußten, daß ihnen nicht nur volle Amnestie sicher war, sondern auch die Erlaubnis zuteil werden würde, die Waffen gleich wieder an sich zu nehmen und wie bisher auch wieder zu tragen.

Mit vollem Rechte fragt die „Neue Freie Presse" angesichts dieser kläglichen Komödie:

„Wenn die Insurgenten weder die Waffen abgeliefert, noch ein anderes greifbares Zeichen ihrer Unterwerfung gegeben, weder Geiseln gestellt, noch Ordnung und Gesetz im eigenen Territorium herrschend gemacht haben; wenn sie die Diener der Regierung nur im Gnadenwege bei sich zulassen, und wenn sie für alles dieses noch aus Staatsmitteln reichlich entschädigt sein wollen: wie kann man die Stirn haben, einen solchen Akt als Unterwerfung, als Pazifizierung zu bezeichnen?"

Daß dieses Ende des Aufstandes nicht danach angetan war, das Ansehen der Monarchie zu fördern, ist klar. Vor allem nicht bei den Bocchesen, die sich trotz der Unterwerfungskomödie — und mit Recht — für die Sieger in diesem Zwiste halten durften und in deren Augen die Autorität des Staates hierdurch eine schwere Erschütterung erlitten haben mußte. Nicht viel anders konnte das Urteil des Auslandes lauten: welchen Respekt konnte es vor einem Staate haben, der trotz eines zahlreichen und tapfern Heeres nicht imstande war, seinen Gesetzen Geltung zu verschaffen und mit einer Handvoll Rebellen nicht fertig werden konnte! Der Glaube an den baldigen Zerfall des Reichs — und an gewissen Stellen auch die Hoffnung darauf —, der ohnehin weit verbreitet war, konnte hierdurch nur genährt werden.

Auch in der Monarchie selbst mußte diese schlecht maskierte Niederlage der Staatsautorität das Vertrauen in diese noch mehr

erschüttern, als es infolge der unglücklichen Kriege von 1859 und 1866 schon der Fall war, mußte sie insbesondere das bereits vorhandene Mißtrauen in die Leitung der Armee verstärken. Nirgends aber konnte man sie schmerzlicher empfinden als eben in dieser. Anstatt den dumpfen Bann, der seit Königgrätz auf ihr lastete, durch glänzende Taten sprengen zu können, war sie auch aus diesem neuen Waffengange trotz eines wahren Martyriums, das die Truppen mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Tapferkeit bestanden hatten, erfolg- und ruhmlos hervorgegangen.

Die Verluste der Truppen betrugen:

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Tote	12	72	84
Vermißte	1	48	49
Verwundete	14	224	238
Zusammen	27	344	371

Die Vermißten sind in diesem Falle wohl ausnahmslos zu den Toten zu zählen, deren Gesamtsumme hierdurch auf 13 Offiziere und 120 Mann stieg. Da die Zahl der im Aufstandgebiete anwesenden Streitkräfte sich Ende November 1869 auf 374 Offiziere und 13130 Mann belief, so erreichten die absoluten Gesamtverluste nicht einmal 3%, was zu dem Schlusse verleiten könnte, die Lebensgefahr in diesem Feldzuge wäre sehr gering gewesen. Ein Schluß, mit dem man den todesmutigen Expeditionstruppen bitter unrecht täte; war es doch wiederholt vorgekommen, daß einzelne Abteilungen bis zu 30% ihres Standes einbüßten. Aber selbst wenn man sich bloß an die geringen Verlustzahlen der absoluten Berechnung hielte, vermöchte dies nichts an der Tatsache zu ändern, daß dieser kleine Feldzug an die Leistungskraft, Ausdauer und Entbehrungsfähigkeit der beteiligten Truppen so hohe Anforderungen stellte, wie vielleicht kein anderer der neuen Kriegsgeschichte Europas.

Indes nicht hierin liegt die Bedeutung dieses mißlungenen Unternehmens, sondern darin, daß es gewissermaßen die Ouvertüre der Kämpfe bildete, die der Monarchie auf dem Balkan noch bevorstehen sollten; eine Ouvertüre, die die kommenden Erscheinungen auf diesem Gebiete schon in deutlichen Umrissen erkennen ließ.

Vor allem den von Rußland inspirierten und dirigierten panslawistischen Antagonismus der Südslawen gegen Österreich. Es war allem Anscheine nach sehr wahrscheinlich, daß der Widerstand

der Bocchesen gegen das neue Wehrgesetz und gegen die Entwaffnung nicht ausschließlich diese Ursachen hatte, sondern auch von Losreißungsgelüsten beeinflußt war, die von Montenegro mutmaßlich geweckt und sicherlich genährt wurden. Hätten sie an diesem nicht Rückhalt und Zuflucht gehabt, wäre auch ihr Widerstand nicht so hartnäckig gewesen. In den Schwarzen Bergen fanden sie jedesmal ein Asyl, wenn ihnen der Heimatboden zu heiß zu werden begann, und neu gestärkt kehrten sie aus ihnen zurück, sobald sie dies für tunlich hielten. Wie Geier saßen die Montenegriner auf ihrem Felsenhorste und verfolgten mit scharfen Augen die Vorgänge jenseits der Grenze, um sich im gegebenen Augenblick auf die Beute zu stürzen, nach der ihnen gelüstete. Daß zwischen ihnen und den Aufständischen intime Beziehungen bestanden, war außer Frage, da dies aus bekannt gewordenen Korrespondenzen zwischen ihnen hervorging. Ebenso wies das Tragen des montenegrinischen — übrigens auch serbischen — Wappens auf den Mützen vieler Bocchesen unverkennbar auf diese Beziehungen hin, die überdies in einem nahen Verwandten des Fürsten, Vuk Kalugerović, einen besondern Förderer hatten.

Immerhin beobachtete Montenegro diesmal der Monarchie gegenüber eine größere Zurückhaltung als in den Jahren 1838 und 1859, so daß es nicht wie damals zu bewaffneten Zusammenstößen kam. Selbstverständlich aber nicht etwa, weil sich die Gefühle seiner Bewohner für die Monarchie inzwischen geändert hatten, sondern einfach aus Opportunitätsrücksichten ... Vermutlich hielt Rußland den Augenblick noch nicht für gekommen, in dem Montenegro losschlagen sollte. Denn wie hinter den Bocchesen Montenegro, so stand hinter diesem Rußland. Natürlich ebenfalls im Dunkeln; aber dieses Dunkel war immerhin hell genug, die gewaltigen Umrisse des Zarenreiches erkennen zu lassen. Die häufigen Reisen, die der russische Konsul in Ragusa während der kritischen Zeit nach Montenegro unternommen hatte, angeblich um das dortige Schulwesen zu regeln, sowie das gleichzeitige Auftauchen höherer russischer Offiziere in Cetinje führten eine beredte Sprache.

Wie sich bei dieser Gelegenheit der südslawische Antagonismus gegen die Monarchie zeigte und das panslawistische Ränkespiel Rußlands so auch die mark- und rückgratlose Schwäche der österreichischen Politik und nicht minder deren Wankelmut.

Vor wenigen Jahren hatte man noch lieber einen Krieg gegen zwei Fronten geführt als eine Provinz abgetreten, für

deren Verlust Österreich entschädigt worden wäre,[1]) was, vom Standpunkte praktischer Realpolitik beurteilt, sicherlich töricht, aber wenigstens ritterlich gedacht gewesen war und nicht ohne Größe: jetzt aber strich ein so mächtiges Reich wie die Monarchie vor einer Handvoll Banditen die Segel und erkaufte sich deren Gunst um Geld! Das war nicht bloß töricht, sondern überdies — das Gegenteil von mutig.

Diesem Gebaren gegenüber den rebellischen Bocchesen entsprach auch das gegen Montenegro. Nicht genug daran, daß man in Wien mit krampfhafter Beharrlichkeit so tat, als ob man die von Cetinje zu jenen hinüber gesponnenen Fäden nicht bemerkte, fühlte sich Graf Beust obendrein noch höchst überflüssigerweise bemüßigt, Nikita für sein loyales Verhalten gegen die Monarchie ein Wohlverhaltungszeugnis auszustellen.

Die Katastrophe von 1866 hatte den maßgebenden Kreisen der Monarchie eben einen so nachhaltigen seelischen Chok verursacht, daß der alte spanische Stolz, der sie bis dahin beherrscht hatte, vollständig zusammenbrach und sich ins Gegenteil verkehrte. Fortan war Leisetreten, Paktieren und Pazifizieren das Um und Auf ihrer politischen Weisheit, und die Beschwichtigungshofräte gaben den Ton an.

---

[1]) Österreich war vor dem Kriege von 1866 die Abtretung Venetiens an Italien von Napoleon gegen eine entsprechende Entschädigung vorgeschlagen worden, doch hatte es diesen Antrag stolz abgelehnt, trotzdem es sich hierdurch für den bevorstehenden Krieg gegen Preußen den Rücken gesichert haben würde und seine gesamten Streitkräfte gegen dieses hätte verwenden können. Sehr ausführliche und interessante Aufschlüsse hierüber gibt Ernst Freiherr von Plener in seinen „Erinnerungen", Stuttgart 1911, Deutsche Verlags-Anstalt, Bd. I, S. 73 ff.

Dritter Abschnitt:

Die bosnische Frage

I

Nach 1866

Nicht schon bei Königgrätz, wie man anzunehmen pflegt, sondern erst bei Sedan hat Österreich seine Rolle in Deutschland endgültig ausgespielt. Das klingt paradox und unglaubwürdig; aber es ist nur die Wahrheit. Bloß auf seine Rolle in Italien hat es damals für immer verzichtet; keineswegs aber auch auf die in Deutschland. Mit dem Gedanken, sich Venetiens zu entäußern, hatte man sich in Wien schon vor der Katastrophe von 1866 vertraut gemacht und sich sogar, allerdings bloß bedingungsweise, dazu verpflichtet.[1]) So schwer dieser Entschluß, der nach Königgrätz zur Tatsache wurde, Kaiser Franz Josef auch gefallen sein mochte — um so schwerer, als die Erhaltung des italienischen Besitzes so große Opfer an Blut und Gut gekostet hatte —, der Verzicht hierauf fiel ihm doch noch immer leichter als der auf die Rolle in Deutschland. Und das war durchaus begreiflich. Der Kaiser fühlte sich als deutscher Fürst, das hatte er Napoleon gegenüber ausdrücklich erklärt, und als der Sprosse eines Hauses, das seit mehr als vierhundert Jahren an der Spitze Deutschlands gestanden war: wie sollte und konnte er sich da mit der Zumutung abfinden, diese beherrschende Stellung mit einem Male zu verlieren und, nachdem er bisher unbestritten der erste deutsche Fürst gewesen, fortan überhaupt kein deutscher Regent mehr zu sein! Dieser Gedanke mußte ihn unerträglich dünken, der Verzicht auf die deutsche Vormacht ihm als Degradierung erscheinen.

---

[1]) In dem am 12. Juni 1866 in Wien zwischen Frankreich und Österreich abgeschlossenen Geheimvertrage verpflichtete sich dieses, Venetien an Frankreich abzutreten, falls es im Kriege gegen Preußen siegreich bleiben werde. („Si le sort des armes favorise l'Autriche en Allemagne, elle s'engage à céder la Vénétie au gouvernement français au moment, où elle conclura la paix.") Dieser Bestimmung zufolge wäre Österreich somit nach seiner Niederlage gegen Preußen *nicht* verpflichtet gewesen, Venetien abzutreten, da es sich dafür ja nicht durch Eroberungen in Preußen entschädigen konnte. Der Not gehorchend, trat es Venetien aber trotzdem ab. Siehe das bereits erwähnte Kapitel über die Zession Venetiens in E. Frhn. v. Pleners „Erinnerungen", Band I, S. 73ff.

Da war es nur natürlich, daß er diesen Verzicht bloß als einen vorläufigen, durch den Zwang der Verhältnisse bedingten, betrachtete und fest entschlossen war, sobald diese es erlauben würden, wieder zurückzufordern, was er für sein gutes Recht hielt.

Das war nicht etwa, wie man etwa glauben könnte, eine sentimentale Utopie, nicht bloß ein frommer Wunsch, sondern ein Gedanke, der durchaus auf realer Grundlage fußte. Das Kriegsglück war launisch, das lehrte die Geschichte; was es gestern genommen hatte, konnte es morgen wieder zurückgeben. Ein verlorener Feldzug von vier Wochen konnte nicht für immer das Schicksal Österreichs entscheiden und eine jahrhundertealte Überlieferung zunichte machen. Man brauchte nicht zu verzweifeln. Es hieß nur: sich gedulden, sich sammeln und auf den günstigen Augenblick warten. Der konnte nicht ausbleiben. Dann galt es zuzugreifen, zu handeln, und Österreich konnte wieder die erste deutsche Vormacht werden, die es gewesen war.

Das mochten so ungefähr die Gedanken sein, die Kaiser Franz Josef erfüllten und ihm die schwere Bürde seines Unglücks, den Schmerz seines tief verletzten Stolzes tragen halfen. Und was sie anstrebten und erhofften, war nicht nur keine Utopie, war nicht nur möglich, es war sogar wahrscheinlich, zumindest nicht unwahrscheinlich, denn der Zusammenstoß zwischen Napoleon und Bismarck war nur mehr eine Frage der Zeit, naher, vielleicht nächster Zeit. Dann aber schlug für Österreich die Stunde der Wiedervergeltung. Vereint mit Frankreich, Hannover, Sachsen und Süddeutschland — denn auf dieses glaubte man in Wien zählen zu dürfen — mußte man Preußen niederwerfen. Einer solchen Übermacht gegenüber konnte es sich nicht behaupten. Und diese Übermacht würde vielleicht noch größer werden, denn Bismarck hatte überall Feinde.

Natürlich mußte man, um dieses Ziel zu erreichen, dafür sorgen, daß im Innern des Reiches Ruhe herrschte, daß man insbesondere der Magyaren sicher war. Sie rasch niederzuwerfen, dazu glaubte der Kaiser Österreich nach dem unglücklichen Kriege noch zu schwach; es galt also, ihnen entgegenzukommen, um ihre ewigen „Gravamina" und Quertreibereien endlich aus der Welt zu schaffen. So entschloß er sich denn, in die ihm von Deák und Andrássy vorgeschlagene Zweiteilung des Reiches in Österreich und Ungarn einzuwilligen; ein Schritt, der ihm zweifellos unendlich schwer fiel, denn er widerstrebte der ganzen Gedankenwelt, in der er aufgewachsen war und noch lebte, und bedeutete

eine empfindliche Schmälerung seines sehr ausgeprägten kaiserlichen Machtgefühls. Wenn er sich trotzdem zu diesem Opfer entschloß, so geschah dies, weil er es unter den gegebenen Verhältnissen für das einzige Mittel hielt, die Magyaren zufriedenzustellen und dadurch die zerfahrenen Zustände im Innern der Monarchie zu konsolidieren.

Es hieße nun sicherlich zu weit gehen, wollte man annehmen, bei diesem Schritte hätte ihn nur der Gedanke an die Wiedererlangung der alten Vormachtstellung Österreichs in Deutschland geleitet; aber daß dieser Gedanke auch dabei war, das darf man mit ziemlicher Sicherheit behaupten; darauf deutete schon die drängende Hast, mit der der Ausgleich in Österreich durchgepeitscht wurde. Man wollte ihn eben möglichst rasch unter Dach bringen, um endlich Ordnung zu schaffen und die große Aufgabe, die man im Sinne hatte, in Ruhe vorbereiten zu können.

Der Kaiser stand mit dieser Ansicht und dieser Hoffnung in seinem Reiche keineswegs allein da. Vor allem war es die Armee, in der man ebenso dachte und fühlte. Vom obersten Kriegsherrn bis hinab zum jüngsten Leutnant war sie von einem Gedanken erfüllt: Revanche für Königgrätz! Zu tief waren die Wunden, die auf den blutgetränkten Gefilden Böhmens geschlagen worden waren; zu empfindlich die Narben, zu denen sie im Laufe der Zeit verharscht waren. Bei keinem Offizier aber hatte dieser Gedanke tiefere Wurzeln geschlagen als bei dem Ersten nach dem Kaiser, bei Erzherzog Albrecht. Nicht nur, weil er sich als konservativer Altösterreicher mit dem Wandel im Geschicke Österreichs nicht befreunden konnte, sondern auch, weil er danach dürstete, den Lorbeeren, die er sich bei Custoza gepflückt hatte, neue zuzugesellen. Er wollte ein des Siegers von Aspern vollkommen würdiger Sohn sein. Schon im Juli 1866, als er nach der Schlacht von Königgrätz nach Wien berufen wurde, um hier die Verteidigung der Hauptstadt zu leiten, hatte er gehofft, der Rächer und Retter Österreichs zu werden; aber die schweren Bedenken, die der Zustand der physisch und psychisch so arg mitgenommenen Nordarmee seinem Generalstabschef Feldmarschallleutnant Freiherrn v. John einflößte und die der Kaiser teilte, hatten ihn damals genötigt, auf den so heiß begehrten Ruhm zu verzichten. Doch dieser Verzicht war nur ein vorläufiger, denn er war ganz und gar nicht willens, sich damit zu bescheiden, und sehnte ungeduldig den Tag herbei, an dem ihm dieses Glück vergönnt sein werde.

Im Reichskanzler Grafen Beust besaß der Erzherzog einen mächtigen Verbündeten. Gleich ihm war auch dieser von dem brennenden Ehrgeiz erfüllt, eine welthistorische Rolle zu spielen und an Preußen Rache zu nehmen; ein Wunsch, der bei ihm durch seine persönliche Abneigung gegen Bismarck noch eine besondere Folie bekam.

Daß ein Gedanke, der die drei mächtigsten Persönlichkeiten Österreichs beseelte, sehr ernst zu nehmen war, bedarf nicht erst einer Begründung. Es genügt der Hinweis auf die mißtrauische Besorgnis, mit der Bismarck die Entwicklung des Revanchegedankens in Österreich verfolgte, und auf sein heißes Bemühen, das Zustandekommen der für Preußen so gefährlichen Revanchekoalition zu vereiteln, ja womöglich eine Annäherung zwischen Preußen und Österreich zuwege zu bringen, um bei der bevorstehenden Abrechnung mit Frankreich nicht auch jenes zum Gegner zu haben.

Unter so bewandten Umständen war es sehr begreiflich, daß man in Wien nur für Berlin und Paris Augen hatte, dort beobachtend, hier werbend, und daß der Orient dabei ziemlich unbeachtet blieb. Nicht etwa, daß man es aufgegeben hätte, auch in diesem eine Rolle zu spielen; man trug sich im Gegenteil mit sehr energischen Plänen, den Balkan betreffend, und dachte an die Erwerbung Bosniens und der Herzegovina: aber das war jetzt Nebensache und hatte Zeit. Was wollte der Besitz dieser beiden kulturlosen Länder auch bedeuten gegenüber der Wiedereroberung der alten Vormachtstellung in Deutschland! Die bosnische Frage wurde daher einstweilen zurückgestellt.

Man sollte nun glauben, ein Gedanke, der die drei mächtigsten Männer des Reichs erfüllte und der nichts weniger war als leere Phantasterei, hätte schließlich auch zur Tat werden müssen. Aber dieser Gedanke hatte einen Gegner, der, vermöge seiner Stellung zwar bei weitem nicht so mächtig wie jene drei, trotzdem den Kampf dagegen aufnahm: das war der ungarische Ministerpräsident Graf Julius Andrássy. Was der Kaiser hoffte und wünschte, das scheute und fürchtete er. Ihm widerstrebte der Revanchegedanke in tiefster Seele, aus verschiedenen Gründen. Aus keinem aber wohl mehr als aus seinem magyarischen Nationalgefühl. Dieses sträubte sich dagegen, daß Österreich seine alte Stellung in Deutschland wiedererlange. Der Gedanke an diese Möglichkeit erfüllte ihn — und dies nicht ohne Grund — mit Unbehagen und Sorge für sein Vaterland. Ein siegreiches, wieder-

erstarktes Österreich, das an Deutschland einen mächtigen Rückhalt hatte, bedeutete für die Magyaren eine ernste Gefahr, denn dann war es mit der Hegemonie, die sie in der Monarchie anstrebten und die zu erreichen sie schon auf dem besten Wege waren, fraglos vorbei, ja sie mußten sogar befürchten, dann alle Errungenschaften zu verlieren, die sie dem geschwächten Österreich abgepreßt hatten. Ungarn lief demnach gegenüber einem wiedergeborenen Österreich entschieden Gefahr, abermals zu werden, was es bis zum Ausgleiche gewesen war: ein mit Sonderrechten ausgestattetes Kronland Österreichs. Und diese Gefahr war um so drohender, als die Möglichkeit eines Sieges Österreichs über Preußen im Bunde mit Frankreich, Italien, Dänemark und wohl auch den mit der preußischen Vorherrschaft unzufriedenen Ländern Deutschlands zweifellos vorhanden war. Es galt also um jeden Preis zu verhindern, daß Österreich wieder eine deutsche Macht werde.[1])

Mag diese Erwägung auch nicht die einzige gewesen sein, die Graf Andrássy zu dieser Gegnerschaft bewogen hat, so wird man doch kaum fehlgehen, wenn man sie als die für ihn maßgebendste ansieht.

Selbstverständlich hütete er sich aber, dieses Argument dem Kaiser gegenüber ins Treffen zu führen. Er verfügte ja auch über andere, die sich keineswegs von der Hand weisen ließen. Vor allem bezeichnete er es als ein bedenkliches Wagnis, nach den unglücklichen Feldzügen von 1859 und 1866 das Kriegsglück ein drittes Mal auf die Probe zu stellen. Mißlang es abermals, so waren Reich und Dynastie in gleicher Weise gefährdet; dies um so mehr, als gerade die beiden Hauptnationen der Monarchie, Deutsche und Magyaren, gegen einen neuerlichen Waffengang eine sehr entschiedene Abneigung hatten. Hierzu kam noch ein drittes Moment — in Wahrheit der gewichtigste Einwurf — in Betracht: die Gefahr, die von Rußland her drohte.

Diese Vorstellungen Andrássys verfehlten auch nicht ihre beabsichtigte Wirkung und stimmten den Kaiser bedenklich. Doch

---

[1]) Der preußische Legationsrat v. Ladenberg in Wien bezeichnete Bismarck gegenüber Andrássy als den vornehmsten Vertreter dieses Antagonismus gegen den Wiedereintritt Österreichs in die Reihe der deutschen Staaten. Siehe die ebenso reichhaltigen als interessanten Kapitel „Andrássy und die Kriegsgefahr von 1870" und „Der Kronrat vom 18. Juli 1870" in Eduard v. Wertheimers gediegenem Werke „Graf Julius Andrássy". Stuttgart und Leipzig, 1910, Deutsche Verlags-Anstalt.

hatte der Gedanke an Deutschland in ihm schon zu tief Wurzel gefaßt, als daß er so leicht wieder daraus hätte entfernt werden können, und wenn er Andrássys Einwände auch für begründet hielt, so brachte er es doch nicht über sich, die ihm teure Hoffnung ganz über Bord zu werfen.

Das zeigte sich besonders deutlich, als Erzherzog Albrecht im Frühjahr 1870 nach Paris fuhr, um dort mit Napoleon den Allianzgedanken zu erörtern; eine Aktion, die natürlich nicht ohne Zustimmung des Kaisers erfolgen konnte.

Hatte Andrássys Einfluß diese Reise auch nicht zu verhindern vermocht, so erwies er sich doch noch als stark genug, ihren Zweck insofern zu vereiteln, als sie zu keinem positiven Ergebnis führte, weil der Erzherzog zum Abschluß eines Bündnisses keine genügende Vollmacht erhalten hatte. Auch die Fortsetzung der Verhandlungen, die in der ersten Junihälfte zwischen Erzherzog Albrecht und dem von Napoleon eigens zu diesem Zwecke nach Wien gesandten General Le Brun stattfanden, führte, obwohl zwischen beiden nicht weniger als fünf Konferenzen abgehalten wurden, nicht zur Allianz. Diese scheiterte an der Bedingung des Erzherzogs, Frankreich müsse den Krieg zuerst ganz allein führen, da Österreich-Ungarn zur vollen Kriegsbereitschaft sechs Wochen benötige und auch Italien nicht früher kampffertig sein werde; eine Bedingung, an der dieses Bündnis scheitern mußte, denn man konnte in Paris auf ein so naives Ansinnen selbstverständlich nicht eingehen; wurde damit Frankreich doch nichts Geringeres zugemutet, als die Hauptlast des Krieges allein zu tragen und so für Österreich-Ungarn gewissermaßen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Man hatte sich eben in Wien, so sehr man die Allianz auch wünschte, eingedenk der Vorstellungen Andrássys, nicht zu einem bündigen Ja entschließen können, anderseits aber auch wieder nicht Nein sagen wollen, und so war man in diesem Dilemma auf den nichts weniger als glücklichen Ausweg verfallen, sich hinter die längere Dauer der Mobilisierung Österreichs zu verschanzen, um sich hierdurch die Möglichkeit zu wahren, in gesicherter Stellung abzuwarten, ob man mit Aussicht auf Erfolg in den Kampf eingreifen konnte.

Diese Vorsicht klang auch aus den Worten, die der Kaiser zu General Le Brun bei der diesem gewährten Audienz sprach. Er erklärte, dem ihm vorgelegten Plane zwar zuzustimmen, setzte aber ausdrücklich dazu, er wolle den Frieden und müsse, wenn er sich zum Kriege entschließe, hierzu ge-

zwungen werden.[1]) Eine Äußerung, die das Zustandekommen eines beiden Teilen gleich wertvollen Bündnisses nahezu unmöglich machte.

Erzherzog Albrecht gab die Hoffnung aber trotzdem nicht auf und sandte Le Brun einen ausführlichen Operationsplan für einen gemeinsamen Feldzug Österreich-Ungarns, Frankreichs und Italiens gegen Preußen. Da aber auch dieser Plan von der Voraussetzung ausging, daß Österreich-Ungarn erst sechs Wochen nach der Kriegserklärung Frankreichs losschlagen werde, so mußte auch er graue Theorie bleiben.[2])

Als einen Monat später unerwartet plötzlich der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, sah man in Wien, in dumpfer Lethargie befangen, regungslos zu, wie das französische Kaiserreich unter den wuchtigen Streichen der Deutschen ohnmächtig zusammenbrach, und mit ihm für Österreich auch die letzte und einzige Hoffnung, wieder eine deutsche Macht zu werden. Sechs Wochen nach der Kriegserklärung, also just zu der Zeit, da Österreich ursprünglich hatte an Frankreichs Seite auf den Plan treten wollen, schlug bei Sedan donnernd das Tor zu, durch das der Weg nach Deutschland geführt hätte.

Andrássy durfte triumphieren. Er hatte erreicht, was er wollte: die Magyaren brauchten nicht mehr zu besorgen, daß Österreich in Deutschland wieder festen Fuß fasse; der Weg dahin war ihm nun ebenso hoffnungslos verschlossen wie der nach Italien. Fortan gab es für die Politik des Habsburgerreiches nur mehr einen Weg, und der führte nach dem Balkan.

II

Vor dem Sturm

Durch den Rücktritt Beusts von seinem Posten als Minister des Äußern und noch mehr durch die Berufung Andrássys an seine Stelle wurde der Wandel in der auswärtigen Politik des

---

[1]) Siehe die eingehende Darstellung all dieser Verhandlungen in Le Bruns „Souvenirs militaires". Paris, Dentu. Auch in deutscher Ausgabe, übersetzt von O. v. Busse. Leipzig 1896, Zuckschwert & Co.

[2]) Ob sich dieser Plan im Falle seiner Ausführung auch bewährt hätte, sei dahingestellt. Jedenfalls bekundete er einen im Hinblick auf 1866 doppelt erstaunlichen Optimismus, denn er setzte auf preußischer Seite eine Langsamkeit und Arglosigkeit voraus, die anzunehmen durch nichts gerechtfertigt war.

Habsburgerreichs in sinnfälligster Weise illustriert. Mit Beust schied die traditionelle altösterreichische Politik aus dem Ministerpalais, und die österreichisch-ungarische hielt ihren Einzug. Es ist ein seltsamer Zufall, daß der letzte Staatsmann, der diese typisch österreichische Politik vertreten hatte, kein Österreicher gewesen ist. Nicht Zufall dagegen war es, daß auch der erste Minister, der sich von ihr ganz emanzipierte und eine neue Politik machte, keiner war; ein Österreicher hätte sich von der seit mehr als einem Jahrhundert festgehaltenen Traditionspolitik kaum ganz befreien können, zumindest nicht so leicht wie Graf Andrássy, der dies als Magyare skrupellos und mit Genugtuung tat, weil er sich von dieser Wendung einen Vorteil für sein engeres Vaterland versprach.

Man täte Andrássy jedoch unrecht, wenn man ihm deshalb vorwürfe, er habe magyarische Sonderpolitik getrieben. Das war durchaus nicht der Fall, im Gegenteil: nichts lag ihm ferner als draufgängerische Husarenpolitik. Das hatte er schon 1870 bewiesen. Hatten seine Landsleute damals auch nicht die geringste Neigung bekundet, für die Wiedergewinnung der Vormachtstellung Österreichs in Deutschland ihr Leben aufs Spiel zu setzen, so waren sie mit ihren Sympathien doch fast insgesamt auf seiten Frankreichs gewesen und hätten, wenn überhaupt, jedenfalls lieber mit diesem gefochten als gegen dieses. Auch Andrássy dürfte — man wird darin wohl kaum fehlgehen — im tiefsten seiner Seele ähnlich gefühlt haben, denn als Magyare empfand er für die Franzosen sicherlich mehr Sympathien als für die Deutschen, um so mehr, als er in der Zeit seiner Verbannung in ihrem Lande ein gastliches Asyl gefunden hatte und jener Tage mit freundlicher Erinnerung gedachte: aber trotzdem war es ihm nicht entfernt eingefallen, diese Gefühle zum Leitfaden seiner Politik werden und sich hierdurch von der Richtung ablenken zu lassen, in der er diese zu führen gedachte.

Die aber ging nach Berlin und nicht nach Paris. Mit der instinktiven Witterung des geborenen Diplomaten mochte er schon längst erkannt haben, daß der Stern Napoleons neben dem aufgehenden Gestirn Bismarck im Erbleichen begriffen war und daß die nächste politische Zukunft ihre Signatur nicht von Frankreich, sondern von Deutschland erhalten werde; eine Vermutung, die durch die Ereignisse des Krieges von 1870/71 zur vollen Überzeugung werden mußte. Diesen zur Zeit mächtigsten Faktor der europäischen Politik wollte er nicht zum Feinde haben, sondern im

Gegenteil womöglich zum Freunde. Das konnte Österreich-Ungarn nur von Vorteil sein; von mehrfachem sogar: fürs erste, weil es aus den selbstverständlichsten Gründen immer gut war, mit einem mächtigen Nachbar in Frieden zu leben; dann aber auch, weil es geschehen konnte, daß er seiner Unterstützung bedurfte, zumal dann, wenn es im neuen Orient wieder einmal zu einer Krise kam, was ja immer im Bereiche der Möglichkeit lag; diesfalls war es gut, wenn man einen so mächtigen Freund hinter sich hatte, einen Freund, der überdies just mit der Macht enge befreundet war, in der Österreich-Ungarn seinen Gegner im Orient sehen mußte, mit Rußland nämlich.

So nahm er denn den Kurs zunächst auf Berlin.

Und das fiel ihm um so leichter, als ihm Bismarck dabei auf halbem Wege entgegenkam; ja sogar noch weiter, denn dem deutschen Reichskanzler war zumindest ebensosehr um die Freundschaft Österreich-Ungarns zu tun als Andrássy um die Deutschlands.

Realpolitiker durch und durch, wie Bismarck es war, suchte er jetzt die Freundschaft desselben Reichs, das er wenige Jahre zuvor mit allen Mitteln bekämpft hatte — auch den bedenklichsten — und kam ihm mit einer Freundschaft entgegen, als hätte er nie die gefangenen magyarischen Soldaten zum Bruche des Fahneneides gezwungen und nie die Tschechen zur Wiedererrichtung des „glorreichen Königreichs Böhmen" ermuntert. Er brauchte eben die Freundschaft des Habsburgerreichs, brauchte sie notwendig, denn er durfte es nicht dazu kommen lassen, daß die Allianz zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn, die ihm im Jahre 1870 schon so nahe gedroht hatte und nur durch die Unentschlossenheit der Wiener Kreise und die Haltung Rußlands glücklich abgewendet worden war, in Zukunft doch am Ende noch zur Tatsache wurde. Man konnte in Wien ja wieder andern Sinnes werden; eine Möglichkeit, die bei der dort üblich gewordenen Rohr-im-Wind-Politik stets nahelag, und auch Rußland konnte seine Haltung ändern. Da hieß es also Österreich-Ungarns Vertrauen zu gewinnen, und, wenn das geglückt war, seine Freundschaft. War er deren einmal sicher, dann mochte der gallische Hahn noch so kampflustig krähen, er brauchte ihn nicht zu fürchten; denn allein durfte sich Frankreich an Deutschland nicht zum zweiten Male heranwagen.

Es war aber noch ein anderes Moment vorhanden, das Bismarck bewog, die Freundschaft Österreich-Ungarns zu suchen:

sein Bestreben, die drei Kaisermächte zu einem unerschütterlichen Grundpfeiler des monarchischen Prinzips zu machen, einem Pfeiler, an dem die wild anstürmende Flut der Sozialdemokratie ohnmächtig zerstieben sollte. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" hat er sich hierüber ausführlich geäußert:

„Der Dreibund, den ich ursprünglich nach dem Frankfurter Frieden zu erreichen suchte und über dem ich schon im September 1870 von Meaux aus in Wien und Petersburg sondiert hatte, war ein Bund der drei Kaiser mit dem Hintergedanken des Beitritts des monarchischen Italiens und gerichtet auf den, wie ich befürchtete, in irgendeiner Form bevorstehenden Kampf zwischen den beiden europäischen Richtungen, die Napoleon die republikanische und kosakische genannt hat und die ich nach heutigen Begriffen bezeichnen möchte: einerseits als das System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, andererseits als die soziale Republik, auf deren Niveau die antimonarchische Entwicklung langsam oder sprungweise hinabzusinken pflegt, bis die Unerträglichkeit der dadurch geschaffenen Zustände die enttäuschte Bevölkerung für gewaltsame Rückkehr zu monarchischen Institutionen in zäsarischer Form empfänglich macht. Diesem Circulus vitiosus zu entgehen oder das Eintreten in ihn der gegenwärtigen Generation oder ihren Kindern womöglich zu ersparen, halte ich für eine Aufgabe, die den noch lebenskräftigen Monarchien näherliegen sollte als ihre Rivalität um den Einfluß auf die nationalen Fragmente, welche die Balkanhalbinsel bevölkern. Wenn die monarchischen Regierungen für das Bedürfnis des Zusammenhaltens im Interesse staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung kein Verständnis haben, sondern sich chauvinistischen Regungen ihrer Untertanen dienstbar machen, so befürchte ich, daß die internationalen revolutionären und sozialen Kämpfe, die auszufechten sein werden, um so gefährlicher und für den Sieg der monarchischen Ordnung schwieriger sich gestalten werden. Ich habe die nächstliegende Assekuranz gegen diese Kämpfe seit 1871 in dem Drei-Kaiser-Bunde und in dem Bestreben gesucht, dem monarchischen Prinzip in Italien eine feste Anlehnung an diesen Bund zu gewähren." [1])

So fanden sich in Andrássy und Bismarck zwei von Vorurteilen freie Realpolitiker, die sich, so grundverschieden sie auch waren, sehr gut verstanden und mit vereinten Kräften darangingen, den jahrhundertalten Schutt wegzuräumen, der sich zwischen den beiden Reichen auftürmte, den Verkehr zwischen ihnen behinderte und den Aufbau eines neuen, gemeinsam zu benützenden Gebäudes unmöglich machte.

Daß Andrássy sich unbedenklich bereit zeigte, die von Bismarck protegierte Idee des Drei-Kaiser-Bündnisses verwirklichen zu helfen, war abermals ein Beweis für seine Vorurteilslosigkeit. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß er als Magyare für Rußland wegen 1849 ganz und gar keine Sympathien empfand,

[1]) Bd. II, 229 f.

aber ebensowenig wie ihn 1870 seine zweifellos vorhandenen persönlichen Sympathien für die Franzosen daran gehindert hatten, ein Bündnis Österreich-Ungarns mit Frankreich zu vereiteln: ebensowenig hinderten ihn seine Antipathien gegen Rußland, einem Bündnis beizutreten, dessen Dritter eben dieses Rußland war. Jedenfalls fiel es ihm leichter, als es Kaiser Alexander II. fiel, einem Reiche nahezutreten, dem er noch immer dessen Haltung im Krimkriege nachtrug, trotzdem darüber schon nahezu zwanzig Jahre vergangen waren.

Andrássy hielt eine Annäherung Österreich-Ungarns an Rußland nur für ratsam; nicht trotz, sondern wegen der Gegensätze, die zwischen beiden Reichen in der orientalischen Frage bestanden und die, wenngleich im Augenblick latent, doch bei der ersten Erschütterung wieder zum Vorschein kommen konnten. Trat man einander näher, so konnte man sich über diese Gegensätze ja weit leichter verständigen und einen Krieg verhüten, den beide Reiche herbeizuwünschen keine Ursache hatten, als wenn man einander schon im Frieden, immer die Hand am Säbel, gegenüberstand.

Da somit die drei mächtigsten Reiche Europas zusammenhielten, schien der Friede sicherer denn jemals. In Wien zumindest dachte niemand an Kriegsgefahr. Dort war es jetzt wirklich alle Tage Sonntag, die Kapaune drehten sich schmorend am Spieße, und das Volk der Phäaken tanzte nach Straußschen Weisen „mit glänzendem Aug" ums goldene Kalb. Das Geld „lag ja auf der Straße", wie man damals zu sagen pflegte, und da beeilte sich alle Welt, es nicht liegen zu lassen. Dieses Treiben war natürlich nur möglich, weil der politische Horizont andauernd wolkenlos blieb.

Auch die Weltausstellung, die man in Wien vorbereitete, legte Zeugnis dafür ab, wie fern man sich von aller Kriegsgefahr glaubte. Daß der tolle Hexensabbat am 9. Mai 1873 ein Ende mit Schrecken nahm und die Ausstellung im Herbst mit einem gewaltigen Defizit schloß, hatte rein wirtschaftliche Ursachen; das politische Barometer aber zeigte nach wie vor auf „Schönes Wetter", ja die Weltausstellung hatte das Einvernehmen der drei Kaisermächte ganz besonders sinnfällig bekundet, denn sowohl Kaiser Wilhelm als der Zar kamen zu ihrem Besuche und damit natürlich auch zu dem Kaiser Franz Josefs nach Wien. Noch im folgenden Jahre floß die auswärtige Politik Österreich-Ungarns „wie Milch und Honig hin", das bezeugte einer, der es gut

wissen mußte, weil er vom Fache war und hinter den Kulissen des Auswärtigen Amtes saß.[1])

Man hätte allen Ernstes glauben können, der Himmel hinge voller Geigen und es wäre kein einziges Gewehr darunter.

III

Die Zustände in Bosnien und in der Herzegovina

Während die Sonne des Friedens noch in ungetrübtem Glanze strahlte, begannen im Südosten Europas dunkle Wölkchen aufzusteigen. Das wollte nun an sich freilich nicht viel bedeuten; die Balkanhalbinsel ist eben der Wetterwinkel Europas, und man war es schon längst gewohnt, dort Wolken zu sehen. Die kamen und schwanden in rastlosem Wechsel; ganz rein war der Horizont dort überhaupt nie. Eine Wolke mehr oder weniger hatte da nichts zu sagen. Und selbst wenn sich über dem Balkan wieder einmal ein Gewitter zusammenballte, brauchte dem übrigen Europa darum noch nicht bange zu werden; Gewitter waren ja dort etwas Gewöhnliches und pflegten sich auf das Balkangebiet zu beschränken. Seit dem Jahre 1855 hatte keines mehr Europa in ernste Mitleidenschaft gezogen, so viele ihrer inzwischen auch gewesen waren.

Es war somit eigentlich kein zureichender Grund da, zu fürchten, daß es diesmal anders kommen werde.

Und doch sollte es anders kommen, sollte über das eben noch so friedensfrohe Europa ein Gewitter heraufziehen, schwerer noch als das in den Jahren 1854 und 1855.

Bevor aber erzählt werden soll, wie sich aus den unscheinbaren Wölkchen ein so gewaltiges Unwetter entwickeln konnte, bedarf es eines kurzen Rückblicks auf die Ereignisse, die ihm vorausgegangen sind:

War die ganze Balkanhalbinsel ein einziger riesiger Vulkan, so waren dessen tätigste Krater in Bosnien und der Herzegovina zu suchen. In keinem andern Teile des weiten Reiches gab es so schwere Erschütterungen wie in diesem. Seit jeher. Schon vor dem Eindringen der Türken war dieses Gebiet Jahrhunderte

[1]) L. v. Przibram in seinen „Erinnerungen eines alten Österreichers". Stuttgart, 1910, Deutsche Verlags-Anstalt, Bd. I, S. 390. Der Verfasser dieses ebenso interessanten als für die politische Geschichte Österreich-Ungarns wichtigen Werks hat dazumal im Preßbureau des Auswärtigen Amtes eine hervorragende Vertrauensstellung bekleidet.

hindurch der Zankapfel gewesen, um dessen Besitz sich die Könige von Ungarn, die venezianische Republik, die Herrscher von Serbien und die einheimischen Woiwoden ruhelos herumgestritten hatten. Seit dem Erscheinen der Osmanen aber dampfte dieser heiße Boden förmlich vom Blute ungezählter Tausender von Hingeschlachteten, von dem er durchtränkt war, rauchte er vom Qualme der niedergebrannten Wohnstätten, die den Weg der Eroberer säumten. Immer wieder versuchten die Einwohner das verhaßte Joch ihrer Peiniger abzuschütteln; immer wieder wurden sie in den blutigen Staub geworfen. Waren in andern Ländern Aufstände nur Ausnahmen, so waren sie hier die Regel, und wenn zeitweilig auch für längere Zeit eine gewisse Ruhe herrschte — vollständige nie —, so waren dies eben nur Kampfpausen, die von der Erschöpfung beider Teile bedingt wurden.

In diesem gegenseitigen Morden und Brennen ging alles, was an Kultur in diesen Ländern vorhanden war, allmählich zugrunde, und das ganze Gebiet wurde zu einem wüsten Trümmer- und Leichenfelde, das im blutigen Scheine des Halbmonds einen unheimlichen und trostlosen Anblick bot. Von den Fortschritten der Zivilisation war hier nichts zu spüren; der Haß und Kampf, der diese unglücklichen Länder durchwühlte, hielt mit ungeschwächter Wut an, und die Gegner überboten einander an unmenschlicher Grausamkeit. Martern, Verstümmelungen, Schändungen waren dort auch im 19. Jahrhundert noch gang und gäbe wie in Mitteleuropa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und namentlich die abgeschnittenen Feindesköpfe spielten in diesen Kämpfen eine ebenso große Rolle wie bei den Bataks in Sumatra. Wenn dies überhaupt ein Sonderbrauch der Türken sein sollte, so hatten sich ihn deren Gegner jedenfalls so gründlich zu eigen gemacht, daß sie mit ihnen darin wetteifern konnten.[1])

Sowenig die Zeit aber auch der Erbitterung dieser Kämpfe anhaben konnte, so hatte sich doch die Gruppierung der Kämpfenden allmählich verändert. Ursprünglich waren einander bloß

[1]) Als gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts der Engländer D. Gardener Wilkinson im Namen der Humanität den Versuch machte, Türken und Montenegriner zum Aufgeben des Kopfabschneidens zu bewegen und zu diesem Zwecke beim Fürsten Peter Petrović in Cetinje und bei Ali Rizvan Begović Pascha in Mostar vorsprach, erklärte jeder von beiden unter Äußerungen des Bedauerns, er sähe das Barbarische dieser Unsitte wohl ein, könnte aber nichts dagegen tun, solange die Gegner ihr frönten. — Frhr. v. Helfert, „Bosnisches", S. 87.

christliche Slawen und mohammedanische Osmanen gegenübergestanden; jetzt bekämpften sich auch die Slawen untereinander. Ein großer Teil der Bewohner Bosniens und der Herzegovina war nämlich seinem ursprünglichen, von den osmanischen Eroberern so grausam verfolgten Glauben abtrünnig geworden und hatte, um diesen Verfolgungen zu entgehen und im Besitze der frühern Rechte zu bleiben, beziehungsweise sie wieder zu erhalten, den Islam angenommen. Das war ganz besonders beim bosnischen Adel der Fall gewesen, der hierin die einzige Möglichkeit gesehen hatte, seinen Besitz und Einfluß zu wahren. Die Nachkommen dieser Renegaten nun gebärdeten sich fanatischer als die echten Türken und unterdrückten ihre christlich gebliebenen Stammesgenossen in der härtesten und grausamsten Weise.

Die Erbitterung und der Haß der Christen wandten sich daher vor allem gegen diese Pseudotürken, in denen sie mit Recht schlimmere Bedrücker sahen als in den echten Türken, deren Zahl im Lande zudem nur gering war und sich fast ausschließlich auf die Behörden und einen Teil der Besatzung beschränkte. Die Ironie des Schicksals fügte es sogar, daß diese unechten Türken es zu verhindern suchten, wenn die echten Türken das Los der Christen zu verbessern trachteten. Sie sahen in ihrem islamitischen Glaubensbekenntnis einen Freibrief zu jeglicher Willkür und bekämpften, darauf pochend, auch die ottomanische Regierung, wenn sie sie nicht so schalten und walten ließ, wie sie just wollten. Mißtrauisch und eifersüchtig wachten sie über ihren Vorrechten und betrachteten jeden Versuch, die schlimme Lage der geknechteten Christen zu verbessern, als einen Eingriff in ihre vermeintlichen Rechte, gegen den sie sich mit aller Macht sträubten. Sie wollten die unbeschränkten Herren des Landes bleiben, und die Christen sollten ihre Sklaven sein, die sich stumm und wehrlos von ihnen mißhandeln und ausbeuten zu lassen hatten, in ihren Augen mehr Vieh als Mensch und darum auch allgemein Rajah, d. i. Herde, genannt.

Da man sich aber im 19. Jahrhundert in Stambul, sei's nun bloß „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", sei's in einem gelegentlichen Aufdämmern der Erkenntnis, von Zeit zu Zeit zu Reformen bemüßigt fand und einen mehr oder weniger mühsamen Versuch machte, den fortschreitenden Verfall des Osmanischen Reichs dadurch aufzuhalten, kam es zwischen der Regierung und den bosnischen Kapetans, Begs und Agas, die von Reformen nichts wissen wollten, wiederholt zu blutigen Zusammen-

stößen. So namentlich in den Jahren 1826—1832 unter dem reformlustigen Sultan Mahmud II., der der Gewaltherrschaft des bosnischen Adels ein Ende machen wollte. Damals war es vor allem der kühne und reiche Kapetan von Gradačac, Hussein Aga, der sich gegen die Reformen des Sultans empörte, den Vesir von Bosnien aus Travnik verjagte und sich selber hierzu proklamierte. Er machte mit den albanischen Rebellen unter Skodraly Mustafa Pascha gemeinsame Sache gegen die osmanische Regierung und zog mit diesem sogar gegen Stambul. Doch gelang es dem Großvesir Reschid Pascha, die beiden Rebellenführer zu entzweien und den „Drachen von Bosnien", wie Hussein genannt wurde, in die Enge zu treiben, wobei ihm namentlich der Kapetan von Stolac, Ali Rizvan Begović, sowie der Aga Ismail Čengić von Gacko behilflich waren. Hussein suchte, als er seine Sache verloren sah, sein Heil in der Flucht auf österreichisches Gebiet, wo er wie ein vertriebener Fürst in Essegg Hof hielt, kehrte dann aber doch in die Türkei zurück und ging ins Exil nach Trapezunt. In der Erinnerung seiner mohammedanischen Landsleute lebt er als Nationalheld weiter, den das bosnische Volkslied feiert.

Ali Rizvan Begović aber wurde für die dem Sultan geleisteten Dienste zum Pascha und Vesir der Herzegovina ernannt, die 1831 von Bosnien, zu dem sie bis dahin gehörte, als besonderes Ejalet abgetrennt wurde.

Der hartnäckige Widerstand der bosnischen Begs, deren Überwindung so große Mühe verursachte, ließ es der ottomanischen Regierung ratsam erscheinen, es mit ihnen nicht ganz zu verderben und ihnen die Zügel wieder etwas zu lockern. Die Folge war ein allgemeiner Aufstand der erbitterten Rajah, unter Führung des Popen Jovica, gegen die wieder übermütig gewordenen Begs im Jahre 1835. Die Insurgenten, die auf die Hilfe des Fürsten Miloš von Serbien gerechnet hatten, sahen sich von diesem verraten und erlagen den Truppen des Sultans. Jovica wurde von Miloš dem Sultan ausgeliefert, der ihm jedoch die Freiheit wieder gab.

Kaum war dieser Aufstand unterdrückt, als sich die mohammedanischen Begs in der Krajina und in der Posavina, dem nordwestlichen und nordöstlichen Teile von Bosnien, erhoben, jene unter Nazif Aga, diese unter Ali Pascha Vidaić, dem frühern Waffengefährten Husseins von Gradačac.

Auch dieser Aufstand wurde niedergeschlagen, 1837. In diesem Jahre hob der Sultan alle Lehen und erblichen Würden

auf; die bisher von den Kapetans und Begs innegehabten Stellen sollten künftig mit ottomanischen Beamten besetzt werden, wobei die Befähigung das entscheidende Moment sein sollte.

Der bald darauf, 1839, erfolgende Tod Sultan Mahmuds brachte den bosnischen Mohammedanern nicht die erhoffte Wendung zu ihren Gunsten, sondern im Gegenteil mit dem Hatti-Scherif von Gülhane[1]) nur eine herbe Enttäuschung. Der neue Sultan, Abd-ul Medschid, bestätigte darin nämlich die Reformerlässe seines Vorgängers und ordnete eine ganze Reihe von Gesetzen an, die dem unduldsamen und starren Sinne des Alttürkentums stracks zuwiderliefen: Rechtliche Gleichstellung aller Untertanen des Sultans, Aufhebung der Steuerverpachtung, Regelung in der Festsetzung und Einhebung der Steuern, Regelung der Rekrutierung, Verkürzung der Waffendienstzeit usw. Alle diese Verfügungen erweckten den Unwillen der hierdurch betroffenen bosnischen Begs in hohem Grade, und als der Vesir Wedschid Pascha die erbgesessenen Kapetane durch osmanische Beamte zu ersetzen begann, griffen sie zu den Waffen, wurden von ihm jedoch bei Vitez trotz ihrer bedeutenden Übermacht vollständig geschlagen und nach Sarajevo zurückgeworfen und zur Ergebung gezwungen; worauf sich die Führer teils in die Bergwälder, teils nach Dalmatien flüchteten.

Wedschids strenges Regiment sollte aber nicht von Dauer sein, denn die Begs sandten eine Deputation an den Sultan, worin sie über den verhaßten Gouverneur Klage führten, seine Härte als einzige Ursache ihres Aufstandes bezeichneten und sogar mit ihrem Abfalle vom Islam drohten.

In Stambul, wo der Wind ihnen wieder einmal günstig wehte und wo man sich durch die Abfallsdrohung vielleicht auch beunruhigt fühlte, erfüllte man ihren Wunsch und ersetzte Wedschid Pascha durch Chosref Pascha, worauf die alte schlimme Begherrschaft von neuem Platz griff, so daß es 1843 abermals zu einer Erhebung der gepeinigten Rajah kam, die jedoch für diese ebenso ungünstig verlief wie die erste.

Auch in der Herzegovina hatte sich die Rajah gegen ihre Bedrücker erhoben. Dies waren der Vesir Ali Rizvan Begović, der dort mit Čengić Aga von Gacko ein grausames Regiment führte.

---

[1]) Hatti-Scherif soviel wie: Großherrliches Handschreiben. Gülhane, wörtlich: Rosenhaus, Kiosk in den kaiserlichen Gärten von Stambul.

Namentlich Čengić tat sich durch unmenschliche Grausamkeit hervor. Zur Verzweiflung getrieben, überfielen ihn die Bedrückten mit Hilfe der benachbarten Crnagorzen (Montenegriner) und töteten ihn, 29. August 1840.[1]) Rizvan Begović ließ sie dies schwer büßen, worüber es zu einem förmlichen Kriege zwischen ihm und den christlichen Insurgenten sowie deren Bundesgenossen aus der Crnagora kam, der erst 1842 mit einem Waffenstillstand endete.

Während sich die Christen in der Herzegovina seine Bedrückungen noch weiter gefallen lassen mußten, durften sich die in Bosnien unter den Vesiren Kjamil Pascha, dem Nachfolger des bald wieder abberufenen Chosref Pascha, und nach ihm Tahir Pascha besserer Tage erfreuen. Kjamil Pascha befreite die Rajah von zweien ihrer ärgsten Bedrücker, nämlich von Mahmud Pascha von Bihać und Dervisch Beg von Stari Majdan, die er in die Verbannung schickte. Tahir Pascha aber bemühte sich mit Nachdruck, in Bosnien die Verfügungen des Hatti-Scherifs vom Jahre 1839 durchzuführen. Namentlich suchte er das drückende Los der Kmeten (christlichen Bauern) zu erleichtern, indem er sie von der Zwangsarbeit auf den Gütern ihrer Grundherren befreite und das Abgabenverhältnis zwischen beiden dahin regelte, daß die Kmeten ein Drittel des auf ihrem Boden geernteten Getreides, Gemüses Obstes sowie die Hälfte des von ihnen gemachten Heus an die Grundherren abliefern, diese dafür aber den dritten Teil der den Christen auferlegten Kopfsteuer zahlen sollten. Da der Pascha überdies noch anordnete, daß von allen Grundstücken der Zehent zu zahlen sei, was die Mohammedaner in der Krajina bisher unterlassen hatten, brach unter diesen eine Empörung aus. Tahir Pascha sah sich genötigt, eine Strafexpedition gegen die Rebellen zu unternehmen, und schlug sie auch, mußte seine Operationen jedoch infolge des Ausbruchs der Cholera in seinem Heere einschränken und erlag der Seuche selber im Frühjahr 1850.

Da der Aufstand ganz Bosnien zu ergreifen drohte und auch in der Herzegovina von Ali Rizvan Begović genährt wurde, entschloß man sich in Konstantinopel, den bewährten, energischen Serdar Omer Pascha mit der Unterdrückung des Aufstands

---

[1]) Sein Ende bildet den Gegenstand einer epischen Dichtung, „Der Tod des Čengić Aga", Agram 1857, aus der Feder des namhaften kroatischen Dichters Ivan Mazuranić.

zu betrauen.[1]) Sie gelang ihm auch, aber kaum hatte er die Rebellen in Mittelbosnien und in der Posavina niedergeworfen, als sich die Krajina neuerdings empörte. Doch auch diese widerspenstigsten Mohammedaner Bosniens überwältigte er, nachdem er sie bei Jezero entscheidend geschlagen, Krupa und Bihać genommen hatte, Frühjahr 1851. Mit Ali Rizvan Begović hatte er kurzen Prozeß gemacht, ihn gefangennehmen und „zufällig" erschießen lassen.[2])

Damit war ganz Bosnien wieder dem Sultan unterworfen, und die Rajah begrüßte in Omer Pascha ihren Befreier. Da sich unter ihm auch ein polnischer Renegat, Graf Illinski, jetzt Iskander Beg, um die Unterdrückung des Aufstandes verdient gemacht hatte, konnte Helfert hierzu die treffende Bemerkung machen: „Die vertürkten Serben der Bosna und Herzegovina waren durch einen vertürkten Kroaten und einen vertürkten Polen zu Paaren getrieben und zum Gehorsam unter die Befehle des Padischah gebracht."[3])

Wenn sich die Christen in Bosnien und in der Herzegovina nach der Bezwingung der Begs und ihrer Anhänger der Hoffnung hingegeben hatten, nun werde es mit ihrem Martyrium zu Ende sein, so sollten sie sich darin alsbald bitter enttäuscht sehen.

Die Bedrückungen setzten von neuem ein, nur kamen sie jetzt weniger von den Begs als von den türkischen Beamten und von der eigenen orthodoxen Kirchenbehörde.[4])

Diese Enttäuschung erbitterte die Rajah so sehr, daß Omer Pascha, der sie anfänglich freundlich behandelt hatte, es für ratsam hielt, ihnen die Waffen, die er während der Kämpfe gegen die rebellischen Moslims ausgefolgt hatte, wieder wegzunehmen

---

[1]) Omer Pascha, ursprünglich Michael Lattas geheißen, geboren 1806 (nach anderer Angabe 1808), war zuerst Kadett in einem k. k. Grenzregiment gewesen, hatte sich 1828 (1833) aus Ursachen, über die verschiedene Versionen bestehen, in die Türkei geflüchtet und war hier dank seinen militärischen Fähigkeiten vom einfachen Hauslehrer zum Oberbefehlshaber des türkischen Heeres aufgestiegen.

[2]) C. v. Sax, „Machtverfall der Türkei", S. 315.

[3]) „Bosnisches", S. 97.

[4]) In einem an ihre Glaubensgenossen jenseits der Donau und Save gerichteten Klageschreiben behaupten dessen christliche Verfasser, der Vladika Prokopije von Sarajevo und sein Protopope Sophronije hätten den Christen Bosniens in $3^1/_2$ Jahren 45 000 Dukaten „abgeschunden". — Frhr. v. Helfert, „Bosnisches", S. 98.

und sie wieder schärfer anzufassen; dies wohl auch deshalb, weil er von seinen Feinden in Stambul verdächtigt wurde, die Christen zu begünstigen.[1])

Diese Bedrückungen der Christen waren auch eine Mitursache der Spannung, die im Jahre 1853 zwischen der Pforte und Österreich eintrat und beinahe zum Kriege geführt hätte. Merkwürdigerweise kam es jedoch während dieser Konfliktszeit in Bosnien und der Herzegovina nicht zu größern Unruhen, trotzdem der Krieg zwischen den Türken und Montenegrinern hierzu Gelegenheit gegeben hätte.

Auch im bald danach ausbrechenden Krimkrieg verhielten sich beide Provinzen ruhig.

Im Zusammenhange mit dem Pariser Frieden erschien am 18. Februar 1856 der nachmals berühmt gewordene Hatti-Humajun,[2]) mit dem sich die Türkei in die Reihe der zivilisierten Staaten stellen und ihren konfessionellen Mißständen ein Ende bereiten wollte. Dieser Erlaß bestätigte die (noch immer unausgeführten) Anordnungen des Hatti-Scherif vom Jahre 1839 und enthielt eine lange Reihe von Verfügungen humanitärer, konfessioneller und rechtlicher Natur, die er ausführlich erörterte. So wurden die Körperstrafen und torturähnlichen Prozeduren abgeschafft, die Steuern sollten von allen Untertanen des Sultans gleichmäßig eingehoben werden; alle Untertanen ohne Unterschied der Konfession und Nation konnten von nun an zu den Staatsämtern berufen werden; alle kommerziellen und kriminellen Prozesse, bei denen die Parteien nicht derselben Konfession angehörten, sollten vor konfessionell gemischten Tribunalen verhandelt werden; die in der Öffentlichkeit bisher üblichen verächtlichen Bezeichnungen für Angehörige der nicht mohammedanischen Religionen („Giaur" für Christen, „Tchifut" für Juden) durften nicht mehr gebraucht werden usw.

Einige der wichtigsten Anordnungen des Erlasses waren übrigens bloß Wiederholungen früherer Gesetze, die jedoch wieder umgestoßen oder aber überhaupt nie beachtet worden waren. So die Aufhebung der Steuerverpachtung, dieser Hauptursache der finanziellen Bedrückungen, ferner die Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Christen, die bisher gegen Erlag einer hohen Militärbefreiungstaxe vom Waffendienste ausgeschlossen waren.

---

[1]) Frhr. v. Helfert, „Bosnisches", S. 96.

[2]) Mit eigenhändigem Dekret versehener Sonderbefehl des Sultans.

So deutlich aber die ottomanische Regierung durch diese Bestimmungen ihr eifriges Bestreben zeigte, die Rechts- und Religionsverhältnisse des Landes den Anschauungen des Abendlandes anzupassen und den ewigen Beschwerden der Christen hierdurch den Boden zu entziehen, so hatte sie an diesem in bestechend abendländischem Stil gehaltenen Gesetzbau einige Hintertürchen angebracht, die unmittelbar in den dunkeln Orient führten. So gestattete der Hatti-Humajun wohl allen Konfessionen die öffentliche äußerliche Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, aber doch nur in konfessionell nicht gemischten Ortschaften und Stadtteilen; so durften ferner in konfessionell gemischten Ortschaften künftig Kirchen allerdings gebaut werden, was bisher verboten gewesen war, aber es brauchte hierzu die kaiserliche Genehmigung, die nur dann erteilt werden konnte, wenn kein administratives Hindernis vorlag. Ein ähnliches Hintertürchen sicherte dem Islam folgende Bestimmung: „Prozesse, die sich auf gewöhnliche Rechtssachen (d. h. weder Strafsachen noch Handelsprozesse) beziehen, werden in den gemischten Gerichten der Elajete und Sandschaks (aber nicht auch in den Bezirken) in Gegenwart des Gouverneurs und des Kadis nach dem religiösen oder nach dem weltlichen Gesetze abgeurteilt.“ [1])

Das hieß aber mit andern Worten: solche Rechtsfälle sollten nach dem alten Scheriatsgesetze, somit ohne Zulassung christlicher Zeugen verhandelt werden.

Diese Vorbehalte zugunsten des Islams sollten später noch zu besonderer Bedeutung gelangen, zumal der hierdurch dem Belieben der Behörden anheimgestellte Gebrauch der Glocken in den christlichen Kirchen.

Wie bei allen in der Türkei veröffentlichten Gesetzen ließ auch die Ausführung des Hatti-Humajun sehr viel zu wünschen übrig, so viel, daß man diesen Erlaß im Abendlande allgemein bloß als ein Blatt beschriebenen Papieres bezeichnete. Doch versichert ein Kenner der Türkei wie C. v. Sax, daß man dieser durch ein so hartes Urteil unrecht getan habe; dieses sei eine „zum Teil aus Mißverständnis, zum Teil aus Mißgunst gewissermaßen zur Doktrin gewordene Behauptung.“ [2]) Die ottomanische Regierung habe sich ernstlich bemüht, die Verfügungen des Hatti-Humajun zu verwirklichen, aber schon die ganze Grundlage des Osmanen-

[1]) Eine ausführliche Inhaltsangabe des Hatti-Humajuns gibt C. v. Sax in seiner „Geschichte des Machtverfalls der Türkei“, S. 344 f.

[2]) Ebenda, S. 347.

reiches, die auf der Suprematie des Islams beruhe, sei ein kaum zu überwindendes Hindernis auf diesem Wege; dazu noch der Fanatismus der Mohammedaner und die Minderwertigkeit des verfügbaren Beamtenmaterials.

Bei dieser Ungunst der Verhältnisse war es daher kein Wunder, daß der Hatti-Humajun den Frieden und die Ordnung im Reiche, die er anstrebte, nicht erreichte und daß die alten Übel zum großen Teil nach wie vor üppig weiterwucherten. Das Nichtgeltenlassen christlicher Zeugen, die fortgesetzte Verpachtung der Steuern mit ihrem Gefolge von Bedrückungen, die oft unmenschliche Behandlung der Gefangenen vereitelten die angestrebte Besserung des Verhältnisses zwischen Mohammedanern und Christen vollständig und erbitterten diese um so mehr, als die nationalen und freiheitlichen Ideen des Jahres 1848 auch bei ihnen Eingang gefunden hatten und sie zum Widerstande lockten. Hierzu kamen noch die aufreizenden Einflüsse von außen, von Rußland, Serbien und Montenegro, und nicht minder die wachsende Erkenntnis der Schwäche des ottomanischen Staatswesens. All dies zusammen machte die so lange Zeit geknechtete Rajah jetzt rebellisch und auch dort widerspenstig, wo sie hierzu keinen Anlaß hatte, wie bei der Entrichtung der gesetzlich vorgeschriebenen und für sie erschwingbaren Steuern.

Im Jahre 1857 erhoben sich die Christen in der Posavina, und viele flüchteten sich auf österreichisches Gebiet. Auch in der Herzegovina gärte es wieder.

Daß ihre Klagen und Beschwerden keineswegs immer begründet, wohl aber häufig in greller Weise übertrieben waren, wie Sax betont, steht bei dem leidenschaftlichen Temperament und der phantastischen Vergrößerungssucht der Südslaven außer allem Zweifel. Trotzdem kann ein Schmerzensschrei wie der folgende nicht leicht bloß Pose gewesen sein. Im Jahre 1858 richteten die christlichen Bewohner Bosniens nämlich eine Adresse an den Sultan, deren markanteste Stellen hier wiedergegeben seien:

„... Vor allem sei uns erlaubt, unumwunden und offen auszusprechen, daß in unserem Lande weder die Person noch die Habe gesichert ist. Ein Türke vermag noch so viele Verbrechen zu begehen ohne jedwede Furcht, je dafür bestraft zu werden; denn obgleich der Hatti-Humajun die Christen zur Zeugenschaft gegen die Türken berechtigt, so ist doch diese Anordnung in Bosnien noch ohne jede Geltung und Wert. Wenn ein Türke einen Christen ermordet, kann er ungeachtet dieses Mordes unbesorgt und ruhig schlafen, wenn nur kein Türke als Zeuge gegen ihn auftritt, weil eine noch so große Anzahl christlicher Zeugen keinen Beweis gegen einen solchen Mörder herstellt.

Die Person eines Christen ist daher in Bosnien auf keinerlei Weise gesichert. Das Wunderbarste in Bosnien ist jedoch der Umstand, daß die zur Sicherheit und zum Schutze gegen Gewalttätigkeit und Willkür berufenen Behörden eben diejenigen sind, welche solche Greueltaten üben, vor denen jeder mit Entsetzen zurückbeben müßte ...

Die bosnischen Agas und Begs behaupten, das bosnische Erdreich sei weder das Eurer Majestät noch das der Rajah; denn sie sind es — wie sie sagen —, die dieses Land von Eurer Majestät um ihre Dukaten abkauften; wir Rajah haben uns damit zu begnügen, daß sie es uns gönnen, in demselben zu wohnen und es zu bearbeiten; in ihrer Macht stehe es, uns alle, wie wir sind, fortzujagen, da wir ihre Sklaven sind und sie unsere Herren. Als Grundbesitzer (čiftluk-sahibije) fordern dieselben von uns das Drittel der gesamten Naturerzeugnisse; wir frugen diese Begs nach ihrem Rechte, dieses Drittel zu verlangen, allein, da ihnen ein solches Recht nicht zustand, konnten sie uns auch keine Schrift darüber vorweisen, denn das Drittel entstand entweder durch Gewalt oder Betrug ...

... Das Drittel ist ein großes Elend und Unglück für unser Land, denn ob desselben verarmten wir alle. Die getreue Rajah Bosniens ist bereit, jede Steuer zu entrichten, welche Eure Majestät einzuführen für gut finden werden, aber das Drittel raubt uns alles, und die willkürliche Art des Eintreibens brachte die christlichen Familien an den Bettelstab. Die bosnischen Begs begnügen sich nicht mit dem Drittel in natura, sondern schätzen dasselbe in Geld ab, aber so, daß die Geldabgabe den Wert der gesamten Frucht bei weitem übersteigt. Es geschieht oft, daß man sich begnügen muß, wenn der Beg die ganze Frucht wegnimmt und nur noch nebenbei auch kein Geld fordert. Wie erwähnt, müssen wir von allen Erzeugnissen den Begs das Drittel zahlen, und doch sind dreiunddreißig Körnerarten, von welchen sie das Drittel verlangen; so müssen wir das Drittel auch von Tabak, Erdäpfeln, Kraut, Flachs usw., ja sogar von Blumen leisten; von Heu verlangt man nicht das Drittel, sondern die Hälfte, und diese muß auch gegeben werden. Hieraus ersieht man, daß es den Anschein eines Raubes hat, und daß die Abgabe des Drittels unerschwinglich und unser Ruin ist.

Eure Majestät verkünden uns im Hatti-Humajun, jede Steuer und namentlich das Zehntel sei lediglich dem Kaiser allein zu entrichten, und es sollen keine Pächter mehr bestehen. Mit größter Ungeduld harren wir der Zeit, daß diese wohlwollende Anordnung eine Wahrheit werde, weil wir bis auf den heutigen Tag noch immer unter dem gewalttätigen Drucke der Pächter seufzen, welche die arme Rajah weit mehr schinden als die Begs selbst. Aber auch die Pächter begnügen sich nicht mit dem Zehntel der Naturerzeugnisse, sondern verlangen die Ablösung in Geld, und zwar in solchen Summen, die jene durch die Begs geschätzten weit übertreffen, und wenn man sie bedeutet, der Beg habe die Erzeugnisse niedriger angeschlagen, entgegnen sie: ‚Der Beg konnte es schenken, es kostet ihn nichts, aber ich zahle dafür den Pachtzins und muß auf meinen Vorteil bedacht sein.' ...

Da wir eben von der Willkürherrschaft der Pächter reden, wollen wir noch eine Art uns gewaltsam auferlegter Steuer erwähnen, nämlich die dem Mudir zu bezahlende Feststeuer (slavarina), welche mit einer solchen Unbarmherzigkeit eingetrieben wird, daß auch die ganz armen Häuser, die nicht einmal imstande sind, den Namenstag festlich zu begehen, diese Steuer ebenfalls bezahlen müssen.

Was die kaiserliche Steuer anbelangt, wäre dieselbe für uns in keiner Hinsicht drückend, wenn die Drittel- und Zehenteinnehmer uns nur nicht alles wegnähmen. Da wir jedoch durch die Begs und Pächter gänzlich an den Bettelstab gebracht worden sind, so ist es leicht erklärlich und ganz natürlich, daß hierdurch das kaiserliche Ärar den größten Schaden leide.

Schließlich können wir auch die Militärbefreiungstaxe nicht unerwähnt lassen. Eure Majestät kennt wohl die Treue der bosnischen Rajah, deswegen war unser Wunsch und wird es auch stets sein, Eurer Majestät zu zeigen, daß wir bereit sind, unser Blut für den Thron Eurer Majestät zu vergießen. Geruhen also Eure Majestät gnädigst anzuordnen, daß auch wir der Militärpflicht unterzogen werden, und dies um so mehr, weil die Militärbefreiungstaxe für uns bosnische Rajah unerschwinglich geworden ist, da wir vor allem kein Geld zum Zahlen besitzen." [1])

Ein seltsamer Kommentar zu dem zwei Jahre vorher erschienenen, Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit versprechenden Hatti-Humajun!

Die unzufriedenen Christen in der Herzegovina fanden an Montenegro einen starken Rückhalt, denn dieses hoffte hierdurch in den Besitz der türkischen Grenzgebiete und der Häfen von Antivari und Dulcigno zu gelangen, worüber es zum Kriege mit der Pforte kam. In diesen Konflikt mischten sich die fünf Großmächte, gestützt auf die Vormundschaft, die sie sich im Pariser Frieden über die Türkei angeeignet hatten, und setzten eine europäische Grenzregulierungskommission ein, die an jener eine, allerdings nur kleine, Amputation zugunsten Montenegros vornahm, diesem den geforderten Zugang an die Adria jedoch nicht gewährte.

Unter den herzegovinischen Christen, die mit diesem Ergebnis unzufrieden waren, weil es ihnen nicht den erhofften Anschluß an Montenegro brachte, gärte es fort, und im Jahre 1861 brach der Aufstand von neuem aus. Die Führung übernahm ein Schmied namens Luka Vukalović, der sich rasch der nur schwach besetzten Sutorina bemächtigte und sich bald zum Herrn der Gebiete von Zubči, Banjani, Rudina machte, sich aus eigenem zum Woiwoden der Zubči ernannte und bis gegen Mostar vordrang.

Auch diesmal erschien wieder Omer Pascha als Retter in der Not auf dem Schauplatze des Aufstandes und versuchte es, die Rebellen mit allerlei Versprechungen zu beschwichtigen. So stellte er Erfüllung ihrer noch immer unerfüllten Wünsche nach Gleichberechtigung mit den Mohammedanern, nach Steuerermäßigung,

[1]) Frhr. v. Helfert, „Bosnisches", S. 303 ff.

selbständiger Gemeindeverwaltung und andere schöne Dinge in Aussicht.

Allein die Rajah war durch all die bösen Erfahrungen, die sie mit türkischen Versprechungen schon gemacht hatte, zu sehr gewitzigt, um seinen Verheißungen noch Glauben zu schenken, und verharrte im Aufstande, dem Fürst Nikita tatkräftigste Hilfe lieh. Die Situation wurde für Omer Pascha dadurch noch schwieriger, daß auch die mohammedanischen Bewohner der Krajina mit Empörung drohten, weil sie mit den Härten der Rekrutierung und der Steuern unzufrieden waren.

Unter Luka Vukalovićs Führung griff der Aufstand derart um sich, daß Omer Pascha in seiner Bedrängnis seine Zuflucht zu Unterhandlungen nahm. Er fand aber kein Gehör und erlitt empfindliche Schlappen, konnte auch den Fall der Feste Niksić nicht verhindern, 13. Mai 1862. Erst als er sein Heer auf etwa 50000 Mann verstärkt hatte, gelang es ihm, den Marsch durch die Dugapässe zu erzwingen, in denen seine Truppen kurz vorher schwere Verluste erlitten hatten, worauf er den Montenegrinern das eroberte Niksić entriß, sie bei Martinići schlug und im August angesichts von Cetinje erschien.

Unter solchen Umständen hielt es Nikita, da die seinerseits vermutlich erhoffte Hilfe von auswärts sich nicht zeigen wollte, für geraten, um Frieden zu bitten, der ihm auch gewährt wurde, 31. August 1862.

Nun blieb auch Luka Vukalović nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen. Unter Vermittlung Österreichs fand zwischen ihm und dem Gouverneur von Bosnien, Churschid Pascha, eine Zusammenkunft in Ragusa statt, bei der er der Unterwerfung aller unter seinem Befehle gestandener Bezirke in einer Urkunde Ausdruck gab, wofür er volle Amnestie und den Titel eines Bimbaschi (Major) erhielt, außerdem sollte er eine Art Leibgarde von 500 von ihm selbst zu wählenden Panduren halten dürfen, die für die Ruhe und Ordnung in den Bezirken Zubči, Banjani, Kruševica und Sutorina sorgen sollten.

Zunächst schien sich diese Einrichtung trefflich zu bewähren, aber der Friede sollte nicht von Dauer sein. Zwischen Vukalović und dem Kaimakam von Trebinje, Munib Efendi, kam es zum Konflikt, und da er sich in seiner Heimat nicht mehr sicher fühlte, flüchtete er sich unter russischen Schutz.

Bald darauf verlor die seit den Tagen Ali Rizvan Begović' von Bosnien getrennte Herzegovina ihre Selbständigkeit als Sand-

schak und wurde wieder mit jenem zu einem einzigen Verwaltungsgebiete vereinigt.

Wiewohl die Pforte im Jahre 1862 einen der höchstgestellten Ulemas, Dschevdet Efendi, nach Bosnien gesandt hatte, damit er dort hinsichtlich der Reformen nach dem Rechten sehe, blieben die Zustände in diesem unglücklichen Lande doch noch immer sehr arg, und wenn Sax bemerkt, erst dem Eingreifen dieses tüchtigen Mannes sei es gelungen, die bosnischen Mohammedaner endgültig zu unterwerfen, so ist das wohl nur so zu verstehen, daß sie keine direkte Auflehnung gegen den Sultan mehr wagten, nicht aber, als hätten sie die neuen Rechts- und Konfessionsvorschriften auch tatsächlich befolgt.

*

Die Rückschau auf die Geschichte Bosniens in den letzten fünfzig Jahren vor der großen Balkankrise 1875—1878 gewährt, wie man sieht, einen wahrhaft erschreckenden Anblick. Ein wüster Knäuel politischer, religiöser und gemeiner Leidenschaften, Mohammedanismus und Orthodoxie, Osmanentum und Panslawismus, Willkür und Verzweiflung, Habsucht und Haß, all dies eingehüllt in Blutdunst und Rauchqualm: das ist Bosnien, wie es uns seine letzte Vergangenheit unter türkischer Herrschaft zeigt.

Daß in einem Boden, der von den Parteileidenschaften so tief aufgewühlt, vom vergossenen Blute so vollgesogen war, der Same des Friedens nicht keimen konnte, so oft er auch ausgestreut worden war, kann nicht wunder nehmen. Nur die giftige Drachensaat des Zwistes konnte da gedeihen, und sie schoß auch so üppig in die Halme, daß der kranke Mann am Bosporus nicht mehr genug Kraft besaß, sie niederzumähen. Es mußte ein viel Stärkerer kommen, diese schwere Arbeit zu verrichten.

IV

Sturmboten

Am 16. Juni 1873 meldete der Kommandierende in Agram, Feldzeugmeister Freiherr v. Mollinary, dem Grafen Andrássy, daß sich am Tage vorher 24 Kaufleute aus Bosnien wegen unerträglicher Bedrückungen und Bedrohungen an ihrem Leben von seiten der ottomanischen Behörden auf das Gebiet der Monarchie geflüchtet hatten und um deren Schutz baten. Ihren Aussagen zufolge seien in der letzten Zeit im Bezirke von Banjaluka viele

Christen verfolgt und ermordet, ja sogar der k. k. Vizekonsul bedroht worden.[1])

Graf Ludolf, der k. u. k. Botschafter in Konstantinopel, richtete hierauf an den türkischen Minister des Äußern, Reschid Pascha eine Beschwerde, in der er eine Reihe von Fällen aufzählte, bei denen sich die ottomanischen Behörden schwere Übergriffe hätten zu schulden kommen lassen, und forderte ihn auf, Maßnahmen zu treffen, um den Verfolgungen der Christen in Bosnien ein Ende zu machen und den Geflüchteten die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen, ohne daß sie neuerliche Drangsalierungen zu fürchten brauchten.

Graf Andrássy war mit dieser Note keineswegs ganz einverstanden, da es ihm nicht rätlich erschien, „den Kreis solch mißliebiger Erörterungen, ohne dringender (sic!) Notwendigkeit zu erweitern, und auf diese Art Einflüssen, welchen daran gelegen ist, unsere Verhältnisse zur Pforte zu trüben, einen Vorwand zu bieten, unsere guten und freundnachbarlichen Absichten gegenüber der Pforte zu verdächtigen".[2])

Graf Andrássy hatte sich nämlich zum Grundsatze gemacht, die Türkei möglichst schonend zu behandeln, wobei ihn außer der begründeten Besorgnis, ein kleiner Funke könnte das ganze Pulverfaß der orientalischen Frage zum Explodieren bringen, wohl auch eine gewisse Dankbarkeit dafür leitete, daß ihm die Türkei ein Asyl geboten hatte, als er, ein Geächteter und Verfolgter, aus seinem Vaterland geflohen war. Auch das Mißtrauen mag mitgewirkt haben, das er gegen die slawische Herkunft der in Bosnien stationierten Konsulatsbeamten hegte und das übrigens, soweit es die Person des Vizekonsuls in Banjaluka namens Dragančić betraf, nicht ganz ungerechtfertigt zu sein schien.

Diese Rücksicht auf die Türkei einerseits und diese Abneigung gegen die Slawen anderseits waren es auch, die ihn Mollinary gegenüber den Wunsch aussprechen ließen, die auf österreichisch-ungarischem Gebiete weilenden Flüchtlinge, die sich seit 22. Juli um 13 Personen vermehrt hatten, sollten sich in bezug auf die

---

[1]) Mit diesem Berichte an das Ministerium des Äußern beginnt das „Rotbuch", das die Aktenstücke aus den Korrespondenzen des k. u. k. gemeinsamen Ministeriums des Äußern über orientalische Angelegenheiten vom 16. Juni 1873 (auf dem Umschlag steht irrtümmlich Mai) bis 31. Mai 1877 enthält. (Wien, Hof- und Staatsdruckerei 1878.) — Von diesem Vorfall an kann man demnach die bosnische Krise datieren.

[2]) Rotbuch 1878, S. 4, Graf Andrássy an Graf Ludolf vom 4. Juli 1873.

Hilfe, die ihnen die Monarchie angedeihen lassen wolle, keinen unberechtigten und überspannten Erwartungen hingeben; man dürfe sie ja nicht glauben lassen, daß man ihre Beschwerden schon a priori als berechtigt ansehe.[1])

Reschid Pascha versprach dem Grafen Ludolf, die Angelegenheit mit größter Unparteilichkeit untersuchen lassen zu wollen und den Gouverneur von Bosnien mit dieser Aufgabe zu betrauen.

Von seiten Österreich-Ungarns wurde der Generalkonsul in Sarajevo, Theodorovich, dazu ersehen, sich nach Banjaluka und Alt-Gradiska zu begeben, um sich an Ort und Stelle über die Sachlage zu unterrichten.

Was er dort sah, war wenig erfreulich, denn er konnte sich von der parteilichen Haltung und dem willkürlichen Verfahren des Vali[2]) überzeugen und sah unter solchen Umständen ein entsprechend negatives Untersuchungsergebnis voraus.

Graf Andrássy schenkte dieser Darstellung zwar Glauben und räumte ein, daß Verwaltung und Rechtspflege in Bosnien wohl so mancher Verbesserung bedürftig erschienen, äußerte aber zugleich die Vermutung, daß die Flüchtlinge diese Gebrechen zu politischen Zwecken ausschroten wollten. Diese Äußerung bezog sich auf das Memorandum, das die nach Österreich-Ungarn geflüchteten bosnischen Christen, „an die europäischen christlichen, die Pariser Verträge garantierenden Großmächte über die gegenwärtige Lage und Leiden der Christen in Bosnien" gerichtet hatten und worin sie sich über die Art der Untersuchung beschwerten, die der Vali in ihrer Angelegenheit bekundete, dann aber die Zustände im allgemeinen schilderten, die zur Zeit in Bosnien herrschten, und den Garantiemächten die Pflichten ins Gedächtnis riefen, die sie den Christen im türkischen Reiche gegenüber im Pariser Frieden übernommen hatten. Die Verfasser des Memorandums lenkten die Aufmerksamkeit der Mächte ganz besonders auf die völlige Rechtlosigkeit, in der sich die Christen ihren mohammedanischen Mitbürgern gegenüber vor Gericht befanden; die ihnen gesetzlich zugesicherte Gleichberechtigung bestünde bloß auf dem Papiere; in Wahrheit gälte das Zeugnis eines Christen vor einem türkischen Richter so viel wie nichts. Der Radija in Gradiska habe sich auch nicht gescheut, öffentlich zu erklären, die Zeugenaussage von 41 Christen gelte nicht so viel wie die eines einzigen Türken.

[1]) Rotbuch 1878, Graf Andrássy an Feldmarschalleutnant Freiherrn v. Mollinary vom 29. und 30. Juli 1873.

[2]) Vali = Gouverneur.

Von diesem Geiste sei auch der Vali erfüllt, der über ihre Angelegenheit zu urteilen berufen sei. Er nötige die Christen unter Drohungen zu falschen Aussagen, in denen sie erklären sollten, daß sie mit ihrem Lose zufrieden, die über die Grenze Geflohenen aber Rebellen seien.

Das Memorandum klang in vier Forderungen aus. Erstens: Entsendung einer unparteiischen Untersuchungskommission, in der auch Christen vertreten sein müßten; zweitens: Bestrafung aller, die sich der angeführten Bedrückungen schuldig gemacht hatten; drittens: volle Gleichberechtigung der Christen mit dem Moslim vor dem Gesetze; viertens: Ermöglichung einer ungefährdeten Rückkehr der Geflohenen.

Mochten Haß und Erbitterung gegen die mohammedanischen Tyrannen den Verfassern dieses Memorandums auch die Feder geführt, mochte die südslawische Phantasie die Farben darin auch zu grell aufgetragen haben: verleumderische Erfindungen waren diese Anklagen doch sicherlich nicht.

Die Pforte suchte diesen Schlag dadurch zu parieren, daß sie nun ihrerseits ein Memorandum veröffentlichte, worin sie jede Schuld der türkischen Beamten rundweg ableugnete und sie ganz auf die k. u. k. Konsularbeamten wälzte, die die Bevölkerung Bosniens gegen die ottomanische Regierung aufzuwiegeln bestrebt seien.

Der Ton, den dieses ebenfalls sehr umfangreiche Schriftstück anschlug, war gegenüber Österreich-Ungarn so gehässig und herausfordernd, daß es selbst Graf Andrássy zu arg erschien. Dadurch gereizt, daß die Pforte ihm die ihr seinerseits immer bekundete Nachsicht und Rücksicht so übel lohnte — er hatte ihretwegen auch den ihr mißliebigen Vizekonsul Dragančić abberufen — konnte er sich nicht enthalten, sein Befremden über die unziemliche Tonart des Schriftstückes zu äußern, das Vorgehen der Pforte als ein unerhörtes, ohne Präzedenzfall dastehendes zu bezeichnen und dafür volle Genugtuung zu verlangen.

Diese wurde von der Pforte auch gegeben. Sie bestand in der Abberufung des Vali von Bosnien, des Mutessarifs von Banjaluka und des Kaimakams von Gradiska und deren Ersetzung durch andere Beamte; außerdem in der Zusicherung, alle Repressionen hinsichtlich der Christen einzustellen und den Flüchtlingen nach ihrer Rückkehr volle Amnestie zu gewähren, sofern sie um diese bei der Pforte eigens ansuchen würden. Diese Zusicherungen wurden — in der Türkei nichts Gewöhnliches —

dank der entschiedenen Sprache des k. u. k. Botschafters, ausnahmsweise auch wirklich erfüllt. Nur rückte der türkische Botschafter hinterdrein mit dem Ansinnen heraus, es solle als Gegenleistung auch der k. u. k. Generalkonsul Theodorovich abberufen werden; ein Verlangen, das Andrássy einfach ignorierte.

Mit der Rückkehr der Flüchtlinge in ihre Heimat, die sich allerdings bis zum folgenden Frühjahr, 12. März 1874, hinauszog, erschien dieser Zwischenfall endlich erledigt.

*

Kaum war diese Wolke vom Horizonte verschwunden, als fast an derselben Stelle eine neue auftauchte; eine Angelegenheit, die für die Unduldsamkeit des türkischen Regiments geradezu typisch war. Es handelte sich um folgendes: In der albanesischen Küstenstadt Durazzo (dem alten Dyrrachium) hatte die daselbst seit dem Jahre 1866 bestehende katholische Kirche im Jahre 1873 Glocken erhalten, die eingeweiht und natürlich auch geläutet werden sollten. Das Ansuchen des Erzbischofs von Durazzo, Monsignore D'Ambrosio, um die Bewilligung zum Läuten stieß jedoch auf den Widerstand des Generalgouverneurs Achmed Rassim Pascha. Da auch die Intervention des k. u. k. Generalkonsulats nichts nützte, vollzog man die Glockenweihe ohne Läuten. Der Erzbischof wollte nun, daß das erste Läuten der Glocken am Geburtstage Kaiser Franz Josefs erfolge, und Generalkonsul Wassitsch erbat hierzu die Unterstützung des Auswärtigen Amtes. Graf Andrássy nahm sich der Sache auch an, und sie schien schon zur Zufriedenheit der Christen geregelt, als die Pforte plötzlich erklärte, sie sähe sich mit Rücksicht darauf, daß das Läuten der Glocken Unruhen verursachen könnte und daher die Entsendung von Truppen notwendig machen würde, gezwungen, die Erlaubnis hierzu zu verweigern.

Graf Andrássy verlor nun die Geduld. Er äußerte sein „peinliches Befremden" über diese Schikane von seiten der Pforte, die im schroffen Widerspruche zum Gesetz von 1856 stünde, und bestand darauf, daß die Glocken am 18. August geläutet werden. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung bei dieser Feierlichkeit habe die Pforte durch Beistellung einer entsprechenden Zahl von Truppen zu sorgen, widrigenfalls Österreich-Ungarn zum Schutze seiner in Durazzo lebenden Untertanen ein Kriegsschiff entsenden würde.

Die Pforte blieb aber auch jetzt noch hartnäckig, zumal da sie sich durch die Drohung mit dem Schiffe verletzt fühlte. Erst

die offenbar sehr nachdrückliche Sprache, die Graf Andrássy dem Botschafter der Pforte in Wien gegenüber gebrauchte, bewog den Großvesir Hussein Avni Pascha, sein Verhalten in dieser Sache zu ändern und das Läuten der Glocken zu veranlassen.

Da inzwischen der Geburtstag Kaiser Franz Josefs gekommen war, hatte man die Glocken ohne formelle Erlaubnis geläutet, ohne daß es darüber zu irgendwelchen Unruhen gekommen wäre, womit der beste Beweis dafür erbracht war, daß die Besorgnis vor Unruhen bloß oder doch hauptsächlich ein Vorwand gewesen war, der die Verweigerung der Erlaubnis begründen oder rechtfertigen sollte.

Man hätte nun meinen sollen, die leidige Sache wäre mit der Order der Pforte an den Generalgouverneur von Monastir (zu dessen Amtskreis Durazzo gehörte) endlich beigelegt. Dem war jedoch nicht so, denn jetzt machten wieder die Lokalbehörden Schwierigkeiten und wollten das Läuten der Glocken nur an solchen Tagen erlauben, an denen es zu Ehren Kaiser Franz Josefs geschähe. Nach längerem Hin- und Herkorrespondieren und verschiedenen Unterredungen einigte man sich schließlich dahin, daß die Glocken künftig bloß an Sonn- und Festtagen geläutet werden sollten, ein Zugeständnis, das neuerlich die besondere Rücksicht bekundete, die Graf Andrássy auf die Türkei nehmen zu müssen glaubte.

*

Die Glockenangelegenheit von Durazzo, die sich den ganzen Sommer und Herbst bis tief in den November hinein schleppte, war noch nicht zu Ende, als schon wieder eine neue Affäre die Leidenschaften auf dem Balkan entfachte und hierdurch auch Österreich-Ungarn beunruhigte.

Den Anlaß dazu bildete die am 19. Oktober 1874 erfolgte Ermordung eines angesehenen Türken in Podgoriza, einem albanesischen Städtchen an der Grenze Montenegros. Die Mohammedaner des Ortes glaubten, der Mord sei auf Anstiften von montenegrinischer Seite verübt worden, und beeilten sich, nicht damit zufrieden, daß der Mörder auf der Stelle getötet worden war, die Tat zu rächen, indem sie alle Montenegriner, die ihnen in die Hände fielen, niedermachten, wobei deren 19 ums Leben kamen.

Die natürliche Folge dieses Gemetzels war die heftigste Erbitterung unter den Montenegrinern jenseits der Grenze, die sofort eine kriegerische Haltung annahmen und mehrere Soldaten der türkischen Grenzforts töteten und verwundeten.

Der k. u. k. Generalkonsul Wassitsch, der diesen Vorfall in seinem Berichte an den Grafen Andrássy als „das Aufeinanderplatzen des Hasses der mohammedanischen Podgorizaner und der Montenegriner aus Piperi" kennzeichnete, bemerkte ebendaselbst hierzu, „jede bisher in dieser Richtung gepflogene Untersuchung habe nachgewiesen, daß in der Regel beide Teile im Unrecht waren und daß die moralische Solidarität jener Bevölkerung so groß und die Handlungen der Einzelnen, wie grausam sie auch sein mögen, so sehr mit den Anschauungen der Gesamtheit übereinstimmen, daß die bezüglichen Regierungen Anstand nahmen, gegen die Mörder mit aller Strenge des gemeinen Gesetzes vorzugehen."[1])

Unter solchen Verhältnissen war es natürlich nicht zu verwundern, daß die zur Untersuchung dieser Angelegenheit eingesetzte Kommission, unter der sich auch zwei Montenegriner befanden, sich nicht einigen konnte und die gegenseitige Erbitterung nur noch stärker wurde. Die völlige Unzulänglichkeit der türkischen Gesetze und die Lässigkeit und Parteilichkeit der ottomanischen Behörden führten schließlich zu einem Proteste und zur Abreise der montenegrinischen Delegierten. Die Behörden machten die Bestrafung der türkischen Mörder nämlich davon abhängig, daß die montenegrinischen Mörder vor ein türkisches Tribunal gestellt würden, worauf Fürst Nikita nicht eingehen wollte, zumal da es ihm, und nicht ohne Grund, keineswegs sicher schien, daß die Verurteilung der türkischen Übeltäter dann auch wirklich erfolgen werde. Der Gegensatz der beiden Auffassungen drohte sich zu einem kriegerischen Konflikt zuzuspitzen, und beide Teile begannen demonstrativ zu rüsten.

Dem vereinten Eingreifen der Mächte, die mit Recht besorgten, der Ausbruch offener Feindseligkeiten zwischen den beiden Parteien könnte das gefürchtete Gespenst der orientalischen Frage heraufbeschwören, gelang es jedoch, das Äußerste zu verhüten; freilich ohne die strittige Angelegenheit auch völlig bereinigen zu können. Es blieb noch immer genug Zündstoff zurück, einen neuen Brand zu entfachen. Das sollte sich unmittelbar danach aufs deutlichste zeigen.

*

Am 13. April 1875 meldete Generalkonsul Wassitsch aus Skutari dem Grafen Andrássy ein Ereignis, das lebhaft an die Flucht der 24 bosnischen Christen auf österreichisch-ungarisches

[1]) Rotbuch 1878, Generalkonsul Wassitsch an den Grafen Andrássy, Skutari, 26. November 1874.

Gebiet zwei Jahre vorher erinnerte. 120 Dorfvorsteher aus den herzegovinischen Distrikten von Nevensinje, Stolac, Gacko und Trebinje hatten sich auf montenegrinisches Gebiet geflüchtet und dies, ganz wie die 24 bosnischen Kaufleute, mit den unerträglichen Bedrückungen begründet, denen sie in ihrer Heimat von seiten der türkischen Behörden ausgesetzt seien. Sie erklärten, nicht mehr dahin zurückkehren zu wollen, solange dort das türkische Regiment in Kraft sei, und stellten das Nachfolgen der übrigen Bewohner ihrer Bezirke in baldige Aussicht. Fürst Nikolaus zeigte sich von diesem unerwarteten Zuwachs von Essern in seinem armen Lande keineswegs erbaut und sah der angekündeten Immigration mit großer Besorgnis entgegen. Da er die unerbetenen Gäste einerseits nicht zur Rückkehr zu bewegen vermochte, sie anderseits wegen der Stammesverwandtschaft aber auch nicht mit Gewalt ausweisen lassen wollte, lenkte er die Aufmerksamkeit der Konsuln Österreich-Ungarns, Rußlands und Deutschlands auf seine schwierige Lage, damit sie bei der Pforte den Emigranten die straflose Rückkehr ermöglichen und die erregte Stimmung in der Herzegovina zu beruhigen trachteten.

Generalkonsul Wassitsch knüpfte an diesen Bericht die Besorgnis, daß Montenegro die in der Herzegovina herrschende Mißstimmung dazu benützen werde, dieses Land zu okkupieren, und schloß seinen Bericht mit der Bemerkung, diese Vorfälle seien Symptome eines Zustandes, der sich mit Palliativmaßregeln nicht bekämpfen lasse.[1])

Einen Monat später, 14. Mai, wandte sich Fürst Nikita telegraphisch an Graf Andrássy, um dessen Vermittlung bei der Pforte zu erbitten; ein Ansuchen, das er drei Tage später abermals telegraphisch wiederholte, da inzwischen neuer Zuzug von Einwanderern gekommen war.

Graf Andrássy erwiderte in beruhigendem Sinn und trug dem k. u. k. Botschafter bei der Pforte, Grafen Zichy, auf, sich bei dieser im Sinne des Fürsten zu verwenden.

Es gelang auch, die straflose Rückkehr der Auswanderer zu erwirken.

Diese kehrten daraufhin auch wirklich zurück, betrugen sich jedoch herausfordernd, verweigerten die Steuern, forderten Befreiung von der Militärbefreiungstaxe und vom Zehentzuschlag und vertrieben die Zapties (Gendarmen), wodurch die schon vor-

[1]) Rotbuch 1878, S. 92 f.

handene Spannung auf diesem Teile des Balkangebietes noch stärker wurde. Trotzdem die Aufständischen — denn schon durfte man von einem Aufstande sprechen — nicht nachzugeben und sich lieber mit der Waffe in der Hand vernichten zu lassen erklärten, konnte sich die Pforte noch nicht entschließen, die dürftigen Garnisonen in der Herzegovina zu verstärken, offenbar, weil sie fürchtete, die Situation hierdurch zu verschlimmern und das Eingreifen anderer Staaten herbeizuführen, von dem sie nichts Gutes erwartete.

Angesichts dieser gespannten Situation nahmen sich die Worte, die der Botschaftsrat Freiherr v. Seiler am 10. Juli 1875 aus Berlin an Graf Andrássy schrieb, nahezu grotesk aus. „Wohin ich blicke, ist tiefer Friede," schrieb er, „und seit langem lag das Feld der inneren und äußeren Politik nicht so brach wie im gegenwärtigen Augenblick."[1]) Offenbar hatte dieser Diplomat dabei nur die europäische Politik im Sinne, namentlich die eben erst glücklich abgewendete Gefahr eines deutsch-französischen Krieges, ohne die Vorgänge „da unten", wo man sich ja immer mehr oder weniger herumzankte, ernst zu nehmen. Immerhin stellte diese Äußerung dem Scharfblick dieses diplomatischen Vertreters Österreich-Ungarns just kein glänzendes Zeugnis aus, denn „mit einem Male fing der Wind aus allen Wetterwinkeln an zu blasen, und man hatte die Empfindung, als würde es demnächst an allen Ecken und Enden losgehen."[2])

V

Österreich und Bosnien

In den hohen Militärkreisen Österreichs verfolgte man die Vorgänge in Bosnien und in der Herzegovina mit Spannung, denn sie konnten eine Handhabe zur Erfüllung eines alten Wunsches von ihnen bieten: zur Annexion dieser Länder durch die Monarchie.

Eines alten Wunsches, denn sein Geburtsjahr datierte, wie schon gezeigt worden ist, weit zurück in die Zeit der Türkenkriege. Im 17. und 18. Jahrhundert waren die Staatsmänner und Feldherren Österreichs zweifellos alle mehr oder weniger darauf bedacht, ihn zu verwirklichen, und unter Ludwig von Baden

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. II, S. 248.
[2]) v. Przibram, „Erinnerungen", Bd. I, S. 390.

und Eugen von Savoyen hatte es auch schon den Anschein, als sollte dies geschehen. Jener drang bis Banjaluka und Zvornik vor, dieser, neun Jahre später, 1697, sogar bis nach Sarajevo, das er, da seine Sendboten von den Einwohnern in tückischer Weise überfallen worden waren, zur Sühne einäschern ließ. Ein Verbleiben in Bosnien aber war für ihn und seine Truppen unmöglich, denn die Ereignisse im Abendlande nahmen die Kräfte des Reichs zu sehr in Anspruch.

Erst einundzwanzig Jahre später, 1718, erhielt Österreich durch den Frieden von Passarovitz nebst andern bisher türkischen Gebieten auch einen Streifen bosnischen Landes längs der Save, behielt ihn aber kaum länger als zwanzig Jahre, da es ihn im Frieden von Belgrad, 1739, wieder an die Türkei verlor.

Damit wurde der Gedanke an Bosnien von den österreichischen Staatsmännern jedoch keineswegs fallen gelassen, und Kaiser Josef II. strebte, wie wir wissen, nicht nur den Besitz Bosniens, sondern eines großen Teils der Türkei an.

Mit seinem Tode wurde Bosnien aus der politischen Wunschliste gestrichen, wie ja überhaupt die großzügige, wenn auch unglückliche Politik Josefs vom Repertoire abgesetzt wurde.

In den nun folgenden Jahren drängte die Fülle und Gewalt der Ereignisse im Abendlande den Gedanken an Erwerbungen auf der Balkanhalbinsel völlig in den Hintergrund, und niemand hatte Zeit und Lust, sich mit ihm zu befassen.

Erst der serbische Aufstand zu Anfang des 19. Jahrhunderts erinnerte die österreichischen Staatsmänner und Generale wieder an den Balkan und die wichtigen Aufgaben, die ihrer dort harrten. Aber die gigantische Persönlichkeit Napoleons lenkte ihre Aufmerksamkeit mit magnetischer Gewalt auf sich und zwang sie, alle ihre Kräfte auf seine Bezwingung zu vereinigen. Als dies endlich geglückt war, dachte im kriegsmüden, friedensbedürftigen Österreich niemand daran, auf dem Balkan Eroberungen zu machen, und Metternich befolgte bekanntlich hinsichtlich der Türkei den Grundsatz des Quieta non movere.

Aber wenn man auch in Wien nicht an das so ferne Bosnien dachte, so geschah dies um so mehr dort, wo man die Vorgänge in diesem Lande aus nächster Nähe sah: in der Militärgrenze.

Selbst wenn man dort ebensowenig Neigung gehabt hätte, sich mit dem Gedanken an die Erwerbung Bosniens zu befassen, man hätte es tun müssen, ob man nun wollte oder nicht; dafür

sorgten die Türken, d. h. die mohammedanischen Bewohner Türkisch-Kroatiens, der sogenannten Krajina,[1]) die durch ihre stets erneuten räuberischen Überfälle auf österreichisches Gebiet den Grenzern das Leben schwer machten, sie an ihrem Besitz arg schädigten und beständig in Atem hielten.

Diese Raubzüge waren ursprünglich längs der ganzen türkischen Grenze betrieben worden und hatten sich tief ins Gebiet des Kaisertums erstreckt. Bis Krain und Untersteiermark im Westen und bis Siebenbürgen im Osten. Das eben zur Abwehr dieser Horden errichtete Institut der Militärgrenzer hatte diesen Raubzügen im Laufe der Zeit wohl weit engere Grenzen gesteckt, und sie beschränkten sich nunmehr bloß auf den Teil der Grenze, der nicht durch das natürliche Hindernis der Save dagegen geschützt war: aber sie ganz zu beseitigen vermochte es nicht. Dazu hätte es tatkräftiger Unterstützung von seiten der türkischen Behörden bedurft; an dieser aber fehlte es gründlich, teils weil sie nicht konnten, teils weil sie nicht wollten. Es blieb den österreichischen Grenzern daher nichts anderes übrig, als sich selber Genugtuung zu verschaffen.

Zu diesem Zwecke wurden militärische Streifungen auf türkischem Gebiet unternommen, die jedoch selten zu einem praktischen Ergebnis führten, da sich die Räuber mit ihrer Beute meist rechtzeitig tiefer in das Innere des Landes zu flüchten pflegten, so daß diese Strafexpeditionen den geschädigten Grenzbewohnern nur ganz selten zu ihrem geraubten Besitze verhelfen konnten und sich damit begnügen mußten, sich an dem schadlos zu halten, was ihnen in den verlassenen Wohnstätten der mutmaßlichen Übeltäter just in die Hände fiel, oder aber, wenn nichts da war, durch deren Zerstörung Rache zu üben. Da man die Räuber keineswegs immer mit Namen kannte und diese bei der Solidarität der mohammedanischen Grenzbewohner Bosniens nur schwer zu erfahren waren, beging man bei diesen Strafzügen nicht selten Mißgriffe und traf Schuldlose, wodurch die beabsichtigte warnende Wirkung des statuierten Exempels ausblieb und an ihrer Stelle nur Erbitterung und Rachsucht hervorgerufen wurde. Da die österreichische Regierung überdies allen

[1]) Wiewohl Türkisch-Kroatien und die Krajina allgemein für identisch gelten, macht die Karte des Generalstabswerks über die Okkupation zwischen beiden Begriffen einen Unterschied und bezeichnet den nördlichen Teil Nordwestbosniens als Krajina, den südwestlichen bis gegen Livno hinab als Türkisch-Kroatien.

politischen Verwicklungen auf dem Balkangebiete ängstlich aus dem Wege ging, waren diese Strafexpeditionen zur größtmöglichen Rücksicht bemüßigt, was ihrer Wirksamkeit natürlich noch mehr Abbruch tat.[1])

Es war aber nicht das Fehlen eines natürlichen Grenzhindernisses und die Raublust allein, was die Bewohner der Krajina zu Überfällen verlockte. Diese hatten auch eine politische Ursache:

Im Frieden von Sistovo hatte Österreich nicht das ganze linke Ufer der Unna erhalten, wie es gewünscht und womit es eine natürliche Grenze bekommen hätte, sondern nur einen Teil. Die mohammedanischen Bewohner des an Österreich gefallenen Gebietes wollten aber nicht unter christlicher Herrschaft leben und wanderten aus, um sich vornehmlich in dem schmalen Streifen am linken Unnaufer anzusiedeln, der türkisch geblieben war, im sogenannten „Unnawinkel", bis sie der Sultan durch Zuweisung von Grund und Boden in einem andern Teile seines Reichs entschädigt haben würde. Da diese Erwartung sich jedoch nicht erfüllte, suchten sie sich durch Raubzüge auf das ehemals von ihnen bewohnte Gebiet schadlos zu halten, in dessen neuen Ansiedlern sie unter völliger Verkennung der tatsächlichen Rechtslage Usurpatoren sahen, zu deren Bekämpfung sie sich für berechtigt hielten.

Sie fanden dabei an ihren schon früher im Unnawinkel ansässigen Glaubensgenossen sowie an denen der umliegenden Ortschaften lebhafte Unterstützung, denn dieses kampf- und raublustige Volk sah darin einen willkommenen Vorwand, seinen gewalttätigen Gelüsten zu frönen.

Für die österreichischen Grenzer bedeuteten diese Überfälle einen schweren Übelstand, denn nicht genug an der unmittelbaren Schädigung durch die geraubte Habe, kam noch die hierdurch notwendige anstrengende Bewachung der Grenze dazu. Sie hielt die Mannschaften der dortigen Grenzregimentsbezirke (Oguliner, Otačaner und Sluiner) beständig in Atem und hinderte sie am regelmäßigen Feldbau, worunter der Wohlstand dieser Bezirke ebenso empfindlich zu leiden hatte wie unter den Räubereien und Zerstörungen ihres Eigentums.

---

[1]) Friedrich Spigl, k. u. k. Hauptmann, „Repressaliengefechte an der kroatisch-türkischen Grenze" in Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs, Jahrgang 1881. Eine ausführliche Geschichte dieser Kämpfe, der die hier gegebene Darstellung folgt.

Zu welchem Umfange dieser materielle Schaden im Laufe der Zeit anwuchs, geht daraus hervor, daß die gerichtlich erhobene Schadensumme im Zeitraume von 1815 bis 1830 die beträchtliche Höhe von 9 Millionen Gulden C-M. erreichte.

Es war daher nur selbstverständlich, daß die österreichische Regierung von der Pforte in dringender Weise endlich Abhilfe und Ersatzleistung verlangte. Es erschien zu Ende des Jahres 1830 auch wirklich ein Hatti-Scherif, der in den Grenzdistrikten Ruhe und Ordnung schaffen sollte; es blieb jedoch, wie mit allen derartigen Erlässen der Pforte, bloß bei schönen Worten und im übrigen alles beim alten.

Am 9. April 1831 unternahm eine große Schar von Krajinern, an 700 Mann, einen Überfall in den Sluiner Regimentsbezirk und stieß dabei mit den Truppen des Grenzkordons zusammen, wurde aber wieder über die Grenze zurückgetrieben. Feldmarschallleutnant Graf Lilienberg, der Kommandierende von Kroatien, ordnete nun, um einmal ein wirksames Exempel zu statuieren, eine Strafexpedition im großem Stil an und ließ zwei Brigaden unter den Generalen v. Rukavina und Novak in Bosnien einrücken. Als die „Türken" sahen, daß man Ernst machte, beeilten sie sich, den Truppen entgegen zu gehen und um Aufschub der Exekution zu bitten, indem sie ihrerseits sowohl strenge Bestrafung der Übeltäter als Schadenersatz in Aussicht stellten. Da sich die Schuldigen mit ihrer Habe schon ins Innere des Landes geflüchtet hatten, also nicht mehr erreichbar waren, begnügte sich Graf Lilienberg im Hinblick auf das versöhnliche Betragen der Einwohner mit dieser Machtentfaltung und unterließ weitere Schritte.

In der Tat wirkte der Eindruck dieses Vorgehens so nachhaltig, daß sich die Krajiner für längere Zeit jedes Überfalls auf österreichisches Gebiet enthielten.

Nach der endlichen, wenn auch keineswegs endgültigen Niederwerfung der bosnischen Mohammedaner durch die ottomanische Regierung und dem Abmarsche der türkischen Truppen begannen die Beunruhigungen der österreichischen Grenzdistrikte von neuem, und in der Nacht zum 12. Juni 1834 unternahm eine auf 2000 Mann geschätzte Schar von bosnischen Mohammedanern einen Überfall auf die Festung Cetin, den wichtigsten Platz des im Frieden von Sistovo an Österreich abgetretenen Unnadistrikts. Die beabsichtigte Überrumpelung der kleinen Festungsbesatzung — 120 Mann — scheiterte jedoch an deren Vorsicht, und die Krajiner mußten sich nach sehr bedeutenden Verlusten — angeb-

lich 200 Tote — wieder zurückziehen. Auf diesem Rückzuge vollführten sie aber noch so beträchtliche Brandschatzungen und Viehräubereien, daß der von ihnen verursachte Schaden nahezu 50000 Gulden erreichte.

Der Nachfolger des Grafen Lilienberg als Kommandierender von Kroatien, Feldmarschalleutnant Baron Vlasits, wollte hierauf eine größere Strafexpedition in Szene setzen, aber der Hofkriegsrat erachtete nur eine Bestrafung in flagranti für zweckmäßig und ordnete Unterhandlungen mit den Unruhestiftern an. Durch ein Aufgebot von 4000 Mann gab der mit dieser Mission betraute Generalmajor v. Rukavina seinem Auftreten einen Nachdruck, der seine Wirkung auch nicht verfehlte. Der Kapetan Besierević von Ostrožać sorgte dafür, daß das geraubte Vieh — 1100 Stück —, soweit es noch zu finden war, zurückgestellt wurde, und bestrafte jeden von den Schuldigen, der mit der Ersatzleistung zögerte.

Aber diese Wirkung war nur eine vorübergehende, denn als die Krajiner sahen, daß sich die ihnen drohend gezeigte Faust wieder öffnete, begannen sie das alte Spiel von neuem.

Im Herbst 1834 wurde ein Stabsoffizier als Kommissär nach Sarajevo gesandt, um dort mit den türkischen Behörden wegen gründlicher Abhilfe gegen die beständigen Grenzunruhen sowie wegen des von der ottomanischen Regierung noch immer nicht geleisteten Schadenersatzes zu verhandeln. Er kehrte jedoch unverrichteter Dinge zurück. Die Pforte war weder das eine noch das andere zu tun in der Lage. Die k. k. Grenzbehörden blieben also nach wie vor auf Selbsthilfe angewiesen. Der Hofkriegsrat forderte nun alle Kommandanten in den von den Überfällen besonders heimgesuchten Grenzdistrikten dazu auf, ihre Ansicht über die Mittel zu äußern, die dieser Landplage ein gründliches Ende bereiten könnten. Das einstimmige Urteil lautete: Annektierung oder Okkupierung des Unnawinkels; hierin allein sahen sie eine radikale Abhilfe; in andern Maßnahmen, wie Verbesserung der Verteidigungsmittel, Verschärfung des Kundschafterdienstes und Beschleunigung der Repressionsexpeditionen, konnten die Befragten nicht mehr als Palliative sehen.

Da der Hofkriegsrat aber von Annexion oder Okkupation nichts wissen wollte, suchte man sich eben mit diesen Palliativen zu helfen.

Wie wenig diese genügten und wie richtig das Urteil der zu Rate gezogenen Militärs war, sollte sich sehr bald zeigen, denn die Grenzverletzungen, Viehdiebstähle und Morde mehrten sich

in bedenklicher Weise, und die Repressaliengefechte nahmen immer größern Umfang an. Solche fanden statt bei Sboriste, 14. Jänner 1835, Kulen-Vakuf, 19. Mai, Prosičeni-Kamen, 6.—9. Juni, Teržać, 10. Juni. Beim letztgenannten Orte, wo den Österreichern unter Generalmajor v. Rukavina die „Türken" in fast sechsfacher Übermacht gegenüberstanden, dauerte der Kampf sechs Stunden und endete mit der Niederlage der Bosnier, die 400 Tote und Schwerverwundete zurückließen.

Dieser empfindliche Schlag hatte für die Grenzbezirke eine viermonatige Ruhe zur Folge. Doch schon im Oktober sah sich Generalmajor v. Rukavina durch einen neuen Raubzug, diesmal der Bewohner von Groß-Kladuš, abermals zu Repressalien veranlaßt und ließ Schloß und Ortschaft einäschern, 17. Oktober.

Noch schärfer war die Züchtigung, die die Krajiner im folgenden Jahre erfuhren. Diesmal war es die Ortschaft Izačić,[1]) die die strafende Hand des österreichischen Befehlshabers Generalmajors Baron Waldstätten zu fühlen bekam und nach einem erbitterten Kampfe in Flammen aufging, 2. Juli. Dieser Tag kostete die Österreicher an 140, die Bosnier etwa 500 Mann an Toten und Verwundeten, wozu noch rund 400 ihrer Häuser eingeäschert wurden.

Mehr als acht Jahre herrschte nun Ruhe. Ende 1844 und im Juli 1845 wurden aber k. k. Grenzsoldaten in meuchlerischer Weise von Bewohnern des Dorfes Podzvizd ermordet. Oberst Baron Jellačić schritt hierauf zu Repressalien und zerstörte das Dorf nach einem ungemein erbitterten und beiderseits verlustreichen Kampfe — etwa 100 Österreicher und 200 Bosnier waren tot, verwundet oder vermißt — gegen eine mehr als doppelte Übermacht.

Dieses Gefecht war das letzte in der langen Reihe von Repressalienkämpfen, die die österreichischen Grenzer gegen ihre räuberischen und fanatischen Nachbarn jenseits der Grenzen zu bestehen hatten und die den Gedanken an eine, wenigstens teilweise, Besetzung Bosniens in militärischen Kreisen stets wach erhielten, wenn auch die Regierung nichts davon wissen wollte.

---

[1]) Die Bewohner von Izačić machten sich von jeher durch ihre besondere Wildheit und Widersetzlichkeit bemerkbar und hatten schon zur Zeit, als infolge des Schönbrunner Friedens die Karlstädter und Banalgrenze an Frankreich fielen, ihre feindselige Haltung gegenüber den Franzosen schwer büßen müssen, da Marschall Marmont Izačić und die umliegenden Dörfer, zusammen 1500 Häuser, niederbrennen ließ.

Die schweren Unruhen, von denen die Türkei zu Beginn der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts heimgesucht wurde, gingen auch am benachbarten Österreich nicht spurlos vorüber. Insbesondere zeigte sich die österreichische Regierung um die Respektierung der dalmatinischen Grenze besorgt, da die beiden türkischen Enklaven von Klek und Sutorina bei der leicht möglichen Ansammlung türkischer Truppen daselbst Grenzverletzungen bedenklich Vorschub leisteten. Es wurden daher in Süddalmatien Schutzmaßnahmen getroffen, die Garnisonen daselbst verstärkt und mehrere Schiffe der k. k. Eskader in Dienst gestellt. Außerdem wurden in Kroatien Truppen zusammengezogen, da man in Wien mit der Möglichkeit eines Einmarsches in Bosnien rechnete; eine Möglichkeit, die nicht von der Hand zu weisen war, da die österreichische Regierung in dem zwischen der Türkei und Montenegro ausgebrochenen Konflikte entschieden für dieses Partei nahm.

Die gesamten in den ersten Monaten des Jahres 1853 an der bosnischen Grenze versammelten Streitkräfte erreichten eine Stärke von 44 Bataillonen, 32 Eskadronen, 11 Feld- und 4 Raketenbatterien, 8 technischen Kompagnien mit zusammen 69830 Mann, 7777 Pferden und 136 Geschützen. Formiert war diese ansehnliche Streitmacht aus einer aus Grenzern bestehenden „Leichten Avantgarde-Division", dem IX. Armeekorps mit 2 Divisionen und 5 Brigaden und einer „Reservedivision". Zum Kommandanten dieser Armee war Feldzeugmeister Freiherr v. Jellačić ausersehen mit Oberst Freiherrn v. Ramming als Generalstabschef. Als erstes Operationsziel war Sarajevo gedacht, als Einbruchspunkte: Bihać, Kladuš, Novi und Kostajnica. Am 5. oder 6. März sollte Jellačić an der Spitze dieser Armee die türkische Grenze überschreiten.[1])

Es kam jedoch nicht dazu; der diplomatische Rückzug der Pforte infolge der Mission Leiningens vereitelte die Hoffnung aller, die von der Eroberung Bosniens träumten und deren Zahl im Offizierkorps des österreichischen Heeres sicher nicht gering war, zumal unter den Grenzeroffizieren.

Ein beredtes Zeugnis für diese Stimmung legt Mollinary in seinen Denkwürdigkeiten ab, indem er erzählt, er habe gelegentlich einer Donaufahrt in den fünfziger Jahren dem Kaiser gegenüber seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß in Bosnien erst

[1]) Siehe den Abschnitt „Rückblicke", S. 60 f.

dann Ruhe eintreten werde, wenn der Doppelaar seine Schwingen über dieses Land ausgebreitet habe.[1])

Damit sprach er aus, was so viele seiner Kameraden dachten und fühlten.

Daß der Wunsch nach der Annektierung Bosniens nicht etwa bloß der Ausdruck einseitiger Gefühlspolitik war, wie man vielleicht glauben könnte, zumal im Hinblick auf die südslawische Herkunft so vieler österreichischer Offiziere — auch Mollinarys —, daß er vielmehr auch von solchen Offizieren geteilt wurde, bei denen dieser Umstand nicht mitspielte, sondern nur die militärischen und politischen Interessen des Reichs maßgebend waren, das beweist die Denkschrift Radetzkys aus dem Jahre 1856,[2]) in der der alte Marschall erwähnte, wie wünschenswert der Besitz Bosniens und der Herzegovina für Österreich wäre, weil Dalmatien ihrer als Hinterland bedürfe.

In der Tat war dieser Besitz, vom miliärisch-politischen Standpunkt betrachtet, für Dalmatien nicht bloß wünschenswert, sondern dringend notwendig. Das zu erkennen, genügt ein Blick auf die Landkarte. Dieses lang hingestreckte Kronland war ohne Hinterland nur eine Art Anhängsel der Monarchie, das sozusagen in der Luft hing und das gegebenenfalls vom Rumpf abzutrennen einem energischen Gegner nicht schwer fallen konnte; dies um so weniger, als die Verbindung zwischen beiden Teilen ausschließlich auf die See beschränkt war (was bekanntlich unerhörterweise auch heute noch der Fall ist!), denn aus der Monarchie führte weder ein Schienenstrang nach Dalmatien noch eine für große und rasche Truppentransporte geeignete Straße. Die Behauptung Dalmatiens gegenüber feindlichen Angriffen hing somit ausschließlich von der österreichischen Flotte ab. Wurde diese von einem überlegenen Gegner vernichtet oder auch nur lahmgelegt — ein Fall, der bei dem damals mehr als bescheidenen Zustande der k. k. Kriegsmarine sehr nahelag —, so war das Reich jeder Möglichkeit beraubt, auf dem Seewege Truppen nach Dalmatien zu befördern, und damit war dieses von ihm abgeschnitten, denn auf dem Landwege ein Heer nach Dalmatien zu schaffen, wäre bei dem gänzlichen Mangel der hierzu notwendigen Verbindungswege mit solchen Schwierigkeiten und solcher Zeitversäumnis verbunden

[1]) Anton Freiherr v. Mollinary, k. u. k. Feldzeugmeister, „46 Jahre im österreichisch-ungarischen Heere, 1833—1879". Zürich 1906, Orell-Füßli. Ein für die Beurteilung der südslawischen Frage wichtiges Werk.

[2]) Siehe Anhang, I.

gewesen, daß es den Verlust dieses Kronlands nicht mehr hätte verhindern können. Auch eine freundliche Haltung der Pforte Österreich gegenüber im Fall eines Kriegs hätte daran nicht viel zu ändern vermocht, denn bei dem Fehlen jeglicher Bahnverbindung und dem trostlosen Zustande der türkischen Straßen wäre Österreich mit dem ihm von der Pforte etwa eingeräumten Rechte, Truppen durch türkisches Gebiet zu befördern, nicht viel gedient gewesen. Aus eben diesem Grunde hätte selbst ein Bündnis mit der Türkei Österreich nicht die Möglichkeit gegeben, seine Truppen rasch genug nach Dalmatien zu schaffen und mit allem Nötigen zu versorgen. Es hätte, zumindest für die erste Zeit, die Verteidigung dieses Kronlandes, von dessen kleinen Garnisonen abgesehen, dem türkischen Heere überlassen müssen, was natürlich ebenso peinlich als bedenklich gewesen wäre.

Verhielt sich die Pforte aber feindselig, so war Dalmatien im höchsten Grade gefährdet, und unbedingt verloren war es, wenn sich der türkischen Landmacht noch die Flotte einer Seemacht zugesellte.

Die Erwerbung Bosniens und der Herzegovina war somit, wie man aus alldem zur Genüge ersehen kann, keineswegs bloß ein Herzenswunsch der österreichischen Südslawen und kriegslustiger Offiziere, sondern für das ganze Reich eine Frage von außerordentlicher Bedeutung, und zwar nicht nur in militärischer und politischer Beziehung, sondern auch in wirtschaftlicher, denn solange das Hinterland Dalmatiens im Besitze der Türkei war, so lang war an einen wirtschaftlichen Aufschwung dieses Kronlandes nicht zu denken.

Diese Erkenntnis war nicht bloß in Österreich vorhanden — wo sie freilich nur auf einen engbegrenzten Kreis beschränkt blieb —, sondern sie drängte sich jedermann auf, der die Verhältnisse in Dalmatien aus eigener Anschauung kannte und mit klarem Blicke betrachtete. So nannte der Engländer Andrew Archibald Paton, der früher britischer Konsul in Ragusa gewesen war, Dalmatien „einen vom Leibe getrennten Kopf“ oder — ein Bild aus dem südslavischen Musikleben gebrauchend — „ein Mundstück, zu dem der Dudelsack fehlte“.[1])

Der Gedanke an die Erwerbung Bosniens nahm nach dem Verluste der Lombardei infolge des Kriegs von 1859 festere Formen an und fand aus dem militärischen Kreis nunmehr auch

[1]) Frhr. v. Helfert, „Bosnisches“, S. 163.

in den Staatskanzleien Eingang. Selbst im Lager der Gegner Österreichs fand man es gerechtfertigt, wenn dieses sich für den Verlust seiner italienischen Besitzungen auf der Balkanhalbinsel zu entschädigen suchte. So hatte der italienische Publizist Graf Cesare Balbo in seinem Werke „Speranze d'Italia" schon vor dem Kriege von 1859 (den er gar nicht erleben sollte) die Ansicht ausgesprochen, man könne Österreich nicht zumuten, auf seine italienischen Provinzen zu verzichten, ohne es anderweitig dafür zu entschädigen, wobei er an die Türkei dachte.[1]) Auch Napoleon III. befürwortete diesen Tausch, um derart seine Italien gemachte Zusage, die nach 1859 erst zur Hälfte eingelöst war, in wesentlich ungefährlicherer Weise zu erfüllen. Zwischen ihm und Österreich, wo damals Graf Goluchowski (der Vater) die auswärtigen Angelegenheiten leitete, sollen im Jahre 1863 Verhandlungen geführt worden sein, die folgenden Tausch bezweckten: Österreich sollte Venetien an Italien abtreten, Galizien an das wieder zu errichtende Königreich Polen; dafür sollte es Bosnien, die Herzegovina, Serbien und die Donaufürstentümer, Walachei und Moldau, erhalten.[2])

An der Zähigkeit, mit der man in Wien an dem letzten Stück italienischen Besitzes hing, scheiterten jedoch alle Tauschpläne. Als bald darauf Venetien verloren ging, mag man in Wien diese Hartnäckigkeit bedauert haben. Zunächst freilich hatte man, wie schon ausführlich dargetan worden, die Wiedereroberung der alten Vormachtstellung in Deutschland im Auge und befaßte sich mit den Balkanangelegenheiten nicht mehr, als just notwendig war. Erst als dieser schöne Traum nach Sedan für immer zerstob, begann man ernstlich an Ersatz für das Verlorene zu denken, und die Erwerbung Bosniens stand auf der politischen Wunschliste, soweit diese die äußere Politik betraf, an erster Stelle; freilich in Geheimschrift, denn man wollte diesen Wunsch nicht merken lassen, offenbar, weil man die Zeit noch nicht gekommen glaubte, ihn zu verwirklichen.

Da man diese Geheimschrift im Auslande aber doch entzifferte und die Absichten der Monarchie öffentlich diskutierte, beeilte sich die, sie zu leugnen.[3])

---

[1]) Frhr. v. Helfert, „Bosnisches", S. 170.

[2]) Rastislav Fadejew, russischer General, „Neueste Schriften", Teschen 1871, Prochaska, S. 18.

[3]) August Fournier, „Wie wir zu Bosnien kamen", Wien 1909, Reißner, S. 5.

Anscheinend freilich hatte man hierzu keine Ursache, denn da der Entschädigungsgedanke ja psychologisch nahelag und bei dem unaufhaltsam fortschreitenden Verfall der Türkei keineswegs als bloßes Hirngespinst angesehen werden konnte, so hatte man sich auch im Ausland mit dieser Idee vertraut gemacht und sympathisierte vielfach sogar mit ihr. Vor allem in Deutschland. Schon nach dem Frieden von Nikolsburg soll Bismarck Österreich die Besetzung Bosniens vorgeschlagen, ja die militärische Hilfe Deutschlands dafür in Aussicht gestellt haben, was durchaus glaubwürdig klingt, da es ihm begreiflicherweise darum zu tun sein mußte, das Interesse Österreichs von Deutschland abzulenken. Daß Bismarck dies schon damals getan hat, ist um so wahrscheinlicher, als er es später wiederholte.[1])

Ebenso wie bei Bismarck fand die Idee der Erwerbung Bosniens durch die Monarchie im englischen Kabinett Anklang. Dieses „konnte sich in den siebziger Jahren nicht genugtun in verkappter und offener Aufforderung an das Wiener Kabinett, nur zuzugreifen. Beusts Versicherungen zufolge brachte man ihm in Downing-Street, wo er als Botschafter ein und aus ging, jene türkischen Provinzen (Bosnien und die Herzegovina) förmlich auf dem Präsentierbrett entgegen. Selbst Rußland war damals für jede Konzession zu haben."[2])

Sehr wichtig für diese Frage war es, daß auch Kaiser Franz Josef mit dem Gedanken an die Erwerbung Bosniens lebhaft sympathisierte, ja von ihm „ganz durchdrungen" war,[3]) dies sogar schon 1869, also bereits vor dem Aufgeben der deutschen Pläne.

Es ist demnach mit Sicherheit anzunehmen, daß die Reise, die der Kaiser im Frühjahr 1875 im Anschluß an seinen Besuch in Venedig bei Viktor Emanuel nach Dalmatien unternahm, vor allem diesen Gedanken zum Beweggrunde hatte. Hierfür spricht auch die ungewöhnlich lange Dauer dieser Reise, die von Mitte April bis Mitte Mai währte, während sich die Reisen des Kaisers sonst nur auf wenige Tage zu beschränken pflegten. Daß man dieser

---

[1]) Fournier, „Wie wir zu Bosnien kamen", S. 4. Der Verfasser macht diese Mitteilung aber nicht in positiver Form, sondern gebraucht das Wort „soll".

[2]) v. Przibram, „Erinnerungen", Bd. II, S. 7.

[3]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. I, S. 460. Von diesem Autor nach dem Tagebuch Baron Orczys zitiert. Ebenda, Bd. II, S. 258, auch die in diesem Sinne gehaltene Äußerung des Kaisers zu General Stratimirović.

Reise auch in militärischen Kreisen solche Motive zuschrieb, geht auch aus den Denkwürdigkeiten Mollinarys hervor.

Als die Seele des ganzen Unternehmens galt Feldzeugmeister Baron Rodich, ein eifriger Südslawe. Seltsamerweise hatte man aber außerhalb der militärischen Kreise von diesem eigentlichen Motiv der Dalmatienreise des Kaisers keine Kenntnis, denn der österreichische Handelsminister Baron Chlumecky war nicht wenig überrascht, als er die Offiziere aus der Umgebung des Kaisers von der Besetzung Bosniens als von einer ausgemachten Sache sprechen hörte.[1]) Selbst Andrássy, der es als Minister des Äußern doch vor allem hätte wissen sollen, scheint hierüber nicht ganz orientiert gewesen zu sein.[2])

Daß man in Bosnien und Dalmatien selbst den Zweck der Reise im Sinne der bevorstehenden Besetzung Bosniens und der Herzegovina durch Österreich deutete, geht aus dem Verhalten der dortigen Einwohnerschaft hervor, die den Kaiser wie einen Erlöser begrüßten: „An die Grenze wallfahrteten die Leute, fielen auf die Knie und blickten hinüber in das jenseitige glückliche Land. ‚Das ist ein Herr,' sagten sie, ‚das ist ein Zar, der selbst nachsieht, wie es in seinen Provinzen aussieht und zugeht. Was kümmert sich um uns der Sultan, trotz aller Weherufe, Klagen, Bitten, die wir an ihn gerichtet!' ... Die aufständischen Herzegovzen haben damals die kaiserlichen Farben ausgesteckt, der Name Franz Josef war ihnen das Losungswort zum Kampf, den sie für ihre Menschenrechte, ihre Freiheit aufnahmen."[3])

Es war demnach nur natürlich, daß der Kaiser von diesem friedlichen Triumphzuge mit der Überzeugung heimkehrte, die Besetzung der beiden Provinzen werde nicht mehr lange hinausgeschoben werden können.[4]) Dieser Ansicht gab der Kaiser Mollinary gegenüber, damals Kommandierendem in Kroatien, auch Ausdruck, indem er ihm eröffnete, daß er ihn für den Fall des Einmarsches in Bosnien mit dem Oberbefehl zu betrauen gedenke. Allerdings werde die Besetzung Bosniens und der Herzegovina nur dann erfolgen, wenn sich die Pforte außerstande zeige, sich

---

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. II, S. 258.

[2]) Ebenda. Wertheimer berichtet, Baron Chlumecky habe aus einer Unterredung, die er nach der Dalmatiner Reise mit Andrássy gehabt habe, den Eindruck empfangen, dieser sei über die Bedeutung der Reise völlig im unklaren gewesen. Wertheimer bestreitet die Richtigkeit dieser Annahme.

[3]) Frhr. v. Helfert, „Bosnisches", S. 147 f.

[4]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. II, S. 259.

in diesen Provinzen zu behaupten; dann aber müsse es geschehen, damit diese Länder nicht in andere Hände fielen.[1])

Als Mollinary nach dieser Audienz die Hofburg verließ, mochte er es in der frohen Hoffnung tun, daß die Besetzung Bosniens vor der Tür stehe und daß es ihm vergönnt sein werde, an der Spitze des tapfern k. k. Heeres in dieses Land einzuziehen, um es für seinen Kaiser in Besitz zu nehmen.

Er konnte nicht ahnen, daß weder das eine noch das andere geschehen werde.

VI

Andrássys Balkanprogramm

So entschieden der Kaiser für die Besetzung Bosniens war, so entschieden war Andrássy gegen sie. Er wollte nichts von ihr wissen; der Gedanke, einen so tiefen Eingriff in den Organismus der Türkei machen zu sollen, war ihm durchaus unsympathisch. So wenig gerade er sich um die traditionelle Politik Österreichs sonst auch zu kümmern pflegte, so sehr seine Art Politik zu machen von der Metternichs auch abwich: in diesem Punkte dachte er, als wäre er ein gelehriger Schüler des alten Staatskanzlers. Ganz wie einst dieser betrachtete auch er die Türkei als eine Art Noli me tangere, an das kein österreichischer Staatsmann rühren sollte. Morsch und entkräftet, wie sie war, schien sie ihm für die Monarchie just der richtige Nachbar, von dem kein Angriff zu befürchten war.

Wie Metternich sah darum auch er in der möglichst langen Erhaltung der Türkei das erste Gebot für die Orientpolitik Österreich-Ungarns.

So führte eine wunderliche Ironie des Schicksals den Magyaren Andrássy, den frühern Rebellen und nunmehr liberal gesinnten Staatsmann, im Hinblick auf die Türkei zum selben Standpunkt wie einst den altösterreichischen Erzreaktionär Metternich.

Die Beweggründe freilich waren, von dem eben genannten gemeinsamen Motiv abgesehen, bei beiden wesentlich verschieden:

Bei Metternich war es sein grundsätzlicher Konservatismus, der ihn jede Art Umsturz perhorreszieren ließ, sowie seine Überzeugung, daß der Schwerpunkt der Politik Österreichs im Abendland ruhe, nicht im Morgenlande.

---

[1]) „46 Jahre", Bd. II, S. 228.

Bei Andrássy dagegen war es vor allem der Magyare in ihm, der seine Haltung gegenüber der Türkei beeinflußte. Als solcher sah er in den Südslawen gefährliche Gegner des Magyarentums. Eine Stärkung der slawischen Balkanvölker auf Kosten der Türkei, wie sie deren Zerfall zur Folge haben mußte, erschien ihm daher durchaus unerwünscht, und sie hintanzuhalten eine Hauptaufgabe seiner Orientpolitik. Auch ein persönliches Motiv dürfte bei ihm mitgespielt haben: eine gewisse Dankbarkeit dafür, daß ihm die Türkei, als er, ein Geächteter, bei ihr Schutz vor seinen Verfolgern gesucht, eine Zufluchtsstätte geboten hatte.

Diese wohlwollende Konservierungspolitik gegenüber der Türkei war bei Andrássy aber keineswegs so folgerichtig wie bei Metternich. Während es bei diesem, der die Hauptaufgabe Österreichs in Deutschland und Italien sah, demnach nur selbstverständlich war, daß seine Orientpolitik einen zurückhaltenden Charakter hatte, stand dies bei Andrássy in einem merkwürdigen Widerspruche zu seiner Abkehr von der traditionellen Deutschlandpolitik Österreichs und seinem Bestreben, die politische Zukunft der Monarchie auf dem Balkan zu suchen. Sollte die von ihm inaugurierte Balkanpolitik dieser einen vollwertigen Ersatz für den Verlust ihrer Stellungen in Deutschland und Italien bieten, so mußte sie natürlich einen aktiven Charakter haben. Eine aktive Balkanpolitik vertrug sich aber mit dem Grundsatze Andrássys, den Besitzstand der Türkei zu erhalten, nur schlecht oder eigentlich gar nicht, denn sie mußte just das anstreben, was dieses politische Dogma perhorreszierte. Andrássys Balkanpolitik krankte demnach von allem Anfang her an einem logischen Zwiespalt, der sich nicht überbrücken ließ, oder doch nur durch eine dürftige Notbrücke.

Wertheimer, der Verteidiger dieser Politik, rühmt nichtsdestoweniger gerade deren weitblickende Klugheit, die der Monarchie jedes gefährliche Experiment habe ersparen und in Ruhe abwarten wollen, bis ihr die reife Frucht von selber in den Schoß fallen würde. Sieht man davon ab, daß die spätern Ereignisse auf dem Balkan die der Politik Andrássys zugrunde liegende Absicht völlig vereitelten, so könnte man die Anerkennung, die Wertheimer dieser Politik zollt, immerhin gelten lassen; aber doch nur, wenn Andrássy sich bloß auf das Warten beschränkt hätte. Er tat dies jedoch nicht, sondern suchte vielmehr den Zeitpunkt, da die Frucht vom Stengel fallen werde, möglichst hinauszuschieben. In einer Politik aber, deren Bestreben es ist, den Eintritt des Erfolgs zu verzögern,

statt zu beschleunigen, kann doch nur kritiklose Voreingenommenheit etwas besonders Rühmliches sehen. Einem unbefangenen Beurteiler muß sie nicht nur passiv erscheinen, sondern noch schlimmer: geradezu widersinnig.

*

Daß Andrássy bei solcher Auffassung seiner Orientpolitik von den Annexionsabsichten der Militärkreise nichts wissen wollte und seinen ganzen Einfluß beim Kaiser aufbot, um sie zu vereiteln, war nur selbstverständlich. Dank der hohen Meinung, die Franz Josef von ihm hatte, gelang ihm das auch; ein Erfolg, der für ihn um so höher anzuschlagen ist, als der Kaiser ja, wie schon erwähnt, mit den Annexionsplänen seiner Generale lebhaft sympathisierte. Offenbar hatte er es verstanden, dem Monarchen die Gefahren, die ein aktives Vorgehen auf dem Balkan im Gefolge haben würde, so beredt zu schildern, daß dieser, eingedenk der schmerzlichen Erfahrungen von 1866, Bedenken trug, sein Reich neuerdings ernsten Erschütterungen auszusetzen. So erklärte er sich denn mit dem Orientprogramm Andrássys einverstanden, dessen Ziel es war, „die Türken nicht aus den beiden Provinzen zu verdrängen, sie vielmehr so lange als möglich dort durch Erteilung von Ratschlägen und Anempfehlung von Reformen zu stützen, im gegebenen Moment jedoch an deren Stelle zu treten, falls es ihnen an der Kraft mangle, ihre Position selbst zu verteidigen.“ [1])

Diesen Worten zufolge rechnete Andrássy trotz seiner Abneigung gegen eine Besetzung Bosniens doch mit dieser Möglichkeit, weil er es mit Rücksicht auf die Zustände daselbst eben tun mußte. So wenig Verlangen er auch nach einer Vermehrung des slawischen Elements in der Monarchie trug, weil er hiervon eine Schwächung des magyarischen Einflusses besorgte, so blieb ihm, wenn die Türkei zerfiel, doch nichts anderes übrig, wofern er nicht mit ansehen wollte, wie Bosnien in die Hände Serbiens und die Herzegovina in die Montenegros fielen. Ein derartiges Anwachsen der slawischen Macht auf dem Balkan durfte er nicht zulassen, nicht als Magyare und nicht als leitender Staatsmann der Monarchie, denn das hätte eine schwere Niederlage gegenüber Rußland bedeutet und den völligen Verzicht Österreich-Ungarns

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy“, Bd. II, S. 260 f. Nach einer ungedruckten Denkschrift über die bosnische Okkupation.

auf eine führende Rolle im europäischen Orient. Nichts aber lag ihm, trotz seiner Abneigung gegen ein aktives Eingreifen auf dem Balkan, ferner als ein solcher Verzicht. Er wollte den Einfluß der Monarchie daselbst im Gegenteil mit aller Kraft heben, denn er schien ihm noch viel zu gering, was ihn nicht wenig verdroß. „Schon der bloße Gedanke empörte ihn, daß beim eventuellen Eintritt des Zerfalles der Türkei der Zar ohne Rücksicht auf die Monarchie für sich das Recht beanspruchen könnte, eigenmächtig über das Geschick der Untertanen des Osmanischen Reichs zu entscheiden. Jedesmal trieb es ihm das Blut ins Gesicht, wenn er vom Herrscher aller Reußen als dem alleinigen Beschützer der christlichen Bevölkerung der Türkei sprechen hörte.“ [1])

Besonders auf der Orientreise, die er als Begleiter des Kaisers anläßlich der Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869 unternommen, hatte er Gelegenheit gehabt, den geringen Einfuß festzustellen, den Österreich-Ungarn in der Levante besaß. Seinem Unmut darüber machte er in einem während dieser Reise geführten Tagebuche Luft. Er schrieb darin:

„Das Allersonderbarste ist es wohl, daß bei Erwähnung des Orients es niemand in den Sinn kommt, auch jener Monarchie zu gedenken, die einst im Osten das meiste Blut vergossen und durch ihre Interessen ganz besonders dazu berufen erscheint, dort ihr Wort in die Wagschale zu legen. Ungarn war unter der Herrschaft der ungarischen Könige die im Orient am meisten bekannte Macht, vor der man sich, seitdem es zu einem der größten Staaten Europas emporwuchs, gewaltig fürchtete. Nun hat die österreichisch-ungarische Monarchie das geringste Ansehen im Osten.“ [2])

Um den Einfluß der Monarchie auf dem Balkan zu stärken und den Rußlands zu schwächen, schien es ihm geboten, ihr die Sympathien der Südslawen zu verschaffen, die, schon im Banne Rußlands, im Begriffe waren, völlig zu Vasallen des Zaren zu werden. Um sie an Österreich-Ungarn zu fesseln, war er sogar bereit, ihnen im Falle des Zusammenbruchs der Türkei territoriale Zugeständnisse zu machen. Mollinary gegenüber, dem damaligen Kommandierenden in Kroatien, äußerte er sich hierüber im November 1871 folgendermaßen:

„Wir wollen dort (im Orient) nicht durch Kriege, sondern nur in friedlicher Weise Eroberungen machen, und diese auf die nordwestlichen Teile Bosniens sowie die nördlichen der Herzegovina beschränken; den östlichen

---

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy“, Bd. I, S. 457.
[2]) Ebenda, S. 457.

Strich Bosniens — ‚Fetzen an der Drina' nannte er ihn — aber den Serben und den südlichsten Teil den Montenegrinern überlassen." [1])

So ungefähr dachte sich Andrássy die Besetzung Bosniens und der Herzegovina für den Fall, daß sie unerläßlich werden sollte.

VII

Beschwichtigungsversuche

Die Nachrichten aus der Herzegovina lauteten immer bedenklicher. Graf Andrássy ließ sich hierdurch aber nicht bewegen, aus seiner Zurückhaltung herauszugehen, und erteilte der k. u. k. Vertretung in Konstantinopel die ausdrückliche Weisung, die Vorgänge in der Herzegovina als interne Angelegenheiten der Türkei zu betrachten und sich jeder Einmischung zu enthalten, die Pforte im übrigen aber wissen zu lassen, daß Österreich-Ungarn nur eines wünsche: die Erhaltung der Ruhe. [2])

Dieser Wunsch sollte ihm aber nicht in Erfüllung gehen, denn in Petersburg dachte man darüber wesentlich anders. Man hoffte die Unruhen in der Türkei zur Einmischung in deren Angelegenheiten benützen zu können, um wieder einmal einen Versuch zu machen, das „Testament Peters des Großen" zu vollstrecken. Man äußerte daher die „Besorgnis", die Pforte werde aus eigener Kraft nicht imstande sein, mit den Rebellen fertig zu werden; es würde sich darum ein gemeinsamer Schritt der Regierungen Rußlands, Österreich-Ungarns und Deutschlands bei der Pforte empfehlen, um sie zu größerer Willfährigkeit gegenüber den berechtigten Wünschen der Balkanchristen zu veranlassen.

Graf Andrássy wollte hierauf nicht eingehen und schlug eine Verständigungsaktion vor, derzufolge die Konsularvertreter der Mächte auf die Insurgenten einwirken und zwischen ihnen und der Pforte ein Einvernehmen herstellen sollten. Dieses Unternehmen sollte aber nicht kollektiven Charakter haben, um nicht wie eine Einmischung in die Angelegenheiten der Türkei auszusehen und dadurch deren Selbstgefühl zu verletzen sowie gegen den Geist des Pariser Friedens von 1856 zu verstoßen.

Der Vorschlag wurde von den Mächten auch angenommen, von England allerdings nur zögernd. Selbst die Pforte überwand

---

[1]) Freiherr v. Mollinary, „46 Jahre", Bd. II, S. 257.

[2]) Rotbuch 1878, S. 97. Graf Andrássy an Freiherrn von Herbert in Konstantinopel, 10. Juli 1875.

schließlich ihre Bedenken und sandte den Staatsratspräsidenten Server Pascha als kaiserlichen Kommissär nach Mostar, damit er dort im Einvernehmen mit den Konsularagenten der Mächte mit den Insurgenten verhandle.

Welche Zustände die Konsularvertreter bei ihrer Fahrt durch das Insurrektionsgebiet vorfanden, darüber gibt der ausführliche Bericht des Generalkonsuls Wassitsch an Graf Andrássy Aufschluß. Da heißt es unter anderem:

„Seit nahezu zwei Monaten herrscht auf dem flachen Lande und in den vom türkischen Militär nicht okkupierten Orten der Herzegovina die greulichste Anarchie. Banden von Christen und Mohammedanern durchziehen das Land, die einen als Insurgenten, die anderen als deren Verfolger. Beide brandschatzen die eigene Partei und rauben, morden und brennen in den Dörfern der Gegend. Der eingeschüchterten friedlichen Bevölkerung blieb nur übrig, je nach ihrem Parteistandpunkt, entweder in mit Truppen besetzte Ortschaften zu entfliehen oder in die Berge, wohin sich die mohammedanischen Banden nicht wagen, oder über die österreichisch-ungarische Grenze. Letztere sind sehr zahlreich und leben vorzüglich von der Mildtätigkeit der k. u. k. Regierung und der dalmatinischen Bevölkerung. Viele Flüchtlinge haben die Herden auf österreichisches Gebiet gerettet, wo sie dem einheimischen Nutzvieh die geringe Weide entziehen und großen Wassermangel leiden."[1])

Was für Erfahrungen die Konsularvertreter auf ihren Fahrten mit den Insurgenten machten, geht aus einem andern Telegramm Wassitschs an seinen Chef hervor:

„Gestern Unterredung mit Insurgentenchefs des Bezirks Stolac, heute mit dreißig Anführern ihrer Banden auf türkischem Gebiet bei Glusce, Vorstellungen vergeblich. Die Bewaffneten sind aus allen Gegenden der Herzegovina, sowohl Katholiken als Orthodoxe. Sie wollen unter keiner Bedingung auf türkischem Gebiete mit Pfortenkommissär unterhandeln. Fürchten Fanatismus der Moslims. Haben kein Vertrauen in Verheißungen der Pforte. Elend und Verzweiflung groß. Volle Anarchie und Unordnung im Lande. Morgen Fortsetzung, Mission nach Popovo, Bezirk Trebinje."[2])

Auf dieses Mißtrauen und diesen Widerstand stießen sie mehr oder weniger überall, und so kam es, daß die ganze Verständigungsaktion trotz aller aufgewendeten Mühe resultatlos im Sande verlief. Auch der Irade des Sultans vom 2. Oktober, in dem die Pforte ihren guten Willen zu bekunden suchte und der den Bewohnern Bosniens und der Herzegovina eine Reihe von Zugeständnissen machte, Steuererleichterungen, Religionsfreiheit, Verbesserungen in der Rechtspflege u. a. m., vermochte an der Erfolglosigkeit der ganzen Aktion nichts zu ändern.

---

[1]) Rotbuch 1878, S. 115, d. dat. Mostar, 6. September 1875.

[2]) Rotbuch 1878, S. 122, d. dat. Trebinje, 13. September 1875.

Daß die Bosniaken und Herzegovzen allen Glauben an türkische Reformverheißungen verloren hatten, konnte man ihnen keineswegs verdenken, sie waren schon zu oft enttäuscht worden; auch die Erbitterung, die sie erfüllte, ließ sich begreifen: aber die verbissene Halsstarrigkeit, die sie allen Versuchen, sie umzustimmen, entgegensetzten, hatte noch einen andern Grund, ohne den sie sich vermutlich versöhnlicher gezeigt hätten: sie besaßen einen Rückhalt an Serbien, Montenegro und nicht zuletzt an Rußland, an demselben Rußland, das sich um die Ruhe auf dem Balkan offiziell so besorgt zeigte, heimlich aber alles tat, sie zu stören.

In allen drei Ländern schürte und wühlte der panslawistische Gedanke mit glühendem Eifer. Bei Montenegro kam aber noch ein besonderer Umstand dazu, der die Haltung seines Fürsten begreiflich machte: das kleine und selber arme Land war mit Flüchtlingen überschwemmt, die dort bei ihren Stammesgenossen eine Zuflucht suchten, und hatte unter dieser Last nicht leicht zu tragen. Es war daher sehr wohl zu verstehen, daß Fürst Nikolaus den Grafen Andrássy geradezu beschwor, die Rückkehr der Flüchtlinge zu ermöglichen, die ihm und seinem Volke so schwer auf der Tasche lagen.

Bei Serbien dagegen gab es eine derartige Entschuldigung nicht. Hier war es bloß die panslawistische Siedehitze, die den Leuten die Köpfe rauchen machte und darin Wünsche entzündete, die nicht nur für die Türkei, sondern auch für Österreich-Ungarn eine Gefahr bedeuteten, denn nicht nur nach dem Süden, nach Altserbien, schweiften diese Wünsche, sondern auch nach dem Westen, nach Bosnien. Dieses sollte an Serbien, die Herzegovina an Montenegro fallen, so war es im Rate der Panslawisten beschlossen worden.

Graf Andrássy hatte den noch jugendlichen Fürst, der ihn gelegentlich eines Aufenthaltes in Wien während des Sommers daselbst aufgesucht, nachdrücklich auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die die Belgrader Hetzpartei über das eigene Land und selbst über ganz Europa heraufbeschwören konnte, wenn sie nicht endlich aufhörte, mit dem Feuer zu spielen. Aber seine Worte waren in den Wind gesprochen.

Die Haltung Serbiens wurde im Gegenteil immer herausfordernder, so daß sich — Rußland bemüßigt fühlte, ihm einen Dämpfer aufzusetzen und eine kollektive Warnung der Mächte in Belgrad zu veranlassen, 6. Oktober.

Graf Andrássy versuchte dem Umsichgreifen des Brandes auf dem Balkan nun in anderer Weise zu steuern. Er ließ einen umfangreichen und eingehenden Reformplan ausarbeiten, der die so verhängnisvollen Übelstände im Verhältnis der Christen und Moslims beseitigen sollte.

Die Pforte, von seiner Absicht offenbar unterrichtet und von dieser Bevormundung wenig erbaut, beeilte sich, ihm zuvorzukommen, und veranlaßte den Sultan Abd-ul-Asis zur Herausgabe eines Fermans, der Reformen für das gesamte Ottomanische Reich anordnete, 12. Dezember 1875.

Andrássy, hiervon zweifellos ebenso unangenehm berührt wie der Sultan durch seine Reformabsicht, ließ sich dadurch in dieser aber nicht irremachen und veröffentlichte am 30. Dezember die im Einvernehmen mit der russischen und deutschen Regierung hergestellte große Zirkularnote an die Kabinette von London, Paris und Rom. Sie enthielt folgende Hauptpunkte: Vollständige Glaubensfreiheit, Abschaffung der Steuerverpachtung, die gesetzliche Garantie, daß die Steuereingänge für das Land (Bosnien und Herzegovina) selbst verwendet würden, Verbesserung der Agrarverhältnisse und Einsetzung einer aus Muselmanen und Christen bestehenden Kommission zur Überwachung dieser Reformen. Im Grunde war diese Note also nicht viel anderes als eine Wiederholung des im Hatti-Humajun von 1856 aufgestellten Reformprogramms.

Andrássy versprach sich merkwürdigerweise wirklich einen Erfolg von dieser Aktion, obwohl er sich im Hinblick auf die Nichteinhaltung des Hatti-Humajun hätte sagen können, daß ein von den christlichen Mächten inaugurierter Reformvorschlag doch noch weniger Aussicht auf Verwirklichung haben werde als ein vom Sultan selber veranlaßtes Edikt. Erfahrenere Kenner der Balkanverhältnisse, als er es war, gaben sich über den Wert dieses gut gemeinten Versuchs auch keinen Illusionen hin. So erwiderte ihm Mollinary, dem gegenüber er nicht müde wurde, die unfehlbare Wirkung seiner Reformpläne zu demonstrieren: „Exzellenz! Ihre Reformen werden vielleicht hier und dort in der Ferne vage Hoffnungen und Beruhigungen bewirken, den christlichen Rajah und ihren die Verhältnisse genau kennenden Freunden aber nur die Klage entlocken: Graf Andrássy kennt entweder die wirklichen Verhältnisse nicht, oder aber er schließt absichtlich die Augen darüber, um nicht helfen zu müssen.“[1])

---

[1]) „46 Jahre“, Bd. II, S. 296.

Die Aufnahme, die die Reformnote bei den Mächten fand, war geteilt: Frankreich und Italien erhoben keine Einwände, wohl aber England, das sich längere Zeit sträubte, mitzuhalten. Die Pforte erklärte sich im allgemeinen mit den Forderungen einverstanden, bis auf die ausschließliche Verwendung der direkten Steuern für Bosnien und die Herzegovina, die sie entschieden ablehnte.

Am übelsten fuhr das Reformprojekt bei den Insurgenten: Die Mohammedaner wollten von der Gleichstellung der Christen mit ihnen nichts wissen; diese wieder wollten an die Durchführung der Reformen durch die ottomanischen Behörden durchaus nicht glauben.

So versagte denn die mit soviel Zuversicht und Wichtigkeit inszenierte Reformaktion ebenso vollständig wie der frühere Pazifizierungsversuch mit den Konsuln.

Das Debüt Graf Andrássys auf der Balkanbühne war mißglückt, bestenfalls konnte man euphemistisch von einem „succès d'estime" sprechen. Das Bandenunwesen, die Kämpfe und Überfälle in der Herzegovina nahmen ihren Fortgang, und nicht minder die Massenflucht der Insurgenten auf österreichisch-ungarisches Gebiet, namentlich nach Dalmatien. Ragusa glich damals, Frühjahr 1876, einem Insurgentenheerlager.[1])

Auch die Verhandlungen, die Feldzeugmeister Baron Rodich mit den Insurgenten im Frühjahr in Ragusa und in der Sutorina führte, blieben erfolglos.

Die Insurgenten beanspruchten für ihr Volk wenigstens den dritten Teil des Bodens, die Reduzierung der türkischen Besatzungen auf bloß sechs Plätze, den Aufbau der verbrannten Kirchen und Häuser, Nahrungsmittel für ein Jahr, Befreiung von allen Abgaben vom Tage der Heimkehr an. Ferner sollten die Christen die Waffen nicht niederzulegen brauchen, ehe dies von seiten der Mohammedaner geschehen und bis das Reformprojekt durchgeführt sei. Schließlich sollten in den erwähnten sechs Garnisonsorten österreichische und russische Agenten für die Durchführung der Reformen garantieren.

Daß derartige Forderungen nicht die geringste Aussicht hatten, von der Pforte berücksichtigt zu werden, lag auf der Hand; sie waren wohl eben darum so hoch hinaufgeschraubt worden, denn die Insurgenten wollten den völligen Bruch mit der Pforte. Dafür sorgten schon die Einflüsse von außen.

Aber noch wollte man die Löschversuche auf dem Brandplatz im Balkangebiete nicht aufgeben, und diesmal war es das

---

[1]) Dr. Josef Kötschet, „Aus Bosniens letzter Türkenzeit", Wien und Leipzig 1903, Hartleben, S. 24.

russische Kabinett, das die Leitung der neuen Aktion übernahm; sei's nun, daß es, von der Nutzlosigkeit aller weitern Versuche im voraus überzeugt, nur zeigen wollte, daß es kein Mittel unversucht gelassen habe, zur Pazifizierung der Balkanslawen das Seine zu tun; sei's, daß es dadurch seine heimlichen Intrigen auf dem Balkan verschleiern und den so begründeten Verdacht entkräften wollte, es wirke der Friedensaktion hinter der Szene entgegen.

Im Mai 1876 begaben sich Fürst Gortschakow und Graf Andrássy nach Berlin und arbeiteten dort ein Memorandum aus, das, nach seinem Ursprungsorte benannt, am 12. Mai veröffentlicht wurde und folgende Punkte enthielt: Lieferung von Baumaterial und Lebensmitteln von seiten der Pforte an die Christen in der Herzegovina; Verteilung dieser Mittel durch eine Kommission unter Vorsitz eines herzegovinischen Christen; Erlaubnis des Waffentragens auch für die Christen; Überwachung dieser Maßnahmen durch die Konsularvertreter der Mächte. Die Note schloß mit einer Drohung an die Adresse der Pforte, wonach im Falle der Nichtdurchführung dieser Vorschläge wirksame Mittel („mesures efficaces") angewendet würden.

Während die Minister der drei Kaisermächte in Berlin beisammen saßen und diese Mittel zur Pazifizierung des Aufstandes ersannen, trugen sich in der Türkei furchtbare und bedeutsame Ereignisse zu:

In Bulgarien war der schon lange gärende Haß gegen die Mohammedaner losgebrochen und machte sich in schändlichen Greueltaten Luft. Namentlich die Ortschaften Otlukköj (bulgarisch Panagyurište) und Awretalan (Koprivstitza) waren die Stätten dieser Untaten.

Gleichzeitig mit diesen Alarmnachrichten kam die Hiobspost aus Saloniki, daß daselbst der deutsche und französische Konsul, Abbott und Moulin, von der fanatisierten mohammedanischen Menge erschlagen worden seien, 6. Mai.

Wenige Tage später fand in Konstantinopel eine stürmische Massenkundgebung der Ulemas und Softas gegen den durch seine russophile Politik verhaßten Großvesir Mahmud Pascha statt, die zu seinem, des Kriegsministers und des Scheich ul Islams Sturze führte. An ihre Stelle traten Rüschdi Pascha als Großvesir, Hussein Avny Pascha als Kriegsminister und Chairullah Efendi als Scheich ul Islam.

Unter diesen blutigen Auspizien erblickte die neue Friedensaktion das Licht der Welt.

Auch die Ereignisse, die ihrer Veröffentlichung folgten, wollten zu ihrer Tendenz ganz und gar nicht stimmen.

Am 30. Mai wurde Sultan Abd-ul-Asis des Thrones entsetzt und der älteste Sohn des vorletzten Sultans, Abd-ul-Medschid, als Murad V. zum Sultan erhoben.

Wenige Tage später erhielt Europa die Nachricht vom „Selbstmord" des abgesetzten und gefangen gehaltenen Abd-ul-Asis.

Dieser Bluttat folgte eine neue fast auf dem Fuße: Am 15. Juni wurden die Minister des Kriegs, Hussein Avny Pascha, und des Äußern, Reschid Pascha, in der Ministerratssitzung von einem tscherkessischen Offizier ermordet, wodurch die Erregung in Konstantinopel und die allgemeine Spannung auf dem Balkan nur noch mehr gesteigert wurde.

Am 22. Juni richtete Fürst Milan eine Note an die Pforte, worin er an sie das in seiner Dreistigkeit fast komisch wirkende Ansinnen stellte, sie solle ihre Truppen von der serbischen Grenze zurückziehen und es ihm überlassen, mit seinem Heere in Bosnien Ordnung zu machen!

Als sie beides natürlicherweise ablehnte, überschritten die serbischen Truppen am 2. Juli die türkische Grenze an drei Punkten. Gleichzeitig erfolgte die Kriegserklärung Montenegros an die Pforte. Der von den Mächten, ganz besonders von Österreich-Ungarn und England besorgte Krieg war da und machte alle Beschwichtigungsversuche zuschanden.

VIII

Von Reichstadt nach Konstantinopel

Angesichts dieser Vorgänge fühlten die dadurch in Mitleidenschaft gezogenen Herrscher von Österreich-Ungarn und Rußland das Bedürfnis, sich über die Haltung zu besprechen, die sie gegenüber der immer bedrohlicher werdenden Situation einnehmen sollten.

Eine solche Verständigung mußte ihnen um so wünschenswerter erscheinen, als die Gegensätze in der Auffassung der Balkanvorgänge und der vorzunehmenden Maßnahmen zwischen ihren beiden Kabinetten immer schärfer hervortraten und nicht nur das Dreikaiserbündnis zu sprengen, sondern auch zu einem folgenschweren Konflikte auszuarten drohten.

Das wichtigste Moment in dem Gegensatze zwischen Andrássy

und Gortschakow war dessen Absicht, Bosnien und die Herzegovina zu einem autonomen Staate zu machen, wogegen sich jener energisch sträubte, weil er wohl wußte, daß der Ausdruck „autonomer Staat" nur ein irreführensollender Euphemismus für Vasallenstaat war und daß die Regierung dieses neuen Staatsgebietes ihren heimlichen Sitz in Petersburg haben würde. So wenig Graf Andrássy aber auch geneigt war, sich dieser zwei türkischen Provinzen ohne zwingenden Anlaß zu bemächtigen, so wenig war er anderseits auch gewillt, sie dem Einflusse Rußlands zu überlassen. War ihre Loslösung vom Ottomanischen Reiche unerläßlich, dann sollten sie an Österreich-Ungarn fallen, nicht eine russische Dependenz werden.

Ebensowenig wie auf den Autonomieplan Gortschakows wollte er auf dessen sonderbare Zumutung eingehen, die Monarchie solle sich jeder Intervention auf dem Balkan enthalten, denn er hatte begreiflicherweise keine Lust, mit ergeben gefalteten Händen zuzusehen, wie Rußland mit Hilfe seiner zwei Trabanten, Serbien und Montenegro, sowie der bulgarischen Rebellen sich auf dem Balkan häuslich einrichtete.

Unter solchen Umständen war eine persönliche Aussprache der beiden Herrscher im Interesse des Friedens sicherlich sehr angezeigt.

Sie erfolgte auf dem kaiserlichen Schlosse von Reichstadt (Nordböhmen), wo Zar Alexander mit Gortschakow und Kaiser Franz Josef in Begleitung Andrássys am 8. Juli zusammenkamen. Außer ihnen war noch Herr v. Novikow, der russische Botschafter in Wien, zugegen.

Man gelangte zu einer Vereinbarung, deren Inhalt bis zur jüngsten Zeit in ein ungewisses Halbdunkel gehüllt war, da sie nur als mündliche Abmachung, nicht als Staatsvertrag betrachtet und darum auch nicht veröffentlicht wurde.[1])

Man zog bei dieser Unterredung zwei Möglichkeiten in Betracht: siegte die Türkei über ihre Gegner, so sollte der territoriale

[1]) Eine authentische Darstellung hat zuerst Dr. v. Wertheimer in seiner großen Andrássy-Biographie gegeben, nachdem er in eine in Reichstadt aufgesetzte, von Andrássy beglaubigte Kopie des „Résumés" hatte Einsicht nehmen dürfen. In dem Kapitel „Die Entrevue von Reichstadt" des erwähnten Werks, Bd. II, S. 294—330, wird dieses Thema ausführlich behandelt. Es scheint aber auch Dr. Fournier in dieses Dokument ein Einblick gestattet worden zu sein, denn seine Angaben über dessen Inhalt im Kapitel „Reichstadt" seiner Studie „Wie wir zu Bosnien kamen" decken sich vollständig mit der einschlägigen Darstellung im genannten Buche Dr. v. Wertheimers.

Statusquo wiederhergestellt werden; unterlag sie, so sollten folgende Änderungen an dem Bestande des türkischen Reichs vorgenommen werden:

Serbien erhielt die westlichen Bezirke Bosniens und Teile des Sandschaks Novibazar, Montenegro die angrenzenden Gebiete der Herzegovina und den Hafen von Spizza. Der übrige, weitaus größere Teil dieser Länder fiel an Österreich-Ungarn. Rußland nahm sich das südliche Bessarabien und Gebiete am Schwarzen Meere. Griechenland wurde mit Thessalien und der Insel Kreta bedacht; Bulgarien, Rumelien und Albanien sollten unabhängige autonome Staaten, Konstantinopel mit seinem Hinterlande eine freie Stadt werden.

Im übrigen sollten beide Mächte zunächst den Vorgängen auf dem Balkan gegenüber neutral bleiben ...

So taten Kaiser Franz Josef und Zar Alexander II. in Reichstadt dasselbe, was ihre Vorfahren Franz und Nikolaus 43 Jahre früher in Münchengrätz, Josef II. und Katharina II. vor nahezu hundert Jahren in Mohilew und Petersburg getan hatten. Die Reichstädter Zusammenkunft erinnerte aber mehr an die Petersburger als an die Münchengrätzer, denn bei dieser war es nicht zu bestimmten Aufteilungsplänen gekommen, weil Metternich nicht darauf eingegangen war. In einem Punkte freilich unterschied sich die Reichstädter Entrevue sehr wesentlich von der zwischen Josef und Katharina: die Ansprüche Österreichs waren viel bescheidener geworden. Damals hatte es einen Teil der Walachei und das rechte Donauufer von Belgrad bis Nikopolis sowie alles Gebiet nördlich der Linie Belgrad-Drinmündung für sich verlangt: diesmal begnügte es sich mit Teilen von Bosnien und der Herzegovina. Das bedeutsamste Symptom dafür, wie sehr sich das Verhältnis zwischen den beiden Kaisermächten zuungunsten des Habsburgerreichs verschoben hatte ...

Nichtsdestoweniger verließ Kaiser Franz Josef Reichstadt anscheinend sehr befriedigt; wenigstens bemerkte er zu zwei deutschen Abgeordneten, die ihn auf der Rückfahrt in Aussig empfingen und bei dieser Gelegenheit ihre Besorgnis um den Frieden nicht verhehlten: „Ich kehre sehr zufrieden zurück und kann die Herren beruhigen.“ [1])

Die Hoffnungen, die der Kaiser auf die Reichstädter Abmachungen setzte, sollten sich aber nicht erfüllen.

[1]) Gustav Kollmer, „Parlament und Verfassung in Österreich“, Wien und Leipzig 1903, C. Fromme, Bd. II, S. 417.

Während die Montenegriner mit Erfolg gegen die türkischen Truppen fochten, mißlang der im Vertrauen auf Rußland mit so viel Übermut inszenierte Angriff Serbiens auf die Türkei vollständig. Die Serben erlitten eine Niederlage nach der andern, und Fürst Milan sah sich nach einem zweimonatigen Kampfe schon genötigt, an die Hilfe der Mächte zu appellieren, denn die Pforte war nicht geneigt, seinem Ansuchen um einen längern Waffenstillstand zu willfahren, da dieser ihm nur dazu gedient hätte, neue Kräfte zu sammeln, ihr selber aber dadurch, daß sie indessen hätte gerüstet bleiben müssen, schwere Opfer auferlegt haben würde.

Der Notschrei der früher so anmaßenden Serben weckte in Rußland ein stürmisches Echo und trieb Wasser auf die panslawistischen Mühlen, die nun wie toll drauflos klapperten.

Man predigte den Kreuzzug zur Befreiung der unglücklichen „slawischen Brüder" aus dem türkischen Joche, und scharenweise strömten Freiwillige aus dem Zarenreiche zu den Fahnen Serbiens, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Daß die Zahl dieser Freiwilligen kaum so groß gewesen wäre, wenn sie sich nicht aus den Reihen des russischen Heeres reichlich ergänzt hätte, darüber gab man sich in Wien wohl keinen Illusionen hin; stand doch auch ein russischer General, Tschernajew, an der Spitze des serbischen Heeres.

Hand in Hand mit diesen panslawistischen Exaltationen wuchs auch die Erbitterung gegen Österreich-Ungarn, in dem man das schwerste Hindernis für die Verwirklichung der russischen Balkanpläne sah und haßte. „Der Weg nach Konstantinopel führt über Wien": dieses aufreizende Wort des panslawistischen Generals Fadejew wurde zur Parole für die austrophoben Kriegshetzer in Petersburg.

Fürst Gortschakow sah sich genötigt, auf diese Stimmung Rücksicht zu nehmen, um so mehr, als er diese Antipathie gegen Österreich-Ungarn im Grunde seines Herzens ja teilte. Er schlug also zunächst vor, es solle eine Konferenz der Mächte einberufen werden zu dem Zwecke, die Pforte durch einen gemeinsamen Druck zu zwingen, Serbien einen längern Waffenstillstand und billigere Friedensbedingungen zu gewähren. Andrássy lehnte dieses Ansinnen jedoch ab, mit der Begründung, die Dinge auf dem Balkan seien erst in der Entwicklung begriffen; eine europäische Konferenz habe erst dann Zweck, wenn Aussicht auf Herstellung eines bleibenden Zustandes vorhanden sei. Bei dieser Gelegenheit

entschlüpfte ihm auch das pessimistische Geständnis, er habe von allem Anfang an in dieser Sache nur an eine Verpflasterung (replâtrage) geglaubt ... Immerhin zeigte er sich aber trotz dieser Bedenken geneigt, auf die Konferenzidee einzugehen, falls zwischen den drei Kaisermächten vorher eine vollständige Einigung über die zu ergreifenden Maßnahmen erzielt worden sei. Hierzu schienen ihm folgende geeignet: ein Waffenstillstand, der höchstens einen Monat dauern solle; Wiederherstellung der territorialen Integrität Serbiens, eine Grenzberichtigung zugunsten Montenegros; Realisierung der Reformvorschläge vom 30. Dezember 1875 für die insurgierten Gebiete.[1])

Da die Mächte die Einstellung der Feindseligkeiten als wichtigste Vorbedingung zur Schaffung eines leidlichen Modus vivendi auf dem Balkan betrachteten, suchten sie die Pforte zur Gewährung eines Waffenstillstandes zu bewegen; aber auch ihrem vereinigten Drängen setzte Sultan Abd-ul-Hamid II., der Nachfolger des wegen Schwachsinns abgesetzten Murad, hartnäckigen Widerstand entgegen. Von einem längern Waffenstillstande wollte er nichts wissen. Frieden zu schließen war er dagegen geneigt; aber nur unter Bedingungen, die keine Aussicht hatten, angenommen zu werden: Canossafahrt Milans nach Stambul, um dort dem Sultan zu huldigen; Reduzierung des serbischen Heeres auf 10000 Mann und Auflösung der Milizen. Wiederbesetzung der serbischen Festungen durch türkische Truppen; Demolierung der gegen die Türkei errichteten Festungswerke und Verbot, neue zu errichten. Ausbau und Betrieb der Eisenbahn von Alexinac nach Belgrad durch die Türkei; Erhöhung des Tributs um 500000 Gulden jährlich.

Diese hochgespannten Forderungen gestalteten die allgemeine Lage noch kritischer, und der von England kommende, von Rußland eifrig unterstützte Vorschlag, in Bosnien Autonomie einzuführen, machte sie keineswegs besser, denn Andrássy erklärte nachdrücklich, eine Autonomie in Bosnien nicht dulden zu können. „Man möge nicht vergessen," schrieb er an den k. u. k. Botschaftsrat Grafen Wolkenstein in London, „daß wir bei dem wenig erquicklichen Schauspiele der orientalischen Wirren in den vordersten Logen sitzen und daß wir zum mindesten in Bosnien und der Herzegovina die vitalsten Interessen haben — Interessen, die

[1]) Rotbuch 1878, S. 395 ff. Graf Andrássy an Herrn v. Novikow vom 6. September 1876.

wir weder selbst zu ignorieren noch ignorieren zu lassen, sondern vielmehr zur Geltung zu bringen entschlossen sind.“ [1])

Erst die Versicherung der britischen Regierung, daß der Ausdruck „local autonomy“ in ihren Friedensvorschlägen [2]) keineswegs im Sinne der Autonomie Serbiens und Rumäniens, sondern bloß im Hinblick auf Einrichtungen aufzufassen sei, die der Bevölkerung die Kontrolle über ihre eigenen Angelegenheiten ermöglichen sollten: [3]) erst da entschloß sich Andrássy, den britischen Propositionen zuzustimmen. Diese verlangten außer der erwähnten lokalen Autonomie für Bosnien die Garantie für eine ähnliche Einrichtung in Bulgarien und im übrigen die Wiederherstellung des Statusquo.

Während die Mächte mit der Türkei verhandelten, die sich endlich zu einem kurzen, bis 1. Oktober währenden Waffenstillstande bequemt hatte, entschloß man sich in Petersburg zu einem neuen Versuche, Österreich-Ungarn für die eigenen Aufteilungsabsichten zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sandte der Zar Ende September seinen Generaladjutanten Grafen Sumarokow-Elston in besonderer Mission mit einem Schreiben an Kaiser Franz Josef nach Wien.

Es war für diesen und für Andrássy keine frohe Botschaft, die er mitbrachte, denn es war die alte gemeinsame Aufteilungsidee aus der Zeit Katharinas, die der Zar dem Kaiser da als das einzig wirksame Mittel mundgerecht zu machen suchte. Auch dieser Alexander wollte den orientalischen Knoten mit dem Schwert durchhauen wie sein berühmter Namensvetter einst den zu Gordium. Die Truppen Österreich-Ungarns sollten in Bosnien einmarschieren, die Rußlands in Bulgarien. Gleichzeitig sollte eine aus Schiffen aller Mächte zusammengesetzte Flotte in den Bosporus einfahren.

Wie nach der bisher beobachteten Haltung des Wiener Kabinetts nicht anders zu erwarten war und wie man sich's in Petersburg doch hätte denken können, lautete die Antwort Kaiser Franz Josefs vom 3. Oktober 1876, deren Autor Andrássy war, bei aller Höflichkeit doch ablehnend. Österreich-Ungarn sehe den Zeitpunkt für ein bewaffnetes Eingreifen seinerseits noch nicht gekommen; ein gemeinsames Vorgehen mit Rußland sei ihm daher erst dann möglich, wenn die Pforte sich weigere, die von den Mächten verlangten Reformen durchzuführen und die Situation

[1]) Rotbuch 1878, S. 418.
[2]) Ebenda, S. 400, Graf Zichy an Graf Andrássy vom 10. September 1876.
[3]) Ebenda, S. 412. Lord Derby an Sir A. Buchanan vom 16. September 1876.

auf dem Balkan daher unhaltbar werden sollte. Vorläufig jedoch werde sich Österreich jedes bewaffneten Einschreitens enthalten, um so mehr, als es sich von einer bloß temporären Besetzung Bosniens keinerlei Nutzen verspreche. So wenig es aber auch in der Lage sei, sich am Vorgehen Rußlands zu beteiligen, so werde es doch der schwierigen Lage des Zaren Rechnung tragen und sich seinen Absichten nicht in den Weg stellen; doch würde es sich mit Rücksicht auf die eigene Großmachtstellung natürlich genötigt sehen, für alle Fälle bereit zu sein.[1])

Man sollte glauben, Kaiser Alexander hätte aus all den vielen schönen Worten dieses Briefes nur das entschiedene Nein heraushören und auf weitere Kaptivierungsversuche verzichten müssen. Merkwürdigerweise war dies jedoch nicht der Fall. Sei's nun, daß er es wirklich nicht heraushörte oder, was wahrscheinlicher ist, nicht heraushören wollte: genug, er schrieb gleich darauf, 10. Oktober, einen zweiten Brief an Kaiser Franz Josef, worin er seine Überzeugung aussprach, daß die Situation auf dem Balkan unaufhaltsam jenem Zustand entgegentreibe, der die Grundlage zur Ausführung der in Reichstadt getroffenen Vereinbarungen bilde; er sei bereit, im Einvernehmen mit dem Kaiser gleich die Details der vorzunehmenden Schritte zu erörtern.

Gegenüber dieser Hartnäckigkeit sah sich Kaiser Franz Josef in die peinliche Notwendigkeit versetzt, deutlicher zu werden und unumwunden zu erklären, daß er für die Aktion gegen die Türkei nicht zu haben sei, sondern erst deren Zerfall abwarten wolle. Immerhin sei er aber nicht abgeneigt, mit dem Zaren ein Abkommen zu treffen, das ein zwar gleichzeitiges, aber nicht auch gemeinsames Vorgehen auf dem Balkan zum Gegenstand haben solle. Doch müsse diese Konvention geheim bleiben.[2])

Just dies aber wollte der Zar nicht, dem es um eine offene Kriegserklärung Österreichs zu tun war. In seiner Antwort vom 3. November sprach er sein Bedauern darüber aus, daß Kaiser

[1]) Eine ausführliche Angabe des Inhalts dieses Briefes, wenn auch nicht seines Wortlauts, hat bisher nur Dr. v. Wertheimer in seiner Andrássy-Biographie veröffentlicht, Bd. II, S. 341 ff., dessen Mitteilungen der vorliegenden Darstellung zugrunde liegen. Wertheimer führt auch das Urteil des Erzherzogs Albrecht über dieses Schreiben an, der sich Andrássy, dem Verfasser, gegenüber ganz entzückt darüber geäußert und es als ein „wahres Meisterstück" bezeichnet habe, weil es so wahr, klar und aufrichtig sei; eine Ansicht, die offenbar auch die Wertheimers ist, aber nicht eben von vielen geteilt werden dürfte.

[2]) A. Fournier, „Wie wir zu Bosnien kamen", S. 28f.

Franz Josef sich an dem von ihm beabsichtigten Schritte gegen die Türkei nicht beteiligen wolle, doch könne ihn dies nicht abhalten, ihn dennoch zu unternehmen.[1])

Während dieser unfruchtbaren Korrespondenz der beiden Monarchen war der Kampf zwischen Serbien und der Türkei nach einem kurzen Stillstande der Operationen wieder aufgenommen worden, und zwar abermals zum Nachteil der Serben. Die türkischen Truppen eroberten Alexinac, erstürmten Djunis, 30. Oktober, und ihrem Vormarsch auf Belgrad schien kein ernstes Hindernis mehr im Wege zu stehen. In seiner Not wandte sich Milan neuerdings an den Zaren um Hilfe, und die wurde ihm auch sofort zuteil. Kaiser Alexander drohte der Pforte mit dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen, falls sie Serbien nicht unverzüglich den von diesem verlangten Waffenstillstand gewähre. Diese Drohung war aber im Grunde überflüssig, denn die Pforte hatte schon vorher mit Serbien einen zweimonatigen Waffenstillstand abgeschlossen, da sie infolge bedenklicher Unruhen in Albanien selber das Bedürfnis empfand, die Waffen in Serbien einstweilen ruhen zu lassen. In Petersburg gab man sich aber dem Glauben hin, es sei die Drohung Rußlands gewesen, die die Pforte so rasch zum Nachgeben bewogen habe.[2])

Nach langen Verhandlungen kam endlich die von England angeregte Konferenz der Mächte zustande. Sie wurde durch eine „Vorkonferenz" eingeleitet, an der, bezeichnend genug, die Vertreter der Türkei nicht teilnehmen durften. Am 12. Dezember 1876 fand die erste Sitzung statt. Man kam zu folgendem Ergebnis: Für Serbien sollte der Statusquo gelten, außerdem sollte es einen Zuwachs an der Drina erhalten. Montenegro sollte durch angrenzende Teile der Herzegovina und Albaniens entschädigt werden. Hinsichtlich Bulgariens beantragte Ignatiew die Schaffung eines alle Gebiete der Balkanhalbinsel mit vorwiegend bulgarischer Bevölkerung umfassenden Groß-Bulgarien; eine Proposition, die aber von Österreich-Ungarn und England zurückgewiesen wurde, so daß an Stelle dieses einheitlichen bulgarischen Staates deren zwei, mit den Hauptstädten Sofia und Tirnovo, kommen sollten. Für Bosnien, das man wieder mit der Herzegovina zu vereinigen gedachte, sollte ein aus zwei Fünfteln Mohammedaner, ebensoviel orthodoxen Christen und einem Fünftel Katholiken zusammengesetzter

---

[1]) Näheres bei E. v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. II, S. 352.
[2]) A. Fournier, „Wie wir zu Bosnien kamen", S. 30.

Landrat ins Leben gerufen werden; für alle drei Länder je ein Gouverneur, der von den Mächten zu genehmigen, auf fünf Jahre zu wählen sei und in Bulgarien ein Christ sein müsse; türkische Garnisonen sollten bloß in den Festungen und Hauptstädten gehalten werden dürfen; 30 Prozent der Landeseinkünfte sollten an die Banque ottomane abgeliefert, das übrige für das Land selbst verwendet werden. Schließlich sollte eine internationale Kommission die Überwachung der getroffenen Maßnahmen überwachen.

Nachdem in der Vorkonferenz diese Bestimmungen vereinbart worden waren, wurde am 23. Dezember die erste Sitzung der vollen Konferenz abgehalten, an der auch die Vertreter der Türkei teilnahmen. In dieser Sitzung machte Safvet Pascha den versammelten Konferenzmitgliedern zu ihrer nicht geringen Überraschung die Mitteilung, daß der Sultan seine Untertanen mit einer Verfassung bedacht habe.

Wenn sich die Pforte von diesem Coup aber versprochen haben sollte, er werde die Konferenz gegenstandslos machen, so erfuhr sie eine herbe Enttäuschung, denn diese tagte weiter, als wäre nichts geschehen. Sie beschloß zunächst die Verlängerung des am Jahresschlusse ablaufenden Waffenstillstandes bis zum 1. März und legte dann den ottomanischen Vertretern die in der Vorkonferenz getroffenen Abmachungen vor. Als diese auf Widerstand stießen, entschlossen sich die Delegierten der Mächte zu einigem Entgegenkommen in ihren Forderungen und übergaben den türkischen Bevollmächtigten die geänderten Vorschläge als Ultimatum, 15. Januar 1877.

Die Pforte berief hierauf eine große Versammlung von Notabeln, und diese lehnte die Anträge der Mächte einstimmig als unannehmbar ab, wiewohl sich unter den 200 Teilnehmern auch 60 Christen befanden. Das Ansinnen, der Zerstückelung ihres eigenen Vaterlandes ihre Zustimmung zu geben, erschien ihnen allen offenbar so ungeheuerlich, daß sich für diesen Augenblick sogar die konfessionellen und nationalen Gegensätze vereinigten, die einander sonst bekämpften.

Die mit so viel Aufwand an Zeit, Tinte und Druckerschwärze inszenierte Konferenz war nun wirklich gegenstandslos geworden, und die Delegierten der Mächte verließen den Schauplatz ihrer für die europäische Diplomatie nicht gerade rühmlichen Tätigkeit.

IX
Österreich-Ungarn und Rußland

Nach dem Scheitern der Konferenz in Konstantinopel standen die Vertreter Europas ratlos da und wußten sich aus der wenig schmeichelhaften Situation, in die sie da gekommen waren, nicht zu helfen. Fürst Gortschakow gab dieser Ratlosigkeit in einer Zirkularnote vom 31. Januar 1877 an die Mächte Ausdruck, in der er die Frage aufwarf, was man nun zu tun gedenke. Es dauerte aber genau zwei volle Monate, bis die Kabinette endlich so weit waren, in London ein Protokoll aufzusetzen, worin sie von der Pforte Herstellung des Friedens mit Montenegro — mit Serbien hatte diese schon Frieden geschlossen —, Abrüstung und Durchführung der gewissen Reformen verlangten, 31. März.

Die Pforte, durch das ewige Hineinreden der Mächte in ihre Angelegenheiten augenscheinlich — und mit Recht — erbittert, vielleicht auch auf die Uneinigkeit der Mächte spekulierend, lehnte deren Aufforderung in einem Rundschreiben vom 10. April ab, indem sie auf die Zurücksetzung verwies, die für sie darin liege, daß man die Demobilisierung bloß von ihr, nicht auch von Rußland verlange. Im Anschlusse hieran verständigte sie Montenegro, daß der Waffenstillstand nicht verlängert werde.

Damit war für Rußland der große Moment gekommen, wo es den lang und heiß ersehnten Schritt tun konnte: am 24. April 1877 erklärte es der Pforte den Krieg.

So waren denn all die Noten und Zirkulare, die Protokolle und Konferenzen, mit denen sich die europäischen Kabinette gegenseitig überschwemmten, vergeblich gewesen, und die skeptische Prognose Andrássys von der „Replâtrage" ging in Erfüllung. Der Riß war schon zu weit, darum hatte kein Pflaster mehr geholfen. Die panslawistische Kriegspartei in Rußland triumphierte über die vereinten Bemühungen der Mächte.

Rußland durfte getrost ins Feld ziehen; es war dessen sicher, daß es die Türkei allein zum Gegner haben werde. Der Sorge, Österreich-Ungarn könne ihm in den Arm fallen, einer Sorge, von der es trotz Dreikaiserbündnis und stets erneuter gegenseitiger Freundschaftsversicherungen hartnäckig verfolgt worden, war es jetzt ledig, denn es hatte mit der Monarchie eine geheime Konvention abgeschlossen, die es von ihr befreite.

Mit dieser Konvention verhielt es sich folgendermaßen:

Schon seit dem Spätherbst 1876 hatten zwischen Graf Andrássy und dem russischen Botschafter in Wien, Herrn v. Novikow, Verhandlungen über das Verhalten der beiden Mächte zueinander im Fall eines russisch-türkischen Kriegs stattgefunden; aber erst zu Beginn des folgenden Jahres sollten sie, wenigstens teilweise, zum Abschlusse kommen. Am 15. Januar 1877 einigten sich die beiden Kabinette in Budapest dahin, daß Österreich-Ungarn Rußland gegenüber im Fall eines Kriegs wohlwollende Neutralität beobachten und es diplomatisch unterstützen werde. Serbien, Montenegro und der Sandschak Novibazar sollten als neutrale Gebiete betrachtet werden. Den Wunsch Rußlands, mit seinen Truppen auch in Serbien und Montenegro operieren zu können, hatte Andrássy als ganz unannehmbar abgelehnt. Ebenso nachdrücklich hatte er, auf die Reichstädter Konvention gestützt, darauf bestanden, daß die Herzegovina zur Einfluß- und gegebenenfalls Besetzungssphäre Österreich-Ungarns gehöre, was Gortschakow hatte bestreiten wollen.

Demnach war die Konvention nicht ganz so ausgefallen, wie man es in Petersburg gern gesehen hätte, und der Zar hielt mit seinem Unmute darüber auch nicht zurück, fügte sich aber schließlich darein.[1])

Diese Abmachung genügte Gortschakow aber noch nicht, um sich für den Kriegsfall zu versichern, und man kam nach zweimonatigen neuerlichen Verhandlungen überein, ihr noch eine „Convention additionnelle" anzuhängen, die am 18. März in Wien unterzeichnet wurde und die nach dem Kriege zu gewärtigenden Gebietsverteilungen zum Gegenstand hatte. Dieser Vereinbarung zufolge sollte Österreich-Ungarn Bosnien und die Herzegovina erhalten, ausgenommen den Sandschak Novibazar, und zwar nicht nur provisorisch, Rußland aber das südliche Bessarabien. Die Errichtung eines großen slawischen Staates auf dem Balkan sollte ausgeschlossen sein. Im übrigen blieben die Abmachungen von Reichstadt aufrecht. Als Grenze der Einflußsphären Österreich-Ungarns war, wenn auch nicht vertragsmäßig, eine Linie angenommen, die vom Timok zum Vardar bis ans Ägäische Meer reichte, also sich auch über Serbien erstreckte. Die Erwerbungen, die Rußland in Türkisch-Asien zu machen wünschte, wurden auf ausdrücklichen Wunsch Gortschakows nicht erwähnt, ebensowenig die Bestimmung, derzufolge Serbien und Montenegro ihre Grenzen

[1]) E. v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. II, S. 390.

allenfalls bis zum Lim ausdehnen durften. Über den Sandschak Novibazar wollte man sich später einigen.[1])

Die Konvention bot beiden Kontrahenten Vorteile:

Andrássy glaubte sich durch sie gegen die Möglichkeit versichert, daß Rußland auf dem Balkan nach Belieben und zum Nachteil der Monarchie schalte.

Gortschakow dagegen war durch sie gegen den von ihm besorgten Angriff von seiten Österreich-Ungarns geschützt.

Diese Abmachungen in der Tasche, ging Rußland nun an die Bekriegung der Türkei, wobei es sich den Anschein gab, als handelte es im Auftrage Europas, den es hierzu vergeblich angestrebt hatte.

Die Mächte aber beeilten sich, ihre Neutralität zu erklären. Dieselben Mächte also, die 21 Jahre früher in Paris die Garantie für den territorialen Besitz des Ottomanischen Reichs übernommen hatten, sahen ruhig zu, wie Rußland sich anschickte, an dessen Zertrümmerung zu gehen. Nur England bedachte sich hinterdrein eines andern und schränkte, indem es sein Bedauern über das Vorgehen Rußlands aussprach, seine Neutralitätserklärung dahin ein, daß diese nur so lange Geltung habe, als Englands Interessen durch den Krieg ungefährdet blieben und Konstantinopel nicht angetastet werde. Es war also nicht etwa die Rücksicht auf die im Pariser Vertrage gegebene Garantie, die das britische Kabinett zu diesem Schritte bewog, sondern bloß die Sorge um den eigenen Vorteil.

Rußland säumte nicht, in London eine beschwichtigende Erklärung abzugeben, und ließ sich im übrigen in der Verfolgung seines Zieles nicht aufhalten. Ehe die russische Armee die Donau überschritt, machte das Petersburger Kabinett noch einen Vorschlag in London, 8. Juni, worin es sich bereit erklärte, der Pforte den Frieden zu gewähren, falls sie auf folgende Bedingungen einginge: Bulgarien erhält die Autonomie ohne türkische Besatzung und Beamte und wird unter Garantie Europas gestellt; Serbien und Montenegro werden vergrößert; Rußland gelangt wieder in den Besitz des (im Pariser Frieden eingebüßten) südlichen Bessarabien, wofür Rumänien durch die Dobrudscha entschädigt wird; außerdem erhält es in Asien Batum. Bosnien aber und teilweise die Herzegovina kann Österreich-Ungarn nehmen, wenn es dies will.

---

[1]) A. Fournier, „Wie wir zu Bosnien kamen", S. 43 f.

Das britische Kabinett lehnte es jedoch ab, der Pforte die Annahme dieser Vorschläge zu empfehlen, da dies aussichtslos gewesen wäre.

Der Krieg nahm daher seinen Fortgang.

Eine Darstellung dieses Krieges liegt ganz außerhalb der Grenzen des vorliegenden Buchs und kann hier auch nicht in gedrängtester Form gegeben werden. Nur so viel sei darüber bemerkt, daß sich das militärische Ungeschick des russischen Kolosses auch bei diesem Anlasse wieder zeigte. Trotz seiner Übermacht, trotzdem er diesen Krieg selbst gewollt und wahrlich Zeit genug gehabt hatte, sich darauf vorzubereiten; trotzdem ihm schlecht genährte, schlecht gekleidete und schlecht besoldete Truppen gegenüberstanden: waren seine Erfolge zunächst ganz und gar nicht so glänzend, als man es nach dem Mißverhältnis der Kräfte hätte erwarten sollen und als man es in Petersburg anscheinend erhofft hatte. Der Spaziergang nach Konstantinopel, als den man sich, auf die Zerrüttung und Ohnmacht der Türkei bauend, diesen Feldzug erträumt zu haben scheint, gestaltete sich äußerst mühsam, und das dünkelhafte Wort Gortschakows „Wir werden sie mit unseren Mützen totschlagen!“[1]) wollte sich durchaus nicht erfüllen. Die russischen Waffen erfuhren im Gegenteil empfindliche Niederlagen, die wohl noch zahlreicher und gefährlicher gewesen wären, wenn die türkischen Generale bessere Feldherren gewesen und nicht durch die Ungunst des Kräfteverhältnisses und besonders durch die Übelstände im eigenen Heere behindert worden wären.

Die Mißerfolge der russischen Armee fielen um so schwerer ins Gewicht, als ihnen auch noch die Streitkräfte Montenegros und Rumäniens beistanden sowie die bulgarischen Freischaren. Nur auf dem asiatischen Kriegsschauplatze vermochten sie entscheidende Erfolge zu erringen, nachdem sie zuerst auch dort Niederlagen erlitten hatten. In Europa dagegen gerieten sie im Spätsommer in so bedrängte Lage, daß sie, ungern genug, an die Hilfe der bisher mit verletzender Geringschätzung behandelten Rumänen appellierten, die der Pforte den Krieg zwar schon im Mai erklärt, aber sich an den russischen Operationen bisher noch nicht aktiv beteiligt hatten. Dank ihrem energischen Eingreifen unter Fürst Karol gelang es endlich, Osman Pascha, der sich in Plewna mit wahrhaft heroischer Ausdauer nahezu fünf Monate gegen die russische Übermacht behauptet hatte, zur Kapitulation zu nötigen.

---

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy“, Bd. III, S. 4.

Damit trat auch auf dem europäischen Kriegsschauplatze die entscheidende Wendung zuungunsten der Türken ein, die, von vier Feinden bedrängt — auch Serbien hatte nach dem Falle Plewnas wieder zu den Waffen gegriffen —, von den Verlusten und Strapazen des Feldzugs dezimiert, unter der Wucht ihres tragischen Schicksals endlich zusammenbrachen.

Als sie erkannten, daß auch Adrianopel nicht mehr zu halten wäre, baten sie um Waffenstillstand, wurden aber zurückgewiesen, da die Russen, bevor sie sich auf Verhandlungen einließen, möglichst weit vorgerückt sein wollten, um dementsprechend ihre Friedensbedingungen stellen zu können. Erst als ihre Truppen schon vor den Tschataldschalinien standen, gewährten sie der Pforte einen Waffenstillstand, der am 31. Januar 1878 zwischen dem Großfürsten Nikolaus und den türkischen Bevollmächtigten Server Pascha und Namyk Pascha in Adrianopel abgeschlossen wurde, und zwar auf der Grundlage von Abmachungen, die die Gestalt des kommenden Friedens schon in deutlichen Umrissen erkennen ließen. Was Rußland verlangte, war folgendes: Es soll ein großes bulgarisches Reich errichtet werden, das alle Gebiete mit bulgarischer Bevölkerungsmehrheit umfassen wird; Rumänien, Serbien und Montenegro werden unabhängig, die beiden letztgenannten auch entsprechend vergrößert; Bosnien und die Herzegovina sollen autonom werden; Rußland soll Land und Geld erhalten.

Erst durch die Unterzeichnung dieser Friedensbedingungen vermochte die ganz hilflos gewordene Pforte den von ihr schmerzlich ersehnten Waffenstillstand zu erlangen, trotzdem dieser ihr die schwersten Demütigungen auferlegte: Sie mußte nicht nur die Donaufestungen und in Kleinasien Erzerum, sondern auch die Tschataldschalinien räumen und sah ihren Besitz auf das Weichbild von Konstantinopel eingeschränkt, das nur durch eine schmale neutrale Zone vom russischen Heere getrennt blieb.

Als man in Wien von diesen Friedensbedingungen erfuhr — es war noch vor deren Abschluß —, fühlte man sich davon auf das peinlichste berührt, aber nicht eben überrascht, denn man war bereits auf Schlimmes gefaßt. Die Mitteilungen, die der Zar schon Ende November Kaiser Franz Josef gemacht, hatten Böses ahnen lassen.[1]) Jetzt sah man, daß diese Ahnung nicht getäuscht hatte, daß Rußland, da es sich endlich als Sieger fühlen durfte,

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy," Bd. III, S. 56 ff.

augenscheinlich nicht das geringste Bedenken trug, sich über die Verpflichtungen hinwegzusetzen, die es Österreich-Ungarn gegenüber eingegangen war; denn gerade das, worauf Andrássy das größte Gewicht legte und was den Kern der in Reichstadt, Budapest und Wien getroffenen Vereinbarungen bildete, wurde in den Friedensstipulationen von Adrianopel völlig ignoriert. Rußland hatte sich verpflichtet, auf den Trümmern der Türkei keinen großen Slawenstaat zu errichten: und nun wollte es ein Groß-Bulgarien ins Leben rufen; es hatte versprochen, nach dem Zusammenbruche der Türkei auf dem Balkan keine einseitigen Dispositionen zu treffen: und nun traf es dort seine Anordnungen mit absoluter Selbstherrlichkeit; es hatte zugesagt, Bosnien und die Herzegovina Österreich-Ungarn zu überlassen: und nun verfügte es über diese Länder, ohne sich um die Monarchie zu kümmern! Es war, als hätte die Reichstädter Zusammenkunft nie stattgefunden, als wären die geheimen Konventionen nicht vorhanden. Es zeigte sich, daß die russische Politik, wenn sich ihr eine günstige Gelegenheit bot, keine Bedenken kannte und Verträge, die sie binden sollten, unbedenklich in Stücke riß, als wären sie wertloses Papier.

Es war übrigens nicht das erstemal, daß Fürst Gortschakow solche Skrupellosigkeit bewiesen hatte. Schon im Jahre 1870 hatte er die Ohnmacht Frankreichs und die schwierige Lage Österreichs dazu benutzt, eigenmächtig die im Pariser Frieden vereinbarte Neutralität des Schwarzen Meeres zu verletzen und die Zahl der russischen Schiffe in diesem nicht mehr beschränken zu lassen.[1])

Wie damals gedachte er auch jetzt zu handeln.

Allein Graf Andrássy war nicht gewillt, ihn ruhig gewähren zu lassen. Was ihm vor sieben Jahren geglückt war, sollte ihm diesmal nicht gelingen! So groß war die Erbitterung Andrássys über die Tücke und Dreistheit der russischen Politik, daß er ernstlich an Krieg dachte, also just an einen Ausweg, den zu vermeiden er seit Jahren unablässig bemüht gewesen war. In der am 15. Januar 1878 abgehaltenen Ministerkonferenz soll er denn auch geradezu für den Krieg gegen Rußland plädiert haben, was bei der Enttäuschung und Erbitterung, die er über die Perfidie der russischen Politik empfand, psychologisch sehr glaubwürdig erscheint.[2])

---

[1]) In einer Zusatzkonvention des Pariser Friedens von 1856 war bestimmt worden, daß sowohl Rußland als die Türkei nicht mehr als zehn Kriegsschiffe im Schwarzen Meere halten durften.

[2]) v. Wertheimer, „Andrássy," Bd. III, S. 60 ff. — Die Mitteilungen über die kriegerische Haltung Andrássys in dem erwähnten Ministerrate rühren

Zunächst freilich konnte schon mit Rücksicht auf die Jahreszeit — man befand sich noch mitten im Winter — nicht daran gedacht werden, gegen Rußland Krieg zu führen; aber die Möglichkeit, daß es dazu kommen könne, mußte man von nun an im Auge behalten. Die offizielle Mitteilung der Friedensbedingungen, die durch Herrn v. Novikow am 26. Januar erfolgte, war auch keineswegs danach angetan, die Erbitterung zu beschwichtigen, die an den maßgebendsten Stellen der Monarchie gegen Rußland herrschte, denn sie bestätigte nur, was man schon erfahren hatte.

Graf Andrássy beschloß, den Schlag, zu dem Gortschakow gegen ihn ausholte, rasch zu parieren, und richtete an die Mächte, Rußland inbegriffen, eine Zirkularnote, worin er erklärte, Österreich-Ungarn habe sich das Recht vorbehalten, auf die Regelung des zu gewärtigenden Friedensschlusses Einfluß zu nehmen, was Rußland bekannt gewesen und von ihm vollkommen gebilligt worden sei („pleinement apprécié"). Jetzt, nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, scheine ihm der geeignete Moment gekommen, ein Einvernehmen der europäischen Mächte zum Zwecke der notwendigen Änderungen an diesen Bestimmungen herbeizuführen. Er lade daher die Kabinette ein, sich zu einer Konferenz in Wien zu versammeln.[1])

Alle Mächte sagten zu; England unter der Bedingung, daß der ganze Komplex der Friedensbedingungen zur Verhandlung komme und volle Einstimmigkeit erzielt werden müsse, da es sich einem Majoritätsbeschlusse nicht unterordnen wolle. Auch Rußland lehnte nicht ab, obwohl man in Petersburg natürlich nicht darüber im Zweifel sein konnte, welchen Zweck Andrássy mit dieser Konferenz verfolgte; aber man gab sich offenbar der Hoffnung hin, seinen Gegenstoß parieren zu können. Zu diesem Zwecke beeilte man sich, ein Fait accompli zu schaffen, auf das man sich der Konferenz gegenüber berufen und stützen konnte, ließ die russischen Truppen bis nach San Stefano, knapp an das Weichbild Konstantinopels, heranrücken und schloß hier über

vom General der Infanterie Grafen Beck her, der ihm als Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers beigewohnt hatte. Merkwürdigerweise schenkt Wertheimer diesen von ihm ausführlich zitierten Angaben Becks keinen Glauben und bezeichnet sie als „auf einem Mißverständnis" beruhend, offenbar bloß deshalb, weil sie ihm sein Konzept verderben, das Andrássy nun einmal durchaus zum Mann des Friedens stempeln möchte und keine Abweichung hiervon zulassen will. Jeder unbefangene Kritiker wird natürlich der Ansicht Becks beipflichten, der dabei gewesen, und nicht der Wertheimers, der nicht dabei gewesen ist.

[1]) Rotbuch vom 7. April 1877 bis 3. November 1878, S. 61.

den Kopf Österreich-Ungarns hinweg im krassesten Widerspruche zu den in Reichstadt und in der Geheimkonvention getroffenen Vereinbarungen mit der Pforte einen Sonderfrieden. 3. März 1878.

Dieser Vertrag, der hauptsächlich als das Werk des Generals Ignatiew galt, war auf dem Grundriß der Adrianopeler Abmachungen aufgebaut und enthielt folgende Bestimmungen:

Das neue Bulgarenreich sollte den größten Teil der zentralen europäischen Türkei umfassen und sich vom Schwarzen Meer westlich bis an den See von Ochrida, südlich bis ans Ägäische Meer mit dem Hafen von Kavala erstrecken und gegen Konstantinopel bis Lule-Burgas vorrücken. In diesem ganzen Gebiete durften keine türkischen Truppen garnisonieren; wohl aber sollten russische Truppen daselbst so lange bleiben, bis die zu errichtende bulgarische Miliz organisiert war, wofür man zwei Jahre annahm. Während dieser Zeit sollte Bulgarien von einem russischen Kommissär verwaltet werden. Der Fürst sollte vom Volke gewählt und vom Sultan unter Zustimmung der Mächte als Suzerän bestätigt werden. Im Verhältnis nicht geringer war der Landzuwachs Montenegros, das durch Teile der Herzegovina, Albaniens und Altserbiens auf das Dreifache seines Umfangs gebracht werden sollte. Weit spärlicher wurde Serbien bedacht, das die Sandschaks Novibazar und Nisch erhalten, aber anderseits Teile der von seinen Truppen besetzten türkischen Gebiete an Bulgarien abtreten sollte. Rumänien sollte durch die Dobrudscha für die Abtretung Südbessarabiens an Rußland entschädigt werden, das außerdem einen großen Teil Armeniens, Laristan, Ardahan, Bajesid und Batum beanspruchte sowie eine Kriegsentschädigung von 300 Millionen Rubel in barem. Bosnien schließlich sollte eine autonome türkische Provinz werden, die unter Mitwirkung Österreich-Ungarns organisiert werden sollte.

Das war alles, was der Vertrag von San Stefano der Monarchie zugestand. Über seine Tendenz konnte niemand im Zweifel bleiben: Auflösung der Türkei und Russifizierung des Balkangebietes, denn daß das große bulgarische Reich nichts anderes werden sollte als eine russische Dependenz, war fraglos.

Hatten die Stipulationen von Adrianopel die Umrisse des Vertrages von San Stefano auch schon deutlich erkennen lassen, und war man demnach schon auf arge Übergriffe Rußlands gefaßt, so wirkte der Vertrag in dem ausgereiften Zustande, in dem er sich in San Stefano der Welt präsentierte, durch seine protzige Eigenmächtigkeit auf Europa doch wie ein Alarmsignal. Außer den

Bulgaren und Montenegrinern gab es kein Volk und keinen Staat, der, sofern er an der orientalischen Frage unmittelbar beteiligt war, angesichts dieser brutalen Vergewaltigung aller nichtrussischen Interessen nicht erbittert gewesen wäre. Rumänien, das sich mit Recht rühmen durfte, daß Rußland nur seiner Hilfe den endlichen Sieg dankte, empfand es als empörende Ungerechtigkeit, daß Rußland ihm diesen großen Dienst bloß dadurch lohnte, daß es ihm, ohne lang zu fragen, Südbessarabien nehmen wollte. Sollte es auch durch die Dobrudscha dafür schadlos gehalten werden, so war dies eben doch nur ein Ersatz, keine Belohnung.

Kaum minder erbost war man in Serbien, weil man das heißbegehrte Bosnien nicht erhalten sollte.

Und auch in Griechenland herrschte heftiger Unwille gegen Rußland, weil man die Angliederung von Thessalien und Epirus erhofft hatte und, nicht genug an dieser Enttäuschung, noch ruhig zusehen sollte, wie Bulgarien von Griechen bewohnte Gebiete zugewiesen erhielt.

Schwerer als der Groll dieser kleinen Staaten fiel der der beiden Großmächte ins Gewicht, die sich durch diesen Vertrag geschädigt sahen: Österreich-Ungarns und Englands.

Die Haltung des britischen Kabinetts der Türkei gegenüber war in den letzten Jahren nichts weniger als stetig gewesen. Seit dem Krimkriege galt es allgemein als Protektor des türkischen Reichs; als sich aber im Sommer 1876 die Türken gegen die rebellischen Bulgaren unmenschliche Grausamkeiten zuschulden kommen ließen, da hatte sich der öffentlichen Meinung Englands, die sich ja von jeher als Beschützerin der Humanität gefällt, eine heftige Entrüstung über die „bulgarian atrocities" bemächtigt, die sich politisch in einer fast feindseligen Haltung gegenüber der Pforte äußerte, bis die andern „bulgarian atrocities", in denen die Bulgaren nicht eine passive, sondern eine sehr aktive Rolle spielten, dieser Entrüstung einen Dämpfer aufsetzten. Immerhin zeigte sich Lord Salisbury auf der Konstantinopeler Konferenz Rußland noch freundlicher gesinnt als Österreich-Ungarn. Erst als das Zarenreich im Frühjahr 1877 ernst machte und zum Angriff auf die Türkei schritt, erinnerte man sich in London wieder der Beschützerrolle und suchte Österreich-Ungarn zu gemeinsamer Aktion gegen Rußland zu bewegen. So erwünscht dem Grafen Andrássy ein engeres Verhältnis mit England unter den gegebenen Verhältnissen aber auch sein mußte, so hatte er dieses Ansinnen des britischen Kabinetts doch ablehnen zu müssen geglaubt, da er, loyaler

denkend als Gortschakow, sich durch die verschiedenen geheimen Abmachungen mit Rußland für gebunden hielt.[1])

Der Vertrag von San Stefano nun weckte in London neuerdings den Wunsch nach einem Zusammengehen mit Österreich-Ungarn gegen Rußland, und diesmal fand dieser Wunsch in Wien auch ein lebhaftes Echo, denn nachdem Rußland sich über seine Verpflichtungen gegenüber Österreich-Ungarn so rücksichtslos hinweggesetzt hatte, bestand für Graf Andrássy nicht die geringste Veranlassung mehr, sich für gebunden zu halten. Trotzdem kam es nicht zum Abschluß eines Bündnisses zwischen den beiden Staaten, da keiner dem andern recht traute. Andrássy mag dabei hauptsächlich von den Bedenken geleitet worden sein, die ihm die Schwäche der britischen Landmacht einflößte. Was England für einen Krieg auf dem Kontinent an Truppen aufbringen konnte, waren höchstens 70000 Mann, zu denen bestenfalls noch 15000 Mann anglo-indischer Truppen stoßen konnten. Was aber bedeuteten 85000 Mann einem Koloß wie Rußland gegenüber! Die Hauptlast wäre in einem Kriege gegen Rußland unter solchen Umständen somit auf die Monarchie entfallen; eine Aussicht, die auf Andrássy offenbar abschreckend wirkte.

Kam es zwischen Österreich-Ungarn und England aber auch zu keinem formellen Bündnis, so genügte doch schon ihre gegenseitige Annäherung, um in Petersburg lebhaftes Unbehagen zu verursachen, denn durch die Opfer des Krieges geschwächt, fühlte man sich an der Newa nicht stark genug, einen Krieg gegen zwei Großmächte zu wagen, und trachtete, die beiden, jede einzeln, umzustimmen. Zu diesem Zwecke entsandte man den General Ignatiew nach Wien, den General Grafen Schuwalow aber nach London.

Daß man für die Sendung an die Donau just Ignatiew für den geeigneten Mann hielt, war ziemlich unverständlich und jedenfalls taktlos, war es doch gerade sein Kopf gewesen, der den Vertrag von San Stefano ausgeheckt hatte, was ihm bei Graf Andrássy nicht eben als Empfehlung dienen konnte. Aber offenbar hielt man ihn in Petersburg für den gewandtesten Diplomaten, über den man verfügte und den allein man dieser schwierigen Mission gewachsen glaubte.

In Wien halfen ihm aber seine listige Biedermannsmiene und seine aalglatten Überredungskünste sehr wenig. Er erklärte sein

---

[1]) Siehe das interessante Kapitel „Andrássy und England" in Wertheimers Andrássy-Biographie, Bd. III.

Erscheinen mit dem Wunsche Rußlands, die erkalteten Beziehungen zu Österreich-Ungarn wieder freundlicher zu gestalten und sich dessen Wohlwollen für den Fall eines Krieges gegen England zu sichern. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit seines ihm von den Türken gegebenen Beinamens „Vater der Lüge" vollauf würdig, denn er hatte die Stirn, so zu tun, als hätte er den Interessen Österreich-Ungarns in den Stipulationen des Vertrags von San Stefano ohnehin vollauf Rechnung getragen und als begriffe er die Verstimmung nicht, die dieser in Wien hervorgerufen habe. Als ihm Graf Andrássy die den Abmachungen von Reichstadt und Wien geradezu hohnsprechende Schaffung Groß-Bulgariens vorhielt, redete er sich, um eine Ausrede nie verlegen, auf eine Landkarte aus, die der Botschafter Novikow Andrássy gezeigt haben sollte, ohne daß dieser gegen die darauf verzeichnete Gebietsverteilung auf der Balkanhalbinsel Einspruch erhoben hätte; eine Ausflucht, die Andrássy jedoch nicht gelten ließ.[1])

Andrássy machte Ignatiew gegenüber kein Hehl daraus, daß er auf einer Reihe von Bedingungen bestehe, die eine bedeutende Korrektur des Vertrags von San Stefano erforderten. Österreich-Ungarn werde Bosnien und die Herzegovina jedenfalls besetzen, entweder nach dem bevorstehenden Kongresse oder aber, wenn dieser nicht zustande komme, sofort. Auch der Sandschak Novibazar werde bei der Okkupation miteinbezogen werden. Ferner wünsche die Monarchie die Errichtung einer autonomen, von Bulgarien unabhängigen Provinz „Mazedonien". Bulgarien dürfe von den russischen Truppen nicht länger als ein halbes Jahr besetzt gehalten werden und deren Zahl nicht mehr als 20000 Mann betragen. Dagegen stimme er der Einverleibung Bessarabiens an Rußland zu.

Da General Ignatiew sich zu festen Abmachungen nicht ermächtigt erklärte, reiste er ab, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

Glücklicher war Graf Schuwalow in London, denn es gelang ihm, Englands Zustimmung zur Vergrößerung Rußlands durch Bessarabien und die vormals türkischen Gebiete in Armenien und Batum zu erhalten, wogegen er sich für Rußland verpflichten mußte, Bulgarien südwärts nicht über den Balkan hinab auszudehnen und Südbulgarien der Türkei zu belassen. Diese Ab-

[1]) Ausführliches über diese Unterredung enthält Wertheimers Andrássy-Biographie, Bd. III, S. 91 ff.

machungen wurden in einem Protokoll am 30. Mai 1878 festgesetzt und noch durch die Zusage Rußlands erweitert, daß es alle Stipulationen des Vertrags von San Stefano dem geplanten Kongreß vorlegen werde.

Wenige Tage später, 6. Juni, schloß England ein geheimes Abkommen mit Österreich-Ungarn, demzufolge es sich verpflichtete, auf dem bevorstehenden Kongreß für die Besetzung Bosniens und der Herzegovina durch Österreich-Ungarn einzutreten, wogegen Österreich-Ungarn die Integrität Rumäniens zu respektieren und andere Zugeständnisse zu machen hatte.[1])

Kurz vorher, 4. Juni, hatte England auch mit der Pforte einen Vertrag geschlossen, der ihm das Recht zur Besetzung der Insel Zypern einräumte, die es so lange behalten sollte wie Rußland die eben eroberten kleinasiatischen Gebiete, Kars, Batum usw. Dafür verpflichtete es sich, die Pforte mit bewaffneter Hand gegen Rußland zu unterstützen, falls dieses ihren kleinasiatischen Besitz antasten sollte.

So hatte der Vertrag von San Stefano zwischen den europäischen Staaten, England voran, ein ganzes Netz von geheimen Abmachungen zur Folge, die alle zu ihrer Rückversicherung dienen und es ihnen ermöglichen sollten, auf dem bevorstehenden Kongresse mit einem gewissen Sicherheitsgefühle zu erscheinen.

Als Schauplatz für diesen hatten sich die Mächte, da Fürst Gortschakow Wien als solchen abgelehnt hatte, auf Berlin geeinigt.

X.

Andrássys Balkanpolitik und die Volksvertretungen

In den politischen Kreisen Österreich-Ungarns verfolgte man die Vorgänge auf dem Balkan mit wachsender Unruhe. Die Ansichten hierüber waren daselbst, wie sich das bei der nationalen Buntheit der Monarchie eigentlich von selbst verstand, durchaus verschieden. Nicht nur diesseits und jenseits der Leitha, was ja fast schon zur Regel geworden war, sondern auch innerhalb jeder der beiden Reichshälften.

Die Deutschen verhielten sich den Ereignissen im nahen Orient gegenüber ziemlich kühl und ablehnend. Sie sympathi-

[1]) A. Fournier, „Wie wir zu Bosnien kamen", S. 63. Der Verfasser, dessen Angaben diese Darstellung folgt, führt diese übrigen Zugeständnisse aber nicht eigens an.

sierten wohl eher mit den Türken als mit den Russen, aber diese Sympathie war durchaus passiver Art; von einem aktiven Auftreten der Monarchie in der orientalischen Frage wollte man nichts wissen; namentlich nicht von der Okkupation Bosniens und der Herzegovina, von der schon allgemein die Rede war, obwohl die Regierung keine Silbe von solcher Absicht hatte verlauten lassen. Man perhorreszierte sie aus mehrern Gründen.

Vor allem, weil man in diesen Kreisen noch immer im Banne der Ideen von 1848 stand und sich verpflichtet glaubte, gegen alles Front zu machen, was Militär hieß. Die Armee gehörte für sie damals zum Sammelbegriffe „Reaktion", und eine militärische Aktion war ihnen allein schon deshalb unsympathisch. Der zweite Grund, der sie gegen den Okkupationsgedanken einnahm, war die Sorge um die deutsche Vormachtsstellung in Österreich, die ihnen durch eine Vermehrung des slawischen Elements gefährdet schien.

Wenn auch bei weitem nicht alle Deutschen Österreichs so dachten und fühlten, so taten es doch die Deutschen, die damals im politischen Leben Österreichs stets gemeint waren, wenn man schlechthin von den Deutschen sprach, und die im Parlament als die Repräsentanten des Deutschtums galten: die Deutschfreiheitlichen.

Ganz anders verhielten sich die Slawen der Monarchie. In Zis und Trans ergriffen sie in entschiedener Weise für die „Brüder" auf dem Balkan Partei, deren Befreiungskampf sie mit leidenschaftlicher Spannung verfolgten und an dem sie sich am liebsten selber beteiligt hätten. Der Gedanke an die Okkupation übte auf sie daher eine starke Anziehung aus und weckte in ihnen den alten „illyrischen" Traum von der Vereinigung aller Südslawen unter dem Zepter Habsburgs.

Da die Tschechen ihre panslawistischen Sympathien nicht im Reichsrat bekunden konnten — sie mieden ihn aus Trotz schon seit Jahren —, so taten sie es um so lauter und herausfordernder außerhalb des Parlaments. Als der russische General Tschernajew im Januar 1877 nach Prag kam, um dort panslawistische Propaganda zu machen, wurde er von den Tschechen in einer Weise gefeiert, als hätte er in dem von ihm geleiteten serbischen Feldzuge gegen die Türken statt schwerer Niederlagen glänzende Siege errungen, und die panslawistischen Kundgebungen nahmen solchen Umfang an, daß es selbst der Langmut der österreichischen Regierung zu arg wurde und sie dem ungebetenen Gast, dessen Anwesenheit so böses Blut machte, die Türe wies.

Nur die Polen nahmen an diesen Kundgebungen der übrigen Slawen nicht teil, schon deshalb nicht, weil ihr alter Antagonismus gegen Rußland dies nicht zuließ.

Wieder anders war die Stellung der Magyaren zu den Balkanereignissen. Auch in ihnen war, wie in den Deutschen, die Erinnerung an 1848 noch lebendig und beeinflußte ihre Haltung, wenn auch in anderer Art. Sie hatten es den Russen nicht vergessen, daß sie Österreich die Insurrektion von 1848/49 unterdrücken geholfen, den Türken nicht, daß sie den magyarischen Flüchtlingen ein Asyl gewährt hatten. Demgemäß standen sie durchaus auf seiten des Halbmonds. Einer militärischen Aktion waren sie aber entschieden abhold, aus ähnlichen Gründen wie die Deutschen: weil man der Armee nicht geneigt war, in der man noch immer das verhaßte Heer Windischgrätz' und Haynaus sah. Wenn man aber schon zu den Waffen greifen mußte, dann sollte es ganz gewiß nicht geschehen, um den Türken ein Stück Land wegzunehmen, sondern um sie gegen Rußland zu gebrauchen. Die magyarische Jugend ließ es sich auch nicht nehmen, ihren turkophilen und russophoben Empfindungen in stürmischer Weise Ausdruck zu geben, wozu ihr der Besuch der türkischen Softas (Studenten) im Frühjahre 1877 erwünschten Anlaß gab.[1]) Es war das Gegenstück zu den russophoben Kundgebungen der Tschechen im Winter zuvor.

So verschiedenartig aber die Stellung der drei nationalen Hauptgruppen der Monarchie zur Balkankrise im allgemeinen auch war: in einem Punkte stimmte sie doch bei allen dreien überein: in der Unzufriedenheit mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Man mißtraute Graf Andrássy, denn man wußte nicht, wie man mit ihm dran war und was er wollte. Er hüllte seine diplomatische Tätigkeit in ein geheimnisvolles Halbdunkel, in dem man sich nicht zurechtzufinden vermochte, das verwirrte und nervös machte. So oft man von ihm Auskunft verlangte, erhielt man allgemeine Phrasen zur Antwort, die beruhigen sollten, aber nur beunruhigten.

---

[1]) Am Bosporus hatte man sich diese Stimmung begreiflicherweise zunutze machen wollen und die sogenannten Corviniana, kostbare Werke aus den Sammlungen des Königs Matthias Corvinus, die einst von den Osmanen bei der Eroberung Ungarns nach Konstantinopel geschafft worden waren, der magyarischen Nation wieder zurückgestellt; ein Akt, der ursprünglich in feierlicher und demonstrativer Weise vorgenommen werden sollte, was Graf Andrássy aber zu verhindern wußte, um Rußland nicht zu reizen.

Schon im Mai 1876, nach dem Berliner Memorandum, hatte man ihn sowohl im österreichischen als im ungarischen Parlament über die auswärtige Politik interpelliert, denn schon damals war von der Okkupation die Rede.

Auf die Interpellationen der Deutschfreiheitlichen Herbst, Giskra und Kuranda erwiderte er, die Berliner Verhandlungen hätten den Zweck gehabt, sich in Zukunft von Fall zu Fall zu verständigen. An eine Okkupation habe er nie gedacht; sie hätte wenig Sinn, weil beim Aufhören der Okkupation die Verlegenheiten noch größer würden, und Europa sich nie zum Gendarmen der Türkei hergeben werde... Die Tendenz der Großmächte sei die Schaffung eines Status quo amélioré.[1])

Die Gegner der Okkupationsidee ließen sich durch diese Versicherung aber nicht beruhigen, und am 21. Oktober 1876 überreichten 112 Abgeordnete der deutschen Linken im österreichischen Parlament eine neuerliche Interpellation, die aus folgenden drei Fragen bestand:

„1. Hat die Regierung pflichtgemäßen Einfluß auf die Führung der auswärtigen Angelegenheiten in der Orientfrage genommen? In welcher Richtung ist dies geschehen, und ist die Regierung bereit, die Verantwortung für die Politik zu übernehmen, welche seitens der österreichisch-ungarischen Monarchie in dieser Frage befolgt wird?

2. Hat die Regierung diesen Einfluß dahin ausgeübt, daß auch bei einem aus Anlaß der orientalischen Wirren etwa ausbrechenden Kriege der Friede für Österreich-Ungarn gewahrt und insbesondere das Streben nach Erwerbung fremder Gebiete hintangehalten werde?

3. Gedenkt die Regierung fernerhin in diesem Sinne ihren Einfluß geltend zu machen?"

Aus demselben Anlasse hatten auch die slawischen Abgeordneten durch Dr. Fanderlik schon zwei Tage vorher, 19. Oktober, eine Interpellation eingebracht, die aber just das Gegenteil bezweckte. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Nachdem vor mehr als einem Jahre im Südosten des Reichs die Bevölkerung der angrenzenden ottomanischen Provinzen zu den Waffen gegriffen hatte, um den schweren Druck einer unerträglichen Fremdherrschaft abzuschütteln und ihre Lage zu verbessern, und nachdem die ottomanische Regierung, ungeachtet der wohlmeinenden Ratschläge der europäischen Großmächte und insbesondere der k. und k. Regierung, nicht imstande war, die insurgierten Provinzen zu pazifizieren, auch nichts Ernstes unternommen hatte, um die Ursachen des Aufstandes zu entfernen und die christliche Bevölkerung der Balkanhalbinsel über ihre Zukunft zu beruhigen, führte die Entwicklung der

[1]) G. Kolmer, „Parlament und Verfassung", Bd. II, S. 417. Diesem Werke sind auch die folgenden Parlamentszitate dieses Kapitels entnommen.

Ereignisse zu einem Krieg, dessen Wechselfälle ganz Europa, vor allem aber die die Monarchie bewohnenden Stammesgenossen der für Freiheit und Glauben Kämpfenden, mit lebhaftester Teilnahme verfolgen.

Diese Teilnahme steigerte sich, als bekannt wurde, daß Organe der ottomanischen Regierung, in der Absicht, einen Aufstand in Bulgarien zu verhüten, zu wahrhaft barbarischen Maßregeln empörendster Grausamkeit gegriffen haben, welche beinahe die Ausrottung der christlichen Bevölkerung in dieser Provinz herbeiführten. Diese beklagenswerten Ereignisse, der Sturm der Entrüstung, den sie in der gebildeten Welt hervorriefen, mußten die Regierungen der europäischen Großmächte bestimmen, die schon früher begonnenen diplomatischen Versuche, sowohl den Frieden wiederherzustellen, als auch die Lage der christlichen Völker auf der Balkanhalbinsel zu verbessern, mit erneuerter Energie aufzunehmen. Die österreichisch-ungarische Monarchie hat ein wesentliches Interesse daran, daß diese Versuche von Erfolg gekrönt und auf der Balkanhalbinsel solche Zustände geschaffen werden, daß nicht nur Vorgänge, wie sie in den letzten Monaten in Bulgarien sich zutrugen, für immer unmöglich gemacht, sondern auch, daß der christlichen Bevölkerung daselbst solche politische Institutionen zuteil werden, welche nötig sind, damit auch sie der Segnungen der Kultur teilhaftig werden.

Die slawische Bevölkerung Österreichs insbesondere blickt mit warmer Sympathie auf die Bestrebungen der stammverwandten Völker der Balkanhalbinsel und erwartet, daß die k. und k. Regierung den sich dort entwickelnden Ereignissen gegenüber solche Maßnahmen treffen wird, welche diesen berechtigten Gefühlen Rechnung tragen.

Bis zur Stunde entbehrt die Bevölkerung des Reichs jeder offiziellen Nachricht über das Ereignis, welches sich in den letzten Monaten auf der Balkanhalbinsel zugetragen hat, sowie über die Stellung, welche die Reichsregierung denselben gegenüber einnimmt. Die Unterzeichneten gestatten sich deshalb, die Anfrage zu stellen:

Ist die Regierung geneigt, von dem k. und k. Ministerium des Äußern die nötigen Aufklärungen einzuholen und sodann dem Abgeordnetenhause mitzuteilen, welche Vorkehrungen getroffen wurden und getroffen werden, um auf der Balkanhalbinsel für die Zukunft einen den Interessen des Reichs und den lebhaften Wünschen seiner slawischen Bevölkerung entsprechenden, die christliche Bevölkerung der Balkanhalbinsel selbst befriedigenden politischen Zustand zu schaffen?"

Nichts vermochte die tiefe Kluft, die zwischen den Anschauungen der Deutschfreiheitlichen und der Slawen gähnte, drastischer zu illustrieren als diese zwei Interpellationen.

Am 27. Oktober erfolgte deren Beantwortung durch den österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten Auersperg. Sie lautete für beide Interpellationen scharf abweisend, schärfer, als man es von den korrekt-temperamentlosen Antworten österreichischer Minister gewohnt war.

Die Erwiderung des Fürsten auf die erste Frage der Deutschen (nach der Einflußnahme der österreichischen Regierung auf die äußere Politik) gipfelte in folgenden Sätzen:

„Die Verantwortung für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten kommt gesetzmäßig und der Natur der Sache nach in erster Linie dem Minister des Äußern zu, derselbe erkennt es nicht nur für seine Pflicht, sondern erhebt den Anspruch darauf, die Verantwortung für die auswärtige Politik sowohl Seiner Majestät als auch den gesetzlich hierzu berufenen Faktoren gegenüber in vollem Umfange zu tragen."

Betreffs der zweiten und dritten Anfrage, ob die Regierung einer Eroberungspolitik auf dem Balkan entgegengetreten sei und dies auch künftig tun werde, versicherte Fürst Auersperg:

„Die Politik der Monarchie ist vor allem auf die Erhaltung des Friedens gerichtet, wodurch ein Streben nach Erwerbung fremden Gebietes von selbst ausgeschlossen ist. Ebenso aber darf keinem Zweifel darüber Raum gelassen werden, daß diese Bestrebungen ihrer Natur gemäß Begrenzung in der Pflicht finden, die Interessen der Monarchie unter allen Umständen und in jeder Richtung energisch zu wahren. Ein Programm, welches den Frieden ohne diese Begrenzung hinstellt, würde die Interessen der Monarchie im voraus preisgeben, praktisch aber am allerwenigsten geeignet sein, den Frieden zu sichern."

Die Antwort des Ministerpräsidenten auf die Interpellation der Hundertundzwölf schloß mit der Erklärung, daß der Minister des Äußern entschlossen sei, sich weder durch kriegerische noch durch gegenteilige Kundgebungen von seiner Richtung abdrängen zu lassen.

Kürzer, aber nicht minder abweisend war die Beantwortung der Slawen-Interpellation: Das Ministerium des Äußern sei nicht gewillt, Politik nach Volksstimmung zu machen, die von ihm befolgte Politik bedürfe daher „keiner Motivierung durch Stammesgenossenschaft".

Die Antwort des Ministerpräsidenten rief bei den Deutschfreiheitlichen einen Sturm des Unwillens hervor, und sie verstiegen sich sogar zu — damals noch — ungewöhnlichen Invektiven gegen den Minister.

Sie sahen in seinen Worten eine Mißachtung der Rechte des Parlaments und erklärten der Regierung den Krieg; einen Krieg, in dem sie nicht nur gegen diese, sondern gegen den Monarchen selber kämpften, und der eben deshalb zu ihrer allmählichen Auflösung führen sollte.

Fürst Auersperg beeilte sich zwar, den Sturm, den er arglos heraufbeschworen hatte, wieder zu besänftigen, indem er am 4. November, noch vor Eröffnung der Debatte über seine Interpellationsbeantwortung, jene beschwichtigenden Erklärungen abgab, mit denen die österreichischen Minister jedesmal

hinterdrein eine bei ihnen ausnahmsweise vorgekommene Regung von Energie zunichte zu machen pflegen.

Allein es half nichts; der Riß war nun einmal da und ließ sich nicht mehr überpflastern.

Im Verlaufe der Debatte gab der Führer der Rechten, Graf Hohenwart, den Anschauungen seiner Partei Ausdruck, zu der außer den Slawen auch die Deutschen nichtliberaler Couleur gehörten. Er bestritt es, daß das Parlament das verfassungsmäßige Recht habe, dem Leiter der äußern Politik Vorschriften zu machen, und trat für eine energische Wahrung der Interessen des Reichs ein.

Da sich die Balkankrise hinschleppte, ohne daß man in der Monarchie über die Absichten der gemeinsamen Regierung ins klare kam, erfolgte im März 1877 im österreichischen Parlament abermals eine Interpellation von seiten Dr. Giskras, die Auskunft über die Sachlage verlangte.

Noch ehe sie beantwortet wurde, brach der Russisch-Türkische Krieg aus, wiewohl das „Fremdenblatt", das vom Ministerium des Äußern inspiriert wurde, noch kurz vorher erklärt hatte, ein Krieg sei jetzt unmöglich.[1])

Die erst am 4. Mai erfolgende Beantwortung dieser am 20. März eingebrachten Interpellation bewegte sich im ausgefahrenen Gleise der üblichen Beschwichtigungen und betonte die Zuversicht, mit der die Regierung den kommenden Ereignissen entgegensehe.

Auch jenseits der Leitha bemühte sich der Ministerpräsident Koloman v. Tisza, die durch die Softademonstrationen erregten Gemüter im ungarischen Parlament zu beruhigen, was ihm besser glückte als seinem Kollegen in Österreich mit den Okkupationsgegnern.

Im Herbst 1877 wurde die Regierung im österreichischen Parlament neuerdings interpelliert, wobei der Interpellant, Abgeordneter Fux, ihr vorhielt, daß sie ihrer eigenen Erklärung gemäß eine Politik „von Fall zu Fall" befolge, wodurch Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit geweckt würden.

Der Ministerpräsident leugnete, daß die gemeinsame Regierung eine Politik von Fall zu Fall befolge — trotzdem Graf Andrássy anderthalb Jahre früher dies wörtlich erklärt hatte! — und versicherte das Haus im übrigen der strikten Neutralität Österreich-Ungarns.

---

[1]) L. v. Przibram, „Erinnerungen", Bd. II, S. 63.

Die Rede des Kaisers beim Empfang der österreichischen Delegationen, 7. Dezember 1877, war aber nicht danach angetan, die öffentliche Meinung zu beruhigen, denn aus ihren Schlußworten klang die Möglichkeit einer militärischen Aktion:

„... Bis jetzt ist dies (die Wahrung österreichischer Interessen) möglich gewesen, ohne außerordentliche Anforderungen an Ihre Opferwilligkeit zu stellen. Ich hege die Hoffnung, daß dies auch in Zukunft der Fall sein wird. Jedenfalls habe ich die feste Überzeugung, daß, wenn es gelten sollte, für unsere Interessen einzustehen, ich auf die patriotische Hingebung meiner Völker mit aller Zuversicht rechnen kann."

Mit dieser Andeutung ernster Möglichkeiten stimmte auch die Beantwortung einer Interpellation Giskras durch Fürst Auersperg zur Zeit, da Rußland sich schon zu dem Coup von San Stefano anschickte, 19. Januar 1878, und worin die Regierung zugab, daß sie „einige der Stipulationen als den Interessen der Monarchie entsprechend nicht zu erkennen vermöge".

Als die Regierung dann am 9. März vor die Delegationen mit einer Forderung von 60 Millionen Gulden hintrat, konnten nur naive Optimisten überrascht sein, weil doch bloß geschah, was jeder aufmerksame Beobachter der politischen Vorgänge schon längst hatte voraussehen müssen.

Nichtsdestoweniger hielt Andrássy noch immer krampfhaft an der Fiktion fest, eine Okkupation Bosniens läge nicht in der Absicht der Regierung. In einer Sitzung des Delegationsausschusses am 10. März versicherte er nämlich den Anwesenden: „Wir denken absolut an keine Okkupation als Ziel unserer Politik." Und in seinem Exposé erklärte er, „Okkupation oder Annexion sei niemals Zweck oder Absicht der Regierung gewesen und werde es auch in Zukunft nicht sein". Allerdings schränkte er diese Behauptung durch den Nachsatz ein: „Solange nicht unsere eigene Sicherheit bedroht wird, glaube ich eine solche Maßregel als durchaus ausgeschlossen bezeichnen zu können." [1]) Als Beweis für die Wahrheit dieser Versicherungen verwies die Regierung auf die Höhe der von ihr verlangten Summe, die für eine Okkupation zu groß (!) wäre.[2]) Ein Scheinargument, das durch die spätern Ereignisse in blutiger Weise Lügen gestraft werden sollte. Einsichtige Köpfe waren im Gegenteil schon damals der Ansicht, daß diese Summe für einen solchen Zweck nicht nur nicht zu groß,

[1]) L. v. Przibram, „Erinnerungen", Bd. II, S. 70.

[2]) E. Frhr. v. Plener, „Reden", Stuttgart und Leipzig 1911, Deutsche Verlags-Anstalt. Delegationsrede vom 20. März 1878. S. 83.

sondern vielmehr zu klein seien. So bezeichnete ein Prinz des kaiserlichen Hauses diese Summe als „zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig".[1])

Ein Teil der Deutschfreiheitlichen, an ihrer Spitze Dr. Herbst, lehnte die Bewilligung des Kredits ab und zerschnitt damit das Tischtuch zwischen sich und der Krone vollends. An ihrem engherzigen und enggeistigen Krämerstandpunkte hartnäckig festhaltend, begriffen sie nicht, daß die Monarchie den kommenden Ereignissen nicht unvorbereitet entgegengehen und es nicht ruhig hinnehmen durfte, wenn Rußland auf dem Balkan mit souveräner Selbstherrlichkeit schaltete und waltete, wie es ihm beliebte.

Die Stimmen dieser auf die Vernichtung des Prestiges der Monarchie so erpichten Politiker blieben jedoch in der Minderzahl, und der 60-Millionen-Kredit wurde angenommen, 21. März 1878. Zwei Tage später wurden auch die Nachtragskredite zur Erhaltung der bosnischen und herzegovinischen Flüchtlinge bewilligt, die für das Jahr 1876 1,6, für 1877 3,2 und für die Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1878 1,1 Millionen Gulden betrugen.

So allgemein der Glaube an die bevorstehende Okkupation auch schon war und nach allem auch sein mußte: Graf Andrássy meinte das Leugnen selbst jetzt noch fortsetzen zu müssen. Demgemäß erklärte der österreichische Ministerpräsident auf eine Interpellation des Abgeordneten v. Grocholski noch am 14. Mai, alle Nachrichten von einer bevorstehenden Okkupation „entbehrten jeder tatsächlichen Grundlage".

Erst am 31. Mai entschloß sich Andrássy, die so hartnäckig vorgehaltene Maske endlich zu lüften: Auf die Frage, ob die Monarchie gewillt wäre, ihre Interessen, falls der Berliner Kongreß sie nicht genügend wahren sollte, mit den Waffen zu vertreten, antwortete er mit einem energischen Ja.[2]) Es war das erste offene Wort, das man in dieser Sache von ihm vernommen hatte.

Man muß sich nun fragen: Welchen Sinn und Zweck sollte diese bis zur letzten Stunde fortgespielte Komödie haben? ... Oder war es überhaupt keine Komödie, sondern nur der ungewollte Ausdruck seiner eigenen Unsicherheit, seines eigenen Schwankens?

Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Daß er selber lange nicht an die Unvermeidbarkeit der Okkupation glauben

---

[1]) L. v. Przibram, „Erinnerungen", Bd. II, S. 70.
[2]) Ebenda, Bd. II, S. 71.

wollte und sie insofern bona fide verneinte, wenn er danach gefragt wurde, steht außer allem Zweifel: anderseits aber darf man es auch als nicht minder sicher annehmen, daß er die Okkupation auch dann noch leugnete, als er schon wissen mußte, daß sie erfolgen werde. Daß er die Wahrheit nicht sagen wollte, darauf deutet auch eine von ihm in einem kleinen Kreise von Delegierten gemachte Äußerung: „Ich hätte längst alle meine Karten auf den Tisch gelegt und würde deshalb das Spiel doch nicht verloren haben, aber ich bin nicht für die Kiebitze da und liebe es nicht, daß sich andere Leute meinen Kopf zerbrechen." [1])

So begreiflich diese Abneigung gegen das „Kiebitz"tum an sich auch ist: der leitende Minister eines konstitutionellen Staates durfte so nicht sprechen und nicht handeln. Wozu wären denn dann die Delegationen da, wenn ihnen der Minister die Wahrheit verheimlicht und sie bewußt irreführt!

Jedenfalls geht aus dieser Bemerkung Andrássys hervor, daß seine Nervosität größer war als seine Aufrichtigkeit, und man begreift es, daß er sich durch diese hinterhältige Politik Gegner machte, Gegner, die ihm noch böse Stunden bereiten sollten.

XI

Der Berliner Kongreß

Am 13. Juni 1878 fand in Berlin die erste Sitzung des Kongresses statt. Er stellte eine Versammlung aller führenden Staatsmänner der Mächte dar, denen sich auch drei Abgesandte der Pforte zugesellt hatten. Die Leitung des Kongresses hatte auf den Vorschlag Graf Andrássys Fürst Bismarck übernommen.

Es mögen einander widerstreitende Gefühle gewesen sein, die Graf Andrássy bewegten, als er den Beratungssaal betrat. Daß dies überhaupt geschah, muß er wohl als stolze Genugtuung empfunden haben, denn dieser Kongreß war sein Werk. Er war es, der Rußland genötigt hatte, hier vor Europa Rechenschaft über sein eigenmächtiges Vorgehen in San Stefano abzulegen, und das allein schon bedeutete für ihn einen großen Erfolg. Er hatte aber noch mehr erreicht: er hatte sich der Unterstützung Englands und,

[1]) G. Kolmer, „Parlament und Verfassung", Bd. II, S. 435. Kiebitze nennt man in Österreich die hinter den Spielern stehenden kritisierenden Zuschauer.

was noch mehr bedeuten wollte, Deutschlands versichert, und das hieß in diesem Falle: Bismarcks.

Bei beiden durfte er ihrer Unterstützung gewiß sein, denn diese beruhte nicht auf altruistischen Gründen, die in der Politik noch unzuverlässiger zu sein pflegen als im privaten Leben, sondern auf egoistischen, also auf durchaus sichern.

Bei England war es der gemeinsame Antagonismus gegen die russischen Expansionsgelüste, der es in diesem Falle zum natürlichen Verbündeten Österreich-Ungarns machte.

Bei Deutschland das Bestreben, sich an Österreich-Ungarn einen verläßlichen Verbündeten zu schaffen, wenn die intimen Beziehungen zu Rußland erkalten sollten, wie es den Anschein hatte, das Bestreben ferner, es gegen französische Liebeswerbungen zu immunisieren und, nicht zuletzt, es auf dem Balkan zu beschäftigen und hierdurch vor einem Rückfall in seine deutschen Velleitäten zu bewahren.

Aber wenn Graf Andrássy dieser beiden Mächte auch sicher sein durfte und von Frankreich, ja selbst von Italien, nichts zu fürchten brauchte, so wenig dieses auch mit dem Okkupationsgedanken sympathisierte, so blieb doch noch ein großes Fragezeichen übrig: Rußland. Wohl war er nunmehr auch dann dazu entschlossen, Bosnien und die Herzegovina zu okkupieren, wenn auf dem Kongresse keine Einigung hierüber zustande kommen sollte; aber es war sein heißer Wunsch, es nicht im Gegensatze zu den Kongreßmächten zu tun, sondern mit ihrem Einverständnis, in ihrem Auftrag. Und ob ihm das auch gelang, war trotz aller umsichtigen Vorbereitungen doch noch fraglich. Es stand viel auf dem Spiele, für das Reich, das er vertrat, im allgemeinen und für ihn persönlich im besondern. Gelang es ihm nicht, seine Absicht durchzusetzen, so war seines Bleibens auf dem Ministerfauteuil nicht mehr, war sein Ruf als Staatsmann dahin.

Und darum mag ihm doch nicht ganz wohl zumute gewesen sein, als er sich am 13. Juni am Konferenztische niederließ.

*

Zuerst kam die bulgarische Frage an die Reihe, denn Bismarck ging von der richtigen Ansicht aus, daß vor allem die wichtigern Angelegenheiten zu regeln seien und daß man sich daher nicht an die im Vertrage von San Stefano eingehaltene Reihenfolge der Paragraphen zu kehren brauche. Andrássy war dies im Hinblick auf die bosnische Angelegenheit sehr erwünscht,

denn er hoffte, daß, wenn erst die schwierige bulgarische Frage geordnet sei, die Stimmung der Versammlung eine freundlichere und daher seinen Wünschen günstigere sein werde.[1]) Ein Kalkul, der, an sich psychologisch richtig, hinsichtlich der russischen Bevollmächtigten aber nicht berechtigt war, denn die sehr weitgehende Amputation, die man an dem Groß-Bulgarien von San Stefano vornehmen wollte, konnte doch unmöglich danach angetan sein, die Vertreter Rußlands für die bosnische Angelegenheit günstiger zu stimmen.

Diese Amputation wurde auch tatsächlich durchgeführt. Bulgarien wurde auf das Gebiet zwischen Donau und Balkan eingeschränkt. Das ihm im Vertrage von San Stefano zugedachte Gebiet jenseits des Balkans sollte unter dem Namen „Ostrumelien" bei der Türkei bleiben, aber autonome Verwaltung unter einem christlichen Gouverneur erhalten. Die mazedonischen und thrazischen Gebiete des geplanten Groß-Bulgarien blieben jedoch unmittelbarer Besitz der Pforte. Die ebenfalls für Bulgarien ersehenen altserbischen Bezirke von Pirot und Vranja wurden dem Antrage Österreich-Ungarns zufolge Serbien zugewiesen, das hierdurch mehr Land erhielt, als es durch den Frieden von San Stefano erhalten hätte. Durch diese Einschränkungen blieb von dem seitens Rußlands gewünschten großen Slawenreiche nur ein bescheidener Teil übrig, der zudem statt des wichtigen Hafens von Kavala am Ägäischen Meere sich mit dem minderwertigen von Varna am Schwarzen Meere begnügen mußte.

Wie auf dem territorialen Gebiete der bulgarischen Frage sahen sich die Russen auch auf dem für sie viel bedeutsamern administrativen zum Rückzuge genötigt. Statt, wie sie es wünschten, mit einem Teile ihrer Truppen so lange in Bulgarien zu bleiben, bis Ordnung und Ruhe im Lande vollkommen hergestellt sein und ihr längeres Verweilen überflüssig machen würden, sollten sie es nun schon nach neun Monaten räumen. Andrássy hatte dabei geschickt die Gelegenheit benutzt, ihnen entgegenzukommen, indem er sich dem Antrage Frankreichs, das nur von einer sechsmonatigen Okkupation Bulgariens wissen wollte, zugunsten Rußlands für eine drei Monate längere Dauer einsetzte.

Nach Bereinigung der bulgarischen Angelegenheit kam die bosnische an die Reihe, der Artikel XIV des Vertrags von San Stefano.

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. III, S. 112. Das den Berliner Kongreß behandelnde Kapitel dieses Werks enthält sehr interessante Einzelheiten, die dort nachgelesen werden mögen.

In der Sitzung vom 28. Juni ergriff Graf Andrássy das Wort und erklärte, daß Österreich-Ungarn den Zuständen in Bosnien und in der Herzegovina unmöglich länger untätig zusehen könne, da es durch die dort herrschende Anarchie schwer in Mitleidenschaft gezogen werde. Seit Jahren schon müsse es die Scharen von Flüchtlingen erhalten, die auf seinem Gebiete Schutz suchten, was sowohl für den Staat als die Grenzbewohner eine schwere Last bedeute, die sich auf die Dauer nicht ertragen lasse.[1]) Die Verleihung der Autonomie an die beiden Provinzen sei bei deren nationaler und konfessioneller Zerklüftung ganz aussichtslos. Österreich-Ungarn könne daher nur einer solchen Lösung der bosnischen Frage zustimmen, die in diesen unhaltbaren Zuständen gründlich Wandel schaffe.

Gewissermaßen sich selber als die Macht anzutragen, die diesen Wandel besorgen wolle, hielt Andrássy für unpassend. Der Hinweis auf Österreich-Ungarn sollte von befreundeter Seite erfolgen, und zwar hatte er sich für England entschieden, weil er es vermeiden wollte, daß man ihm daheim vorhalte, er habe Bosnien sozusagen aus der Hand Bismarcks empfangen; ein sehr kluger Schachzug.

So nahm denn nach ihm der zweite Vertreter des Britischen Reichs, Lord Salisbury, das Wort und führte aus, daß die Pforte nicht die Kraft und Fähigkeit habe, die so notwendige Ordnung in den beiden Provinzen herzustellen. Sei es ihr bisher nicht gelungen, so werde es ihr jetzt, nach dem Kriege, in ihrem zerrütteten Zustande noch weniger gelingen. Das Werk der Pazifizierung und Ordnung vermöge nur ein Staat durchzuführen, der über die entsprechenden militärischen und finanziellen Machtmittel verfüge. Er schlage daher vor, die Besetzung und Verwaltung Bosniens und der Herzegovina Österreich-Ungarn anheimzugeben. Die Türkei täte in ihrem eigenen Interesse wohl daran, diese beiden Provinzen an die Monarchie abzutreten, da sie für sie weder wirtschaftlichen noch strategischen Wert besäßen.[2])

---

[1]) Die Zahl der Flüchtlinge auf österreichisch-ungarischem Gebiete war auf etwa 200000 Köpfe angewachsen, die dem Staate im Laufe der Jahre einen Schaden von rund 10 Millionen verursachten.

[2]) Dr. v. Wertheimer erzählt in seiner Andrássy-Biographie, Bd. III, S. 129, die russischen Vertreter seien von diesem Vorschlage Salisburys ganz „konsterniert" gewesen. Das erscheint nicht recht verständlich, denn sie konnten sich doch denken, wenn sie es wirklich nicht geradezu gewußt haben sollten, daß Österreich-Ungarn in seinen Absichten auf Bosnien von seinen politischen Freunden unterstützt werden würde, so daß es sie — sollte man glauben — durchaus nicht überraschen konnte, als Salisbury mit diesem Vorschlage herausrückte.

Daß Lord Salisbury nicht von der Annexion, sondern bloß von der Okkupation dieser Gebiete sprach, geschah im Einvernehmen mit Andrássy. Dieser besorgte nämlich, der Sultan könnte durch die offenkundige Wegnahme seiner zwei Provinzen in seinem Souveränitätsgefühle verletzt werden und sich ernstlich dagegen zur Wehre setzen; eine Gefahr, die ihm um so näher zu liegen schien, als das islamitische Religionsgesetz dem Sultan die Abtretung von Land, das nicht vom Feinde erobert worden war, geradezu verbot. Kam es aber darüber zum Kriege mit der Pforte, so waren nicht nur all seine (Andrássys) schweren Bemühungen um den Frieden zunichte gemacht, sondern die Gefahr neuer europäischer Verwicklungen heraufbeschworen. Mit Rücksicht hierauf hatte er sich also dazu entschlossen, statt des hart klingenden Wortes Annexion den nachsichtig verschleiernden Ausdruck Okkupation zu wählen, von dem er hoffen zu dürfen glaubte, der Sultan werde sich daran nicht stoßen.[1])

Die Ausführungen Lord Salisburys fanden beim nächsten Redner, Fürst Bismarck, warme Unterstützung, und die Vertreter Frankreichs, Italiens und — ungern genug — auch die Rußlands erklärten sich mit der Okkupation der beiden Provinzen durch Österreich-Ungarn einverstanden. Nur die Bevollmächtigten der Pforte, Karatheodory Pascha, Mehemed Ali Pascha und Sadullah Bei, erhoben dagegen Einspruch und behaupteten, die ottomanische Regierung wäre stark genug, die Ordnung in diesen Gebieten aus eigener Kraft herzustellen. Diesen Einwand ließen aber weder Graf Andrássy und Lord Beaconsfield, der erste Vertreter Englands, als die zunächst Beteiligten, noch auch Fürst Bismarck gelten, der durch den Widerstand der Türken den von ihm geleiteten Kongreß bedroht sah. Alle drei wandten sich in scharfer Weise gegen die Vertreter der Pforte.

Lord Beaconsfield verwies dabei auf die Gefahr, die ein Übergewicht des Slawentums auf dem Balkan nach sich zöge, da diese Rasse „so wenig geeignet sei, andern Nationen gerecht zu werden", wogegen Österreich-Ungarn „noch niemals die Interessen irgend jemands der Welt gestört habe".

Fürst Bismarck aber hielt den Türken vor, daß die Pforte sehr unklug handle, wenn sie das Werk des Kongresses verhindern wolle, denn nur diesem danke sie es, daß sie nicht aufgeteilt werde, wie es der Vertrag von San Stefano bestimmt habe. Er

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. III, S. 126.

schloß mit der Erklärung, das Protokoll offen halten zu wollen, bis von der Pforte neue Instruktionen eingetroffen sein würden.

Vor Schluß der Sitzung gab Graf Andrássy noch bekannt, daß sich die Besetzung Bosniens und der Herzegovina nicht auch auf den Sandschak Novibazar erstrecken werde, der der Verwaltung der Pforte überlassen bleibe; doch behalte sich die Monarchie das Recht vor, daselbst Garnisonen zu halten, um ihre militärischen und kommerziellen Interessen zu sichern. Diese Erklärung veranlaßte den zweiten Vertreter Rußlands, den Grafen Schuwalow, zu dem Einwande, er müsse sich hinsichtlich dieses die Interessen Serbiens und Montenegros berührenden Punkte noch Bedenkzeit erbitten.

Nach der Sitzung mußten die türkischen Bevollmächtigten wegen ihres Widerstandes schwere Vorwürfe von seiten Andrássys und besonders Beaconsfields anhören, der ihnen drohte, wenn sie die Absichten Englands vereitelten, würde ihnen dieses seinen Beistand gegen die slawischen und griechischen Begehrlichkeiten entziehen.

In der Sitzung vom 4. Juli gaben die Vertreter der Pforte die Erklärung ab, ihre Regierung bringe dem Urteile des Kongresses zwar volles Vertrauen entgegen, müsse sich aber vorbehalten, sich mit Österreich-Ungarn über die Okkupation direkt und vorläufig („directement et préalablement") zu verständigen. Andrássy war damit einverstanden, und Bismarck nahm diese Klausel ins Protokoll auf.

Damit schien auch die bosnische Frage, die heikelste des ganzen Komplexes, glücklich gelöst zu sein, und die Beratung konnte sich den übrigen Fragen zuwenden.

Nächst Bulgarien und Bosnien war es Montenegro, betreffs dessen der Berliner Kongreß von den Bestimmungen des Vertrags von San Stefano am meisten abwich. Es wurde zwar als von der Pforte ganz unabhängig anerkannt, aber in seinem Umfang bedeutend eingeschränkt, wobei es freilich noch immer etwa doppelt so groß blieb, als es vor dem Vertrage von San Stefano gewesen war. Es erhielt die herzegovinischen Bezirke von Niksić, Piva und Banjani, die bisher albanesischen von Gusinje, Plava und Kolašin und das Küstengebiet von Antivari, wogegen es das ihm in San Stefano zugesprochene Spizza an Österreich-Ungarn abtreten mußte, das sich auch die seepolizeiliche Aufsicht über Antivari vorbehielt.

Die übrigen Bestimmungen, die über die territorialen Ver-

teilungen im Orient in Berlin getroffen wurden, wichen von denen des Vertrags von San Stefano im allgemeinen nicht so bedeutend ab.

Rußland erhielt, wie in jenem, so auch in diesem das von ihm erstrebte südliche Bessarabien und die armenischen Gebiete, bis auf Bajesid, das die Türkei behalten sollte. Bei Rumänien blieb die Bestimmung von San Stefano ganz aufrecht: es wurde für das an Rußland abzutretende bessarabische Gebiet durch die Dobrudscha entschädigt. Serbien aber erhielt, wie schon erwähnt, die in San Stefano dem bulgarischen Reiche zugesprochenen Gebiete von Pirot und Vranja. Beide Fürstentümer wurden gleich Montenegro als vollständig unabhängig anerkannt. Griechenland, das in San Stefano leer ausgegangen war, sollte als Kompensation für den Gebietszuwachs der slawischen Länder und als Belohnung für seine während des Krieges bekundete Zurückhaltung Grenzberichtigungen zu seinen Gunsten in Thessalien und Epirus erhalten, nicht aber auch die von ihm begehrte Insel Kreta, die der Türkei verblieb. Im übrigen sollte die Pforte die von ihr stets versprochenen und nie gehaltenen Reformen durchführen. Die Verträge von 1856 und 1871, die Meerengen betreffend, sollten auch weiterhin Geltung behalten.

So wurde eine Frage nach der andern geregelt, und alles schien für Österreich-Ungarn glatt abzulaufen, als am 11. Juli die türkischen Bevollmächtigten dem dritten Vertreter der Monarchie, Baron Haymerle, plötzlich die überraschende Eröffnung machten, sie könnten die Kongreßakte nicht unterzeichnen, wenn Österreich-Ungarn sich nicht im geheimen schriftlich dazu verpflichte, daß die Okkupation nur eine provisorische sein und die Souveränitätsrechte des Sultans über die beiden Provinzen unangetastet lassen werde. Sie müßten auf dieser Bedingung bestehen, um dem Sultan gegenüber, dessen Zorn sie sonst zu fürchten hätten, eine Deckung zu haben. Doch solle die Sache im übrigen strenges Geheimnis bleiben.

Andrássy war begreiflicherweise nicht geneigt, auf dieses Ansinnen einzugehen und glaubte die Sache mit dieser Weigerung abgetan. Aber so leichten Kaufs sollte er doch nicht davonkommen. Am Morgen des 13. Juli, an dem der Kongreß nach genau einmonatiger Dauer geschlossen werden sollte, erschienen die türkischen Vertreter vor Beginn der Sitzung wieder bei ihm und wiederholten ihre Forderung. Es war von ihrem Standpunkt klug gehandelt, daß sie ihn so in letzter Stunde vor diese schwere Alternative stellten, denn sie versetzten ihn hierdurch in eine

äußerst schwierige Zwangslage. Unterschrieb er, so machte er ein Zugeständnis von großer Tragweite, das er vielleicht noch zu bereuen haben würde; unterschrieb er aber nicht, so stellte er das ganze Werk des Kongresses in Frage. Und ein längeres Überlegen gab es nicht. Da ihm das Unterzeichnen offenbar als das minder gefährliche Übel erschien, wählte er diesen Ausweg aus dem Dilemma und setzte seinen Namen unter das ihm unterbreitete Protokoll, das folgenden Inhalt hatte:

„Auf Grund des von den ottomanischen Bevollmächtigten im Namen ihrer Regierung geäußerten Wunsches erklären die österreichisch-ungarischen Bevollmächtigten im Namen der Regierung Seiner k. u. k. apostolischen Majestät, daß die Souveränitätsrechte Seiner Kaiserlichen Majestät des Sultans über die Provinzen Bosnien und die Herzegovina in keiner Weise durch die Tatsache der Okkupation berührt werden sollen, von der in dem auf diese Provinzen sich beziehenden Artikel des Vertrages die Rede ist, der heute zur Unterzeichnung gelangt, daß ferner die Okkupation als eine provisorische zu betrachten sei und daß ein vorläufiges Abkommen über die Einzelheiten der Okkupation unmittelbar nach Schluß des Kongresses zwischen den beiden Regierungen zustande kommen wird.

Berlin, am 13. Juli 1878."[1])

Diesen Vertrag in der Tasche, trugen die türkischen Vertreter nun kein Bedenken mehr, auch ihrerseits die Kongreßakte zu unterfertigen.

Vor der letzten Sitzung des Kongresses wurde auch die Sandschakfrage zwischen Andrássy und Gortschakow geregelt, und zwar in einem Österreich-Ungarn günstigen Sinne. Die russische Regierung verpflichtete sich in dieser Konvention, „ihrerseits keine Einwendungen zu erheben, wenn Österreich-Ungarn sich genötigt sehen sollte, im Falle von Mißhelligkeiten infolge der türkischen Verwaltung dieses Gebiet ebenso zu besetzen wie das übrige Bosnien und die Herzegovina"; wogegen wieder Österreich-Ungarn versprach, Rußland bei der Beseitigung aller Schwierigkeiten, die sich noch aus den Bestimmungen des Berliner Vertrags ergeben sollten, seinen diplomatischen Beistand zu gewähren.[2])

[1]) Nach A. Fournier, „Wie wir zu Bosnien kamen", dessen Darstellung dieser wichtigen Episode den vorliegenden Ausführungen als Grundlage dient.

[2]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. III, S. 135.

Der Artikel XXV des Kongreßprotokolls erhielt demnach folgende Fassung:

„Die Provinzen Bosnien und Herzegovina werden durch Österreich-Ungarn besetzt und verwaltet. Da die österreichisch-ungarische Regierung nicht den Wunsch hegt, auch die Verwaltung des Sandschaks Novibazar, der sich zwischen Serbien und Montenegro in südöstlicher Richtung bis über Mitrovitza hinaus erstreckt (jusqu'au delà de Mitrovitza), zu übernehmen, wird dort die ottomanische Verwaltung weiter dauern. Um aber für die Fortdauer des neuen politischen Zustandes sowie für die Freiheit und Sicherheit der Verkehrswege Gewähr zu leisten, behält sich Österreich-Ungarn das Recht vor, im ganzen Bereich dieses Teils des vormaligen Vilajets von Bosnien Garnisonen zu halten und Militär- und Handelsstraßen zu besetzen. Zu diesem Zwecke behalten sich die Regierungen von Österreich-Ungarn und der Türkei vor, sich über die Einzelheiten zu verständigen."

So hatte Graf Andrássy denn erreicht, was er hatte erreichen wollen: Österreich-Ungarn sollte die Okkupation Bosniens und der Herzegovina nicht auf eigene Faust vornehmen, sondern im Auftrage der Mächte. Erhobenen Hauptes, im stolzen Bewußtsein eines schwer errungenen Sieges konnte er den Beratungssaal verlassen, den er einen Monat vorher, nagenden Zweifel in der Seele, zum ersten Male betreten hatte. Es fragt sich nur, ob er im strahlenden Glanze des Triumphs, der ihn umgab, nicht doch den kleinen Schatten bemerkte, der auf seinen hell beschienenen Weg fiel: das geheime Abkommen mit den Vertretern der Pforte?

XII

Vor dem Einmarsch

In Sarajevo machte die Nachricht von der bevorstehenden Okkupierung Bosniens und der Herzegovina durch Österreich-Ungarn böses Blut.

Sie wurde am 3. Juli bekannt und am folgenden Tage dem Vali von Bosnien, Mashar Pascha, durch Generalkonsul Wassitsch offiziell mitgeteilt. Mashar Pascha erklärte, diese Mitteilung nur als eine private anzusehen, da für ihn nur die Weisungen der Pforte maßgebend seien, und ersuchte den Generalkonsul, die Nachricht einstweilen noch für sich zu behalten.

Diese Bitte kam jedoch zu spät, da die Sache inzwischen schon in weiten Kreisen bekannt geworden war. Die Besorgnis vor Unruhen, der der Wunsch des Gouverneurs offenbar entsprungen war, erwies sich auch als begründet, denn die Nachricht wirkte in der Bevölkerung wie eine Bombe.

Schon am nächsten Tage, 5. Juli, kam es nach einer großen Volksandacht in der Gasi-Husrew-Beg-Moschee zu einem Massenaufruhr.

Den Anstoß dazu gab die Entfaltung der grünen Fahne des Propheten durch Hadschi Lojo, einen Banditen, der sich als ehemaliger Mekkapilger und vermöge seiner riesenhaften Gestalt eines gewissen Ansehens erfreute und, hierauf pochend, bestrebt war, sich die wachsende Unordnung und Verwirrung zunutze zu machen, um eine Rolle zu spielen.[1]) Unter seiner Führung zog die Menge zum Konak, wo sie in stürmischer Weise Aufschluß darüber begehrte, ob der Sultan Bosnien und die Herzegovina wirklich ausliefern wolle. Mashar Pascha suchte die Menge zu beruhigen, was ihm aber nicht gelang. Erst als ihre Forderung nach der Abdankung des Militärkommandanten Veli Pascha bewilligt wurde, den man für den verwahrlosten Zustand der Truppen verantwortlich machte, begann sich die Menge zu zerstreuen.

Am 6. Juli begab sich Hadschi Lojo nach einem vergeblichen Versuche, sich der in den Forts der obern Stadt aufbewahrten Geschütze und Munitionsvorräte zu bemächtigen, in feierlichem Aufzuge nach dem Konak, um daselbst die amtliche Amnestie für alle seine Vergehen zu erlangen. Diese wurde ihm von seiten der terrorisierten Behörden auch zuteil, ja diese gingen so weit, ihn, den Weglagerer, sogar zu bewirten und mit einem Geschenke von 500 Piastern (etwa 90 Mark) zu bedenken.

Am folgenden Tage wurde die Konskription aller waffenfähigen Männer des Landes und der Widerstand der Bevölkerung

---

[1]) Der k. u. k. Generalkonsul Wassitsch entwirft von Hadschi Lojo folgende Schilderung: „Hadschi Lojo ist seiner äußern Erscheinung nach das Modell eines orientalischen Fanatikers. Über sechs Schuh hoch, mager, mit rollenden Augen, großem Mund und fletschenden Zähnen, mag er auch ohne seinen roten, langen Fuchspelz, den er bei 24 Grad Hitze trägt, den demoralisierten Christen imponieren. Die Mohammedaner der niedern Klassen stehen zu ihm, weil er fortwährend den Koran und die darin enthaltenen Wunder zitiert und sich als einen unerschütterlichen Verfechter derselben hinstellt, auch alle Augenblicke schwört, daß er für seine Überzeugung in den Kampf gehen und siegen oder sterben, das ist: ein Heiliger werden wolle." — Rotbuch 1878. Generalkonsul Wassitsch an Graf Andrássy, vom 4. August 1878.

gegen die Okkupation angeordnet; eine Verfügung, von der sofort alle Kreisbehörden telegraphisch verständigt wurden.

Ein am selben Tage von den Aufrührern in Sarajevo unternommener Versuch, den ihnen mißliebigen interimistischen Militärkommandanten Ismet Pascha abzusetzen, mißlang und hatte sogar eine vorübergehende Ermannung der Behörde zur Folge, die sich zur Verhängung des Belagerungszustands aufraffte.

Wenige Tage später traf aus Mitrovica der neuernannte Militärkommandant Hafiz Pascha ein.

In seinem Gefolge befand sich auch der Mufti[1]) von Taslidža (Plevlje), Mehemed Nureddin Semsikadić, ein fanatischer Alttürke, der sich durch sein agitatorisches Auftreten sehr bald bemerkbar machte.

Als sich nämlich unter den Notabeln der Stadt die Neigung zu zeigen begann, sich dem Beschlusse des Berliner Kongresses zu fügen, erhob er dagegen in leidenschaftlicher Weise Einspruch und predigte, indem er dabei den religiösen Fanatismus seiner Glaubensgenossen aufstachelte, den Krieg gegen die Okkupationstruppen. Er erreichte auch seine Absicht, denn die Versammlung beschloß, trotz der eindringlichen Warnungen Hafiz Paschas, eine Depesche nach Konstantinopel zu richten, worin sie die Bereitschaft der Bevölkerung zum Kampf gegen die Okkupation erklärte.

Da Hafiz Pascha bei dieser Gelegenheit erkannt hatte, wie gefährlich der Mufti mit seinem Fanatismus in Anbetracht der ohnehin schon erregten Bevölkerung und der kommenden Dinge werden konnte, beeilte er sich, ihn wieder nach dem Sandschak Novibazar zurückzusenden, 20. Juli.

Allein die aufgeregten Volksleidenschaften ließen sich nicht mehr eindämmen, um so weniger, als es ja keineswegs der Mufti allein war, der zum Widerstand reizte.

Das trotzige Selbstbewußtsein, in das die Machthaber in Sarajevo sich hineingeredet hatten und hineingeredet worden waren, zeigte sich auch in der Protestdepesche, die sie an Bismarck richteten und in der sie, mit dem erbittertsten Widerstande drohend, gegen die Bestimmung des Berliner Kongresses Stellung nahmen.

Die Verzögerung des Einmarsches der k. k. Truppen trug noch dazu bei, die Erregung zu steigern, denn sie gab den Agitatoren Muße, ihr Werk zu tun. Nicht minder gefördert wurde jene durch die zweideutige Haltung der Pforte, die die Bevölkerung

[1]) Gelehrter des Kanonischen Rechts.

Bosniens völlig im unklaren darüber ließ, wie sie selber sich gegenüber der Okkupation verhielt.

So kam es, daß sich die im Volke angesammelte Erregung schließlich in einer Explosion Luft machte. Die Besatzung Sarajevos bestand an diesem Tage — es war der 27. Juli — bloß aus 3 Bataillonen, 1 Schwadron und 60 Artilleristen, wovon ein bosnisches Bataillon mit der exzedierenden Menge gleich gemeinsame Sache machte. Diese geringe Truppenmacht, die durch Detachierungen von Wachen zum Schutze der Konsulate noch geschwächt wurde, reichte natürlich nicht hin, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Behörden suchten die aufgeregte Menge daher durch Vertröstungen und Zugeständnisse zu beschwichtigen, was immerhin zur Folge hatte, daß es zu keinem größern Blutvergießen kam.

Als Hafiz Pascha am nächsten Tage bei grauendem Morgen sich heimlich in den Besitz der obern Stadt setzen wollte, wo sich die Geschütze, Waffen und Munitionsvorräte befanden, wurde er durch die Wachsamkeit der Insurgenten daran gehindert, von ihnen gefangengenommen und seines Amtes entsetzt.

Noch am selben Tage bildete sich die neue Regierung, und zwar wurden mit dem Oberbefehl über die Streitkräfte der Scheich Mohammed Efendi Hadschi Jamaković und Haki Ismail Beg betraut, mit der Zivilregierung — ein wunderlicher Tausch — der abgesetzte Militärkommandant Hafiz Pascha.

Da der Einmarsch der k. k. Truppen in Bosnien stündlich zu erwarten war, beeilte sich die neue Regierung, allen Behörden im Lande Auftrag zu geben, bewaffneten Widerstand zu leisten.

Hadschi Lojo hatte inzwischen eine theatralische Verbrüderungsfeier zwischen Moslims und Orthodoxen inszeniert, was zu lärmenden Umzügen führte, bei denen die Serben, die sonst europäische Kleidung zu tragen pflegten, sich im Nationalkostüme zeigten, um bei den Machthabern keinen Anstoß zu erregen.

Als der abgesetzte Adlatus des Vali, Constant Pascha, am folgenden Morgen, 29. Juli, Sarajevo mit zwei Begleitern verlassen wollte, wurde er von den Aufrührern daran gehindert und unter einem Hagel von Beschimpfungen und Drohungen von seiten des Pöbels wieder zurückgebracht. Die Menge warf sich dann beutegierig auf seine Wagen und plünderte sie. Als sie damit zu Ende war, verlangte sie noch die Köpfe der drei Gefangenen. Nur mit Mühe gelang es einigen besonnenen und beherzten Männern, diese vor der wütenden Meute zu retten, wobei Hadschi Lojo in

der ihm sicher ungewohnten Rolle eines Organs der Ordnung auftrat.

Diese Szene hatte zur Folge, daß die Konsuln von Deutschland, England und Frankreich sich bei Hafiz Pascha hierüber beschwerten und ihn für den Schutz der christlichen Einwohner verantwortlich machten. Daraufhin wurden die Konsulate durch militärische Wachtposten geschützt, was um so rätlicher war, als an diesem Tag auch die Gefängnisse geöffnet wurden; ein Symptom, das sich bei Revolutionen ebenso sicher einzustellen pflegt wie die Verbrüderungsszenen.

Am folgenden Tage konnten die ottomanischen Behörden Sarajevo unter dem Schutze einer bewaffneten Eskorte ungehindert verlassen. Einen Tag später verließ auch der k. und k. Generalkonsul Wassitsch Sarajevo, durch einen Ausweisungsbefehl der Nationalregierung hierzu gezwungen. Für sicheres Geleit sorgte — damit es auch an Humor nicht fehle — der Bandit Hadschi Lojo.

Weit geringern Anklang als in der Hauptstadt fand der Aufstand in den verschiedenen Sandschaks. Nur in den Bezirken von Bihać und Brčka war man von allem Anfang an zum Widerstande gegen die Okkupation entschlossen. Im übrigen verhielt man sich ihr gegenüber einstweilen noch lau und zeigte wenig Neigung, dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen, zumal im Bezirke Tuzla und namentlich in dem von Kostajnica, wo sich die Notabeln geradezu weigerten, dem von Sarajevo ausgehenden Rufe zu den Waffen zu gehorchen; eine Weigerung, derentwegen sie von den Machthabern in der Hauptstadt für vogelfrei erklärt wurden.

Erst im Verlaufe der Okkupationskämpfe schlossen sich auch die Bewohner in den Sandschaks dem Aufstand an.

Ein lebhaftes Echo fand der Widerstandsgedanke dagegen in der Herzegovina, deren kriegerischen Bewohnern die Aussicht auf neue Kämpfe zumindest nichts Abschreckendes hatte. Wohl standen sich hier Mohammedaner und Orthodoxe noch feindseliger gegenüber als in Bosnien, aber von einer Besetzung ihres Landes durch Österreich-Ungarn wollten die einen ebensowenig wissen wie die andern; die Mohammedaner, weil sie ein christliches Regiment verabscheuten; die Orthodoxen, weil sie sich schon mit dem Gedanken der Vereinigung mit Montenegro vertraut gemacht hatten.

Dem gewalttätigen Charakter der Bevölkerung entsprechend, setzte sich der Umsturz in Mostar blutiger in Szene als in Sara-

jevo. Dort hatte sich in den letzten Julitagen ein Aktionskomitee gebildet, an dessen Spitze Ali Aga Hamsić und Hadschi Ali Draže standen. Es versuchte sich zunächst der in Mostar dislozierten Truppen zu versichern, was ihm zwar nur bei einem einzigen aus Travnik rekrutierten Bataillon gelang, ihm aber trotzdem ermöglichte, sich zum Herrn der Situation zu machen, da sich die übrigen Truppen der Garnison ganz passiv verhielten. Die Insurgenten erstürmten am 31. Juli[1]) mit Hilfe des übergegangenen Bataillons den Konak und richteten dort unter den ottomanischen Regierungsbeamten ein Blutbad an, dem nur der Militärkommandant Ali Pascha entkam. Ali Aga Hamsić übernahm nun die Zivilagenden der Regierung, Hadschi Ali Draže die militärischen. Im Bezirke Stolac übernahm der reiche und einflußreiche Beg Hamsi Rizvanbegović die Leitung des Widerstandes, in den Bezirken von Trebinje, Korjenići und Žubči taten es Ali Aga Fetagić und Adem Sehović. Außerdem traten auf diesem Gebiete der Insurrektion zwei ottomanische Generale als Bandenführer auf: Ismet Pascha und Ali Ćengić Pascha.

*

Das war der Zustand, in dem sich Bosnien und die Herzegovina befanden, als die Truppen Österreich-Ungarns sich anschickten, diese Länder in Besitz zu nehmen.

Dem Einmarsche ging eine Proklamation an die Bevölkerung voraus, die folgenden Wortlaut hatte:

„Bewohner von Bosnien und der Herzegovina!

Die Truppen des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn sind im Begriffe, die Grenzen Eures Landes zu überschreiten. Sie kommen nicht als Feinde, um sich dieses Landes gewaltsam zu bemächtigen. Sie kommen als Freunde, um den Übeln ein Ende zu bereiten, welche seit einer Reihe von Jahren nicht nur Bosnien und die Herzegovina, sondern auch die angrenzenden Länder von Österreich-Ungarn beunruhigen.

Der Kaiser und König hat mit Schmerz vernommen, daß der Bürgerkrieg dies schöne Land verwüstet; daß die Bewohner desselben Landes einander bekriegen; daß Handel und Wandel unterbrochen, Eure Herden dem Raube preisgegeben, Eure Felder unbebaut sind und das Elend heimisch geworden ist in Stadt und Land. Große und schwere Ereignisse haben es Eurer Regierung unmöglich gemacht, die Ruhe und Eintracht, auf denen die Wohl-

[1]) Nach dem Generalstabswerk erst am 2. August.

fahrt des Volkes ruht, dauernd herzustellen. Der Kaiser und König konnte nicht länger ansehen, wie Gewalttätigkeit und Unfriede in der Nähe seiner Provinzen herrschten, — wie Not und Elend an die Grenzen seiner Staaten pochten. Er hat das Auge der europäischen Staaten auf Eure Lage gelenkt und im Kongresse zu Berlin wurde einstimmig beschlossen, daß Österreich-Ungarn Euch die Ruhe und Wohlfahrt wiedergebe, die Ihr so lange entbehrt. Seine Majestät der Sultan, von dem Wunsche für Euer Wohl beseelt, hat sich bewogen gefunden, Euch dem Schutze seines mächtigen Freundes, des Kaisers und Königs, anzuvertrauen. So werden denn die k. und k. Truppen in Eurer Mitte erscheinen. Sie bringen Euch nicht den Krieg, sondern bringen Euch den Frieden. Unsere Waffen sollen jeden schützen und keinen unterdrücken. Der Kaiser und König befiehlt, daß alle Söhne dieses Landes gleiches Recht nach dem Gesetze genießen; daß sie alle geschützt werden in ihrem Leben, in ihrem Glauben, in ihrem Hab und Gut. Eure Gesetze und Einrichtungen sollen nicht willkürlich umgestoßen, Eure Sitten und Gebräuche sollen geschont werden. Nichts soll gewaltsam verändert werden ohne reifliche Erwägung dessen, was Euch nottut. Die alten Gesetze sollen gelten, bis neue erlassen werden. Von allen weltlichen und geistlichen Behörden wird erwartet, daß sie die Ordnung aufrecht erhalten und die Regierung unterstützen. Die Einkünfte dieses Landes sollen ausschließlich für die Bedürfnisse des Landes verwendet werden. Die rückständigen Steuern der letzten Jahre sollen nicht eingehoben werden. Die Truppen des Kaisers und Königs sollen das Land nicht drücken, noch belästigen. Sie werden mit Geld bezahlen, was sie von den Einwohnern bedürfen. Der Kaiser und König kennt Eure Beschwerden und wünscht Euer Wohlergehen. Unter seinem mächtigen Szepter wohnen viele Völker beisammen und jedes spricht seine Sprache. Er herrscht über die Anhänger vieler Religionen und jeder bekennt frei seinen Glauben. Bewohner von Bosnien und der Herzegovina! Begebt Euch mit Vertrauen unter den Schutz der glorreichen Fahnen von Österreich-Ungarn. Empfanget unsere Soldaten als Freunde, — gehorchet der Obrigkeit, nehmt Eure Beschäftigung wieder auf und Ihr sollt geschützt sein in den Früchten Eurer Arbeit."

Dieser Aufruf verhallte aber ohnmächtig. Man hatte es in Wien eben versäumt, den Einmarsch durch ein Mittel vorzubereiten, das weit wirksamer gewesen wäre als die schönsten Worte: durch Geld. Zwar hatte man es nicht ganz unterlassen, dieses Mittel zu versuchen, aber es offenbar in unzulänglicher Weise getan. Mit welch lächerlich geringen Beträgen man eine Wirkung zu erzielen glaubte, geht aus einer abfälligen Bemerkung hervor, die Mollinary hierüber in seinen Memoiren macht, indem er eines Agitationsfonds von — 3000 Gulden Erwähnung tut.[1])

[1]) „46 Jahre", Bd. II, S. 301.

Diese übel angebrachte Sparsamkeit mochte auch mit Schuld daran gewesen sein, daß der Aufruf zum Anschluß an Österreich-Ungarn, den der katholische Bischof von Sarajevo im Sommer 1876 an die Bevölkerung richtete, nicht das erwartete Echo gefunden und seinen Zweck verfehlt hatte: die denselben Zweck verfolgenden Proklamationen Serbiens und Montenegros zu paralysieren.

Vierter Abschnitt:

Die Okkupation

UNIV. OF MICH.

Ka.

T. D
G. B
R.G.I
B.

I

Der Schauplatz der Okkupation[1])

Das Gebiet, das von den Truppen Österreich-Ungarns besetzt werden sollte, ist mit Ausnahme des Landstrichs längs der Save und des untern Narentatales, die zum Teil sumpfiges Tiefland bilden, durchwegs Gebirgsland.

Durch den Hauptzug der Dinarischen Alpen, die von Nordwesten nach Südosten streichen, parallel der Adriaküste, wird das Gebiet in zwei voneinander landschaftlich sehr verschiedene Abschnitte gegliedert, einen großen nordöstlichen: Bosnien, und einen viel kleinern südwestlichen: die Herzegovina.

Bosnien ist ein zum großen Teil mit Wald bedecktes, von tief eingeschnittenen Flußbetten durchzogenes Gebirgsland, das, im Süden von mehr als 2000 Meter hohen Gipfeln gekrönt, nach Norden zu allmählich in die Saveniederung übergeht. Der Boden ist fruchtbar, war vor der Okkupation aber noch höchst mangelhaft bebaut. Das Klima ist sehr ungleichmäßig, in den höher gelegenen Teilen rauh und reich an Nebeln und Niederschlägen (der Sommer und Herbst 1878 waren allerdings abnorm regnerisch). Das Land ist, zumal in den Bergen, nur dünn bevölkert, die Einwohnerzahl der Städte mit Ausnahme der Hauptstadt gering. Sarajevo zählte 1878 zwischen 40000 und 50000 Seelen.

Ganz andern Charakter zeigt die Herzegovina. Sie stellt ein von wilden, hohen Randgebirgen umschlossenes felsiges und zumeist kahles, wasserarmes Karsthochland dar. Weite Strecken sind mit wüstem Geröll bedeckt und bar aller Vegetation. Die Anbaufähigkeit ist daher sehr beschränkt. In den wenigen Vegetationsoasen herrscht allerdings ein Wachstum von südlicher Üppigkeit. Die klimatischen Verhältnisse bewegen sich in Extremen: im regen-

---

[1]) Diesem Abschnitte liegen die Angaben des offiziellen Werkes über die Okkupation zugrunde. Dessen Titel lautet: „Die Okkupation Bosniens und der Herzegovina durch die k. k. Truppen im Jahre 1878". Nach authentischen Quellen dargestellt in der Abteilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchivs, Wien, 1879. Der Kürze wegen ist dieses Werk im Verlaufe des vorliegenden Textes aber immer nur als „Generalstabswerk" zitiert.

armen Sommer glühende Hitze, die bei dem herrschenden Wassermangel doppelt fühlbar wird; im Winter auf den Plateaus eisige Kälte und häufig furchtbare Schneestürme. Die Bevölkerung ist, dem unwirtlichen, streckenweise unbewohnbaren Charakter des Landes entsprechend, noch viel dünner gesät als in Bosnien.

Die Verkehrsverhältnisse des gesamten Okkupationsgebietes — für die bevorstehende Besetzung das Allerwichtigste — befanden sich damals im denkbar mangelhaftesten Zustande. Bahnen gab es überhaupt keine. Auf der einzigen Bahnlinie, die Bosnien zu jener Zeit besaß — zwischen Banjaluka und Doberlin — war der Betrieb eingestellt worden. Schuld an diesen trostlosen Verkehrsverhältnissen war die Indolenz der Einheimischen im Vereine mit dem Geldmangel, der Korruption und Trägheit der ottomanischen Behörden, die im spröden und unfügsamen Charakter der Natur des Landes noch eine Stütze fanden. So kam es, daß bloß für die notdürftigsten Verbindungswege gesorgt war, und auch dies nur schlecht. Die Mehrzahl aller Ortsverbindungen bestand aus Saumwegen, die, unfahrbar und oft beschwerlich, im Karstgebiete der Herzegovina nicht selten bloß dem geübten Blicke der Einheimischen erkennbar waren und militärischen Operationen die ärgsten Schwierigkeiten entgegensetzten, sofern sie überhaupt benützt werden konnten.

Die vorhandenen fahrbaren Feldwege kamen nur für leichtes Fuhrwerk in Betracht und bloß in trockenem Zustande.

Gebaute und gebahnte Straßen gab es nur wenige, alle vernachlässigt und auch fehlerhaft angelegt. Namentlich die Brücken befanden sich in schlimmem Zustande; die besten rührten noch aus vortürkischer Zeit her.

Die größern Straßen folgten zumeist den Fingerzeigen, die die Natur durch die Flußläufe gab und deren Herstellung daher geringere Arbeit verursacht hatte. Da die größern Flüsse Bosniens aber alle in nördlicher Richtung ihren Weg nehmen, so führten die Hauptstraßen daselbst alle von Süden nach Norden beziehungsweise umgekehrt. An fahrbaren Transversalverbindungen dieser Straßen in westöstlicher Richtung fehlte es gänzlich, denn da zwischen den Flußtälern, parallel zu ihnen, Gebirgszüge von teilweise bedeutender Höhe streichen, hätte die Herstellung von Verbindungswegen viel Arbeit und große Kosten verursacht, zwei Dinge, von denen die ottomanischen Behörden nichts wissen wollten. So behalf man sich denn in transversaler Richtung ausschließlich mit dürftigen Saumpfaden.

Nach Sarajevo, dem Zentrum des ganzen Okkupationsgebietes, führten nachstehende Straßen von Norden her:

1. Von Bihać über Ključ, an die folgende Straße anschließend, nur für leichtes Fuhrwerk taugend: 62 Reitstunden, 13 Märsche.

2. Von Alt-Gradiska über Banjaluka, Jaice, Travnik, Vitez, an die folgende Straße anschließend, zur Not fahrbar: 57 Reitstunden, 12 Märsche.

3. Von Brod über Vranduk und Busovaca, die beste vorhandene Straße, aber ebenfalls nur für leichtes Fuhrwerk: 44 Reitstunden, 9 Märsche.

4. Von Nova Brčka über Dolnja Tuzla und Kladanj. Nur bis Tuzla fahrbar, dann schwieriger Saumweg: 34 Reitstunden, 7 Märsche.

5. Von Rača über Janja, Zvornik und Vlasenica, in der Posavina gut fahrbar, später nur streckenweise für leichtes Fuhrwerk benutzbar: 40 Reitstunden, 9 Märsche.

Von Westen, also von Dalmatien aus, führten nur zwei Wege nach Sarajevo:

1. Von Bili Brig über Livno nach Travnik, anschließend an Route 2, Poststraße: 50 Reitstunden, 9—10 Märsche.

2. Von Metković über Mostar, Konjica an die Route 3. Als Kunststraße gebaut, aber vernachlässigt: 41 Reitstunden, 8 Märsche.

Über Sarajevo hinaus in die eigentliche Türkei führte bloß eine einzige Straße über Novibazar nach Mitrovica, die, ursprünglich fahrbar, sich in so vernachlässigtem Zustande befand, daß sie streckenweise für Wagen ganz unbenützbar war.

Entsprach die Lage der in Betracht kommenden Straßenzüge, sonach auch der Richtung, die die Okkupationstruppen zu nehmen hatten, so wurde dieser Vorteil durch den Mangel an Transversalverbindungen wieder arg beeinträchtigt, denn er mußte den Kolonnen die Fühlungnahme untereinander sehr erschweren, ja für lange Strecken ganz unmöglich machen. Dies bedingte aber eine größere Stärke der einzelnen Kolonnen, die ja, von den übrigen durch unwegsame Gebirgszüge getrennt, ganz auf sich selbst angewiesen waren.

Ein anderer, noch schwerer fühlbarer Nachteil für die Truppen, die das Land besetzen sollten, war dessen Armut an Hilfsquellen. Sie zwang jene, ihren gesamten Lebensbedarf mitzunehmen, was eine außerordentliche Vermehrung des Wagenparks zur notwendigen Folge haben mußte; ein Übelstand, der, an sich schon ein Nachteil, weil er die Beweglichkeit der Truppen behinderte, bei dem verwahrlosten Zustande der Straßen doppelt schwer ins

Gewicht fiel und noch andere Schwierigkeiten mit sich brachte: Bei dem gänzlichen Mangel an fahrbaren Nebenwegen mußte der Train nämlich dieselbe Straße benutzen wie die Truppen, wodurch die Kolonnen ganz ungeheuer in die Länge gezogen wurden. Das erschwerte aber nicht nur die Beweglichkeit aufs äußerste, sondern forderte den Feind zu Angriffen auf den Train geradezu heraus, bedingte somit eine möglichst starke Bedeckung des Wagenparks und dadurch eine empfindliche Schwächung der verfügbaren Streitkräfte; nicht zu reden von den bedenklichen Folgen, die jede Stockung — und solche waren bei der Menge der Fahrzeuge und den trostlosen Wegverhältnissen nicht zu vermeiden — nach sich ziehen mußte.

Noch eines Übelstandes muß schließlich gedacht werden, der sich aus den besondern Verhältnissen des Okkupationsgebietes ergab und sich namentlich in hygienischer Hinsicht geltend machen sollte: das war der Mangel brauchbarer Unterkünfte für die Truppen, die hierdurch fast ausschließlich auf das Biwak im Freien angewiesen und somit den empfindlichen Unbilden des launischen Klimas ausgesetzt waren.

Nicht so bedenklich wie die natürlichen Hindernisse, die diese beiden Länder ihrer Besetzung entgegenstellten, waren die künstlichen: die Befestigungswerke. Waren solche, dem kriegerischen Naturell der Bewohner und der stürmischen Geschichte des Landes entsprechend, auch zahlreich vorhanden, so befanden sich doch die meisten in jenem Zustande der Verwahrlosung, der für das türkische Regiment auf allen Lebensgebieten charakteristisch ist.

Nur wenige dieser vielen festen Plätze — fast jeder wichtige Ort besaß ja ein befestigtes Kastell — konnte einem ernsten Angriff längern Widerstand entgegensetzen. Manche allerdings waren, obschon ebenfalls vernachlässigt, durch ihre natürliche Lage so geschützt, daß ein Erstürmen fast ausgeschlossen war. So die auf schroffen, unzugänglichen Felsen thronenden Festungen Ključ und Kladuš in Nordwestbosnien und das für uneinnehmbar geltende Klobuk in der Herzegovina.

Trotz aller Verwahrlosung und ungenügenden Widerstandsfähigkeit boten diese meist an gut gewählten Punkten angelegten Befestigungen den Insurgenten doch wirksame Stützpunkte, die ihrem Widerstande Nachdruck gaben.

Außer den Kastellen taten dies auch die diesen Ländern eigentümlichen Wachthäuser, „Kulas“ und „Karaulas“ genannt, die, zumeist an den Straßen in der Nähe der montenegrinischen

und serbischen Grenze angelegt, im Frieden als Schutzhäuser für die Reisenden, im Krieg aber als Feldbefestigungen dienten und die Beherrschung der Verbindungen erleichterten.[1])

Nach alldem war es für die Truppen Österreich-Ungarns somit keine leichte Aufgabe, diese beiden Länder zu besetzen, deren Natur sich dagegen kaum minder widerspenstig zeigte als ihre Bewohner.

II

Die Streitkräfte der Insurgenten

Betreffs der Zahl und Zusammensetzung der Streitkräfte, über die die Insurrektion verfügte, befand man sich vor Beginn der Okkupation in Wien völlig im unklaren. Aber nicht nur in Wien; auch im Lager der Insurgenten wußte man hierüber nichts Sicheres und konnte es nicht wissen, denn bei den chaotischen Zuständen, die damals in Bosnien und in der Herzegovina herrschten, war jede auch nur annähernd zutreffende Berechnung einfach unmöglich. Wohl hatte die nationale „Regierung" die allgemeine Bewaffnung der wehrfähigen Männer angeordnet und selbst Christen und Juden dazu gepreßt, aber sie war ganz außerstande, die Durchführung dieser Maßregel auch zu überwachen, weil es ihr bei allem Drakonismus an den hierzu notwendigen Machtmitteln fehlte; wenigstens in der Provinz, wo die verschiedenen Agas und Begs nach ihrem eigenen Gutdünken schalteten und walteten. Hier war der Stimmungswechsel zudem ein derartiger, daß dieselben Leute, die sich heute der Okkupation friedlich fügen wollten, morgen von wilder Kampfbegierde erfüllt waren, so daß die Zahl der Insurrektionsstreitkräfte beständig an- und abschwoll, was im Verlaufe der Okkupation dann noch mehr der Fall war, da der Widerstand im umgekehrten Verhältnisse zu den Erfolgen der k. k. Truppen anwuchs oder abnahm.

Auch nach dem Feldzuge ließen sich aus diesem Grunde keine sichern Erhebungen pflegen, und die Angaben, die das Generalstabswerk über die Zahl und Verteilung der Insurrektions-

[1]) Die Kulas waren aus Stein gebaute, meist runde Türme mit zwei Geschossen, von denen das untere als Stall zu dienen pflegte, und mit Schießscharten. Sie boten Raum für 10 bis 80 Mann. Die Karaulas waren ganz ähnlich, aber aus Holz gebaut und im obern Geschosse mit einem balkonartig vorragenden Verteidigungsgang versehen. Sie faßten bloß 10 bis 20 Mann.

streitkräfte macht, können keinen Anspruch auf Authentizität machen, werden übrigens von ihm selbst als „Maximalzahlen" bezeichnet, sind also zweifellos zu hoch gegriffen. Sie folgen hier:

	Insurgenten	Reguläre	Zusammen	Geschütze
In Ostbosnien (Posavina und Žvornik) .	12700	1300	14000	11
„ Bosnatal und Sarajevo	10500	3500	14000	39
„ Südostbosnien (Romanja planina usw.)	8700	300	9000	2
„ Krajina	9400	1600	11000	4
„ Türkisch-Kroatien und Livno . . .	23600	6400	30000	15
„ Herzegovina	14300	700	15000	4
Im ganzen	79200	+ 13800	= 93000	75

Von diesen Zahlen bieten nur die sich auf die regulären türkischen Truppen beziehenden einen festen, obschon auch nicht sichern Anhalt.

Zu Beginn der Okkupation betrug die Zahl der im Okkupationsgebiete dislozierten türkischen Truppen etwa 23000 Mann,[1]) die sich auf 41 Bataillone Infanterie und unbedeutende Detachements Kavallerie und Artillerie mit 77 Geschützen verteilten. Von diesen 41 Bataillonen rekrutierten sich 30 im Okkupationsgebiet, der Rest in Albanien, Rumelien und Anatolien.[2]) Ihre Verteilung und Zusammensetzung war Ende Juni folgende:

	Nizams (Linie)	Redifs (Landwehr)	Mustafihz (Landsturm)	
In Bosnien	5	13½	8½	= 27
„ der Herzegovina	3	3½	7½	= 14
Zusammen	8	17	16	= 41

Mitte Juli standen in Bosnien 23, in der Herzegovina 18 Bataillone.

Die Kommandanten dieser Truppen befanden sich in einer ebenso unklaren als schwierigen Lage, denn die Pforte, in gewohnter Hinterhältigkeit und Zweideutigkeit, ließ sie über ihre Pflichten im Zweifel, so daß sie nicht wußten, woran sie eigentlich waren. Erst am 3. August, also zu einer Zeit, als die Okkupationstruppen schon im Lande standen, fand sich die Pforte ver-

[1]) Im Generalstabswerk wird die Zahl der Truppen S. 53 mit 40000 Mann, S. 874 mit 23000 Mann angegeben; die letztere Zahl dürfte der Wahrheit mehr entsprechen.

[2]) Das Generalstabswerk spricht (S. 54) nur von 4 albanesischen und 6 kleinasiatischen Bataillonen, ohne sich über die Nationalität des elften exterritionalen Bataillons zu äußern, das dem Verfasser offenbar ganz entgangen ist. Kötschet erwähnt auch rumelische Truppen, „Türkenzeit", S. 92.

anlaßt, bekannt zu geben, daß sie der einstweiligen (muwaket) Okkupation Bosniens und der Herzegovina durch Österreich-Ungarn zugestimmt habe, daß die Bevölkerung sich daher dem Einmarsche nicht mit bewaffneter Hand widersetzen solle.[1]) Bis dahin aber hatte sie die Behörden von der politischen Lage in so vager Weise unterrichtet, daß diese glauben mußten, zumindest konnten, die Okkupation wäre noch keine ausgemachte Sache, sondern befände sich noch im Stande der Verhandlungen. Daß sich bei den Militärbehörden infolgedessen die Neigung zeigte, den Einmarsch fremder Truppen nicht ruhig hinzunehmen und wenigstens Protest dagegen zu erheben, kann ihnen, eben weil es Soldaten waren, nicht übelgenommen werden. Als solchen mußte es ja ihrem militärischen Gefühle widerstreben, das Land, zu dessen Verteidigung sie doch dawaren, einem fremden Heer ohne Gegenwehr zu überlassen.

Noch schwerer freilich mußte es ihnen fallen, die ihnen anvertrauten Waffen den Insurgenten auszuliefern und mit den wüsten Gesellen, die sich als Vaterlandsretter aufspielten, gemeinsame Sache zu machen, und so mancher von ihnen, die dem zuchtlosen Treiben um sie ohnmächtig zusehen mußten, mag den Tag herbeigesehnt haben, an dem die k. k. Truppen gründlich Ordnung machen würden. So hatte auch Hafiz Pascha angesichts des Drunterunddrübers, das in Sarajevo infolge des Aufstandes eingetreten war, den k. u. k. Generalkonsul um Beschleunigung des Einmarsches ersucht.

Andere Offiziere dagegen, wie der ottomanische Generalstabsmajor Omer Bei und der Oberstleutnant Nuri Bei, traten in der Krajina, sei's nun aus Überzeugung oder bloß aus kriegerischem Ehrgeiz, entschieden für die Insurrektion ein und machten sich den Okkupationstruppen durch ihre militärischen Fähigkeiten unangenehm fühlbar.

Einfacher als bei den Kommandanten lagen die Verhältnisse bei der Mannschaft der türkischen Truppen.

Von den 30 einheimischen Bataillonen ging der größte Teil zu den Insurgenten über, teils aus nationalen oder konfessionellen Sympathien, teils der Verführung und dem Zwange gehorchend. Die aus andern Teilen des türkischen Reichs rekrutierten Soldaten dagegen verhielten sich der Insurrektion gegenüber zumeist teilnahmlos und leisteten ihr nur widerwillig Folge. Vor den

[1]) J. Kötschet, „Türkenzeit", S. 97.

Feind gestellt, kämpften sie zwar tapfer, ließen sich dann aber gefangennehmen, um diesem Zwange zu entgehen.

Der Zustand der türkischen Truppen ließ in jeder Hinsicht viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig. Ein Bericht des k. k. Generalkonsulats schildert ihn folgendermaßen:

„An Kleidung herrschte große Not. Die Nahrung ist nur in den Städten erträglich. Am Marsch, an der Grenze und in den kleinen Garnisonen ist der Soldat ganz der Willkür der Lieferanten und der Korruption der höhern Offiziere preisgegeben und erhält anstatt der vorschriftsmäßigen Ration etwas Mehl oder gar nur Getreide. Bezüglich der Disziplin und Schlagfertigkeit ist wenig Gutes zu berichten. Die Offiziere müssen den Soldaten viele Fehler nachsehen, um ihnen den Dienst, den sie nur unwillig leisten, nicht ganz zu verleiden. Der kleinste Unfall würde eine massenhafte Desertion zur Folge haben. Die Truppen haben nicht die genügende Zahl an Tragtieren für Munition und Effekten, geschweige denn für Verpflegung, Zelte und für den Sanitätstrain. Schnelle Märsche und Konzentrierungen an einen Ort sind mit Hindernissen verbunden.“ [1])

Nur in einem Punkte waren die türkischen Truppen gut versehen: sie besaßen Munition und Waffen in reichster Fülle. Beides war an allen wichtigen Ortschaften des Okkupationsgebietes in großen Mengen aufgestapelt. Travnik und Banjaluka allein hatten im Frühjahr 20000 kg Munition bezogen.

III

Die militärischen Vorbereitungen Österreich-Ungarns

Sobald es feststand, daß Bosnien und die Herzegovina von Österreich-Ungarn besetzt werden sollten, traf dieses seine militärischen Vorbereitungen.

Zum Einmarsch in Bosnien wurde das XIII. Armeekorps bestimmt. Da es damals im Frieden noch keine Korpsverbände gab, mußte es erst formiert werden. Es wurde aus den Infanterietruppendivisionen VI (Graz), VII (Triest) und XX (Essegg) zusammengesetzt und sammelte sich längs der Save in der ehemaligen slawonischen Militärgrenze zwischen Kostajnica und Samac in einer Ausdehnung von ungefähr 170 km. Es zählte $43^1/_4$ Bataillone, $13^2/_4$ Schwadronen, 7 Feldbatterien zu je 8 Geschützen und 8 Gebirgsbatterien zu je 4 Geschützen, zusammen 88 Geschütze, ferner 9 Kompagnien technischer Truppen und

[1]) Generalstabswerk S. 75 nach einem Berichte des k. u. k. Generalkonsulats vom 21. Juni 1878.

4 Kriegsbrückenequipagen, mit einem normierten Gesamtstande von 55633 Mann und 10043 Pferden.

Für die Herzegovina war die XVIII. Infanterietruppendivision (Spalato) bestimmt, die zwischen Imoski und Vrgorac in Mitteldalmatien Aufstellung nahm. Sie setzte sich aus $13^1/_4$ Bataillonen, $^3/_4$ Schwadronen, 1 Feldbatterie und 4 Gebirgsbatterien mit 24 Geschützen sowie 3 Kompagnien technischer Truppen zusammen, im ganzen 17080 Mann und 3270 Pferde.[1])

Zum Kommandanten des XIII. Armeekorps wurde der Kommandierende in Prag, Feldzeugmeister Josef Freiherr von Philippović, ernannt; zu dem der XVIII. Infanterietruppendivision Feldmarschalleutnant Stefan Freiherr v. Jovanović, der diese Division schon im Frieden befehligte. Beide Generale entstammten der Militärgrenze, die der Monarchie schon so viele tüchtige Generale geschenkt hatte, und beide durften auf eine rühmliche militärische Vergangenheit und ungewöhnlich rasche Beförderung zurückblicken.[2])

Trotz dieser mannigfachen Auszeichnungen Philippovićs war ursprünglich doch ein anderer zu dieser Aufgabe ersehen gewesen, nämlich Feldzeugmeister Anton Freiherr v. Mollinary. Wie bereits erzählt, hatte ihm der Kaiser schon im Juli 1875 für den bereits damals ins Auge gefaßten Fall einer Besetzung Bosniens das Kommando über die hierzu bestimmten Truppen in Aussicht gestellt, und er hatte auch sicher mit dieser Ernennung gerechnet, empfand es daher als schwere Kränkung, daß an seiner Stelle ein anderer mit diesem ehrenvollen Rufe betraut wurde, und zwar um so mehr, als er sich, auf die Worte des Kaisers vertrauend, für diese Aufgabe sorgfältig vorbereitet hatte und sich hierzu auch befähigt hielt. Wie sehr ihn diese Wahl seines obersten Kriegsherrn beglückt hatte, geht aus der bewegten Wärme hervor, mit der er sich, in merklichem Gegensatz zu seiner sonst so kühl zurückhaltenden Schreibweise, hierüber äußert:

„... diese Behauptung sollte nunmehr in Erfüllung gehen und ich! ich selbst! berufen sein, die österreichisch-ungarische Fahne dort aufzupflanzen. Mir, mir sollte das Glück beschieden sein, kaiserliche Truppen in die Länder

[1]) Siehe Anhang, II, Ordre de bataille.

[2]) Josef Freiherr Philippović von Philippsberg wurde am 28. April 1819 als Sohn eines Grenzeroffiziers geboren und trat schon mit sechzehn Jahren als Kadett in sein heimatliches Regiment. Er machte unter Jellačić die Einnahme Wiens im Jahre 1848, den Krieg in Ungarn 1849 mit, zeichnete sich 1859 bei San Martino unter Benedek aus, nahm 1866 am Kriege in Böhmen als Generalstabschef des II. Korps teil und bekleidete vor der Okkupation die Stelle eines Kommandierenden in Prag.

zu führen, deren mehrhundertjährige Klagen über barbarische Bedrückung in meiner Heimat so lautes Echo gefunden, alle meine Träume durchdrungen, in mir immer und immer wieder den heißen, leidenschaftlichen Wunsch erregt hatten, daß Österreich-Ungarn dort als Befreier auftreten möge! Und mich überkam eine nicht zu schildernde Freude, ein Gefühl solcher Sicherheit und Kraft, daß mir bei Lösung der in Aussicht stehenden Aufgabe nichts als zu groß, nichts als zu schwer erschien." [1])

Gleich Philippović aus einer Grenzerfamilie stammend, ebenfalls eine glänzende und sogar noch raschere Karriere hinter sich — er war mit dreißig Jahren schon Oberst — hätte er vor jenem noch eine intimere Kenntnis der südslawischen Verhältnisse vorausgehabt, da er als Kommandierender von Kroatien und Chef der Grenzverwaltung sieben Jahre, 1870—1877, lang vollauf Gelegenheit gehabt hatte, die Vorgänge im benachbarten Bosnien aus nächster Nähe zu beobachten. Er durfte darum ohne Selbstüberhebung von sich sagen: „Wenn je für eine, so war ich für diese Aufgabe gründlich vorbereitet." Warum sie ihm trotz dieser Verheißung nicht zuteil wurde, verschweigt er, sei's, weil er es selber nicht erfahren hatte, sei's aus Diskretion. In der Armee wäre seine Ernennung zum Kommandanten der Okkupationstruppen jedenfalls mit mehr Sympathien begrüßt worden als die Philippović's, denn dieser erfreute sich wegen seines hochfahrenden, schroffen Wesens keiner Beliebtheit.

Nicht minder ehrenvoll als die bisher zurückgelegte militärische Laufbahn Philippović's war die Jovanović's.[2])

Abgesehen von den zur Okkupation bestimmten Truppen, wurde auch die Mobilisierung der in Dalmatien dislozierten 2 Besatzungsbrigaden in der Stärke von $8^3/_4$ Bataillonen und 7 Kompagnien Festungsartillerie mit rund 9400 Mann angeordnet, wodurch die Gesamtzahl der mobilisierten Truppen einen Stand von 82113 Mann erreichte. Auch die Festungsartilleriegarnisonen an der Save, Brod und Alt-Gradiska sowie 3 Feldeisenbahnabteilungen im Grenzgebiete wurden mobil gemacht.

---

[1]) „46 Jahre", Bd. II, S. 289.

[2]) Am 5. Januar 1828 zu Pazariste im Ottočaner Grenzbezirk geboren, trat er 1845 in das steirische Infanterieregiment Nr. 27, machte in diesem die Feldzüge von 1848 und 1849 in Italien mit, wurde dem Generalstabe zugeteilt und wiederholt mit militärisch-diplomatischen Missionen betraut. Drei Jahre hindurch leitete er auch das k. k. Generalkonsulat in Sarajevo. Im Jahre 1869 tat er sich im Aufstand der Bocchesen (s. diesen) hervor, wobei er, wie übrigens schon 1866 in Italien, verwundet wurde. Seit dem Sommer 1877 kommandierte er die XVIII. Division in Dalmatien. Er galt für einen ausgezeichneten Kenner von Land und Leuten in Dalmatien, Bosnien und der Herzegovina.

Ferner wurde die in Kroatien-Slawonien dislozierte XXXVI. Infanterietruppen-Division, 14 Bataillone, auf den erhöhten Friedensstand gebracht (157 Mann für die Kompagnie statt 95 und 74 Mann bei den Reserveregimentern).[1])

In Dalmatien traf man auch fortifikatorische Maßnahmen. So wurden die Festungswerke von Cattaro entsprechend instand gesetzt und ergänzt, der Narentaübergang bei Metković gesichert und der Depotplatz Fort Opus befestigt. Die Bucht der türkischen Enklave von Klek wurde durch Seeminen gesperrt und zu deren Schutz mit einer Batterie versehen. Auch einige Dampfer der Kriegsmarine wurden an der dalmatischen Küste für alle Fälle in Dienst gestellt.

Am 26. Juli, 16 Tage nach Beginn der Truppentransporte, war der Aufmarsch des XIII. Armeekorps beendet. Der Plan für die Operationen wurde durch die geographischen und politischen Verhältnisse der zu besetzenden Länder klar vorgezeichnet. Deren Mangel an natürlichen Ressourcen und die hierdurch bedingte Notwendigkeit eines übergroßen Trains; ihre Unwegsamkeit und daher die voraussichtlich bedeutenden Schwierigkeiten, diesen schwerfälligen Troß rasch vorwärts zu bringen: machten allein schon die Teilung des Armeekorps in mehrere Kolonnen notwendig. Zudem war diese auch aus politischen Rücksichten geboten, da es galt, sich des Landes in allen seinen Gebieten zu bemächtigen. So hatte denn jede der drei Divisionen des Korps einen andern Weg zu nehmen und die Save an einem andern Punkte zu überschreiten. Und zwar die VI. Division, mit der von der XX. Division abgetrennten 39. Infanteriebrigade und dem Hauptquartier, in der Mitte bei Brod, die XX. links von ihr bei Samac, die VII. rechts bei Alt-Gradiska; diese aber nur mit zwei ihrer Brigaden, während die dritte nicht über die Save, sondern bei Kostainica über die Unna setzen sollte. Alle vier Kolonnen sollten konzentrisch gegen das Herz des Landes vorrücken, dessen Hauptstadt Sarajevo (Bosna Seraj) als Endziel vor Augen. Zunächst jedoch sollte bloß die Mittelkolonne den direkten Weg auf dieses Ziel nehmen; von den beiden andern Kolonnen hatte die rechte (VII. Division) mit ihren zwei Unterkolonnen getrennt auf Banjaluka, dann vereint im Vrbastale auf die frühere Hauptstadt Travnik

[1]) Die 80 Infanterieregimenter der k. k. Armee bestanden damals aus je 1 Linienregiment von 3 Bataillonen und 1 Reserveregiment von 2 Bataillonen, das im Gegensatze zu jenem bleibend in seiner Ergänzungsbezirksstation dislociert war.

zu marschieren, während die linke Kolonne (XX. Division) über Dolnja Tuzla auf Zvornik rücken sollte, um den dortigen insurgierten Kreis zu pazifizieren.

Weit getrennt vom XIII. Korps und unabhängig von ihm, so lange sich's nicht um gemeinsam vorzunehmende Operationen handeln würde, hatte die XVIII. Division die Hauptstadt der Herzegovina, Mostar, zum Operationsziele.

Am 28. Juli sollte der Einmarsch in Bosnien erfolgen; aber am 27. gebot ein Telegramm aus Wien, noch zu warten; ein Aufschub, der durch die hinhaltende Politik der Pforte verursacht worden war. Am Goldenen Horn schien man sich eben noch der Hoffnung hinzugeben, durch ein Hinauszerren der Verhandlungen die Besetzung der zwei bisher türkischen Provinzen zumindest zu erschweren, ja sie vielleicht ganz hintanzuhalten. Auf dem Ballplatze bekundete man diesen Verschleppungsversuchen gegenüber eine höchst überflüssige Geduld, vielleicht von dem Wunsche bewogen, der Pforte Zeit zu lassen, auf die Bevölkerung einzuwirken und diese auf den Einmarsch des k. k. Heeres vorzubereiten; ein Kalkul, der zwar naheliegen mochte, aber, wie sich zeigen sollte, ganz und gar nicht zutraf. So hatte sich die Regierung noch im letzten Augenblick in ihrem Vorhaben aufhalten lassen und damit mehr Rücksicht auf die türkischen Wünsche als auf die eigenen Truppen bekundet, die hierdurch mitten in den Vorbereitungen zum Saveübergang unterbrochen wurden.

Wie zwecklos dieser Aufschub war, zeigte schon der nächste Tag, an dem der Befehl zum Vormarsche nun doch erfolgte.

Am 29. Juli konnte demnach endlich der Saveübergang beginnen. Er erfolgte an den bereits vorhin genannten drei Punkten, teils auf Fähren, teils auf Kriegsbrücken.

Entsprechend dem getrennten Einmarsche der drei Hauptkolonnen, müssen auch ihre Schicksale gesondert dargestellt werden.

IV

Die Mittelkolonne

Sie bestand, wie bereits erwähnt, aus der VI. Division unter Feldmarschalleutnant Carl v. Tegetthoff, dem Bruder des Siegers von Lissa, der sich schon 1866 in Böhmen als Chef des Kundschafterbureaus trefflich bewährt hatte, und der 39. Infanteriebrigade unter Generalmajor Kaiffel und wurde vom Korpskomman-

danten Feldzeugmeister Freiherrn v. Philippović persönlich geführt. Ihre Stärke betrug $20^3/_4$ Bataillone, 8 Schwadronen, 4 Feld- und 4 Gebirgsbatterien, 6 Kompagnien technischer Truppen und 8 Korps-Brückenequipagen, zusammen rund 18000 Mann mit 900 Pferden und 48 Geschützen.

Der bei Brod am 29. und 30. Juli durchgeführte Saveübergang des Hauptquartiers und der VI. Division ging ohne Unfall vonstatten, und das Häuflein türkischer Soldaten, das die Besatzung der Festung Türkisch-Brod bildete — 45 Mann —, leistete natürlich keinen Widerstand. Wohl aber suchte ein türkischer Offizier dem Korpskommandanten ein Protestschreiben zu überreichen, das dieser jedoch unter Berufung auf den Beschluß des Berliner Kongresses, dem die Pforte zugestimmt habe, sowie auf seine Proklamation zurückwies.

Gleich der erste Tag auf bosnischem Boden gestaltete sich für die k. k. Truppen höchst unerfreulich, als wollte das Schicksal ihnen andeuten, was ihnen noch bevorstehe. Die glühende Hitze, die an diesem Tage herrschte, und der daher sich doppelt empfindlich geltend machende Wassermangel hatten zur Folge, daß der Marsch der VI. Division auf Dervent zu einem wahren Leidenswege wurde und die Leute vor Erschöpfung zu Hunderten am Straßenrande liegen blieben. Im Laufe des Tages fanden sich zwar die meisten wieder in dem bei Dervent bezogenen Lager ein, 11 Mann aber waren doch der Hitze erlegen: die ersten Opfer des Feldzuges.

Dem bösen Tage folgte eine ebenso böse Nacht. Um 8 Uhr abends ging ein furchtbarer Wolkenbruch nieder, der bis 11 Uhr nachts dauerte und sich um 2 Uhr morgens mit gleicher Wucht wiederholte. Die Folge davon war, daß die von dem Marsch in der glühenden Hitze noch erschöpften Truppen weder die Ruhe, deren sie bedurft hätten, finden, noch auch abkochen konnten, denn der herabstürzende Regen löschte die Lagerfeuer. Damit nicht genug, hatten die angeschwollenen Fluten des Lobvanicabaches die Brücke über diesen weggerissen und damit den Verpflegtrain, der sich noch jenseits des Baches befand, von der VI. Division vorläufig abgeschnitten. Da die Regengüsse andauerten, wurden alle Wegverbindungen und durch den Sturm auch die zwischen Brod und Dervent eben erst hergestellte Telegraphenlinie zerstört. Ein Vormarsch auf den an sich schon schlechten, durch die Wassermengen in ein Kotmeer verwandelten Straßen war um so weniger ratsam, als die Verbindungslinie im

Rücken der Kolonne durch die zerstörten Brücken und unfahrbar gewordenen Wege bedenklich gefährdet erschien. So gab der Feldzeugmeister der VI. Division am 31. Juli einen Rasttag. Auch der an diesem Tage erfolgende Saveübergang der die zweite Staffel der Kolonne bildenden 39. Infanteriebrigade gestaltete sich bei dem hohen Wasserstande des Flusses und der Überschwemmung der niedrigen Ufer recht beschwerlich.

Infolge dieser unvorhergesehenen und unabwendbaren Hindernisse trat in den Operationen eine Stockung ein, über die Philippović folgenden Bericht nach Wien depeschierte:

„Die Unmöglichkeit der Vorrückung vor verläßlicher Herstellung der Kommunikationen und die Notwendigkeit der Ergänzung des Verpflegvorrats bei den Truppen zwangen mich trotz allem Ankämpfen, heute, den 1. August, noch hier bei Dervent zu bleiben. Gegen die Elemente kann ich nicht aufkommen, werde aber mit aller Energie den Zeitverlust einzubringen suchen. Der außerordentlich schwierigen Kommunikationen halber kann die Hauptkolonne nur in Staffeln ins Bosnatal geschoben werden und dürfte voraussichtlich das Hauptquartier am 3. August in Doboj eintreffen." [1])

Dank der rastlosen, mühevollen Arbeit der Genie- und Pioniertruppen gelang es, die zerstörte Verbindung zwischen Brod und Dervent bis zum 1. August wiederherzustellen, und da auch das Wetter sich mit diesem Tage aufheiterte, konnte der Vormarsch am 2. August wieder angetreten werden. Und zwar in vier Staffel geteilt.

An diesem Tage noch konnte der Feldzeugmeister sein Eintreffen in dem 22,5 km südlich von Dervent gelegenen Orte Kotorsko nach Wien melden, wobei er die „beispiellose Hingebung" der Tag und Nacht arbeitenden technischen Truppen betonte und deren Vermehrung als notwendig bezeichnete, da auf die Dauer solche Leistungen „zur Auflösung" führen müßten. In demselben Telegramm konnte er auch das Eintreffen der 1. Gebirgsbrigade von der VII. Division in Prjedor und der XX. Division in Gračanica melden. Hinsichtlich der Haltung der Einwohnerschaft berichtete er, sie sei „im allgemeinen durch unser Auftreten, insbesondere die besitzende Klasse ganz gewonnen, nachdem die in Sarajevo ausgebrochene Bewegung einen kommunistischen Charakter haben soll". [2])

Die bis dahin bekundete Haltung der Bevölkerung schien dieser optimistischen Auffassung des Feldzeugmeisters auch recht zu geben, und die im selben Sinne gehaltenen Berichte des

[1]) Generalstabswerk, S. 122.

[2]) Ebenda, S. 124.

Generalstabshauptmanns Millinković zu bestätigen, des vormaligen Vizekonsuls in Sarajevo, der im Frühjahr dorther gemeldet hatte, daß die christliche Bevölkerung von den loyalsten Gefühlen beseelt sei. Derselbe Offizier verlachte auch die wohlgemeinten Warnungen eines Franziskanerguardians, der in Brod auf die Gefahren aufmerksam machte, die den Truppen von der Bevölkerung drohten, und meinte, man dürfte sich an das Gerede dieses „alten Pfaffen" nicht kehren.[1]) Der Feldzeugmeister sollte jedoch bald eines Bessern belehrt werden und erkennen, daß die Bevölkerung durchaus nicht so harmlos war, als er erwartete.

Am 1. August hatte er den eben genannten Hauptmann Millinković mit der 5. Eskadron des 7. Husarenregiments unter Rittmeister Paczona ins Bosnatal vorausgesandt, mit der Aufgabe, die Wegverhältnisse zu erkunden, unter den Einwohnern Proklamationen zu verteilen, sie auf den bevorstehenden Einmarsch der k. k. Truppen vorzubereiten sowie auch Proviant aufzutreiben. Zu diesem Zwecke wurde der der Intendantur zugeteilte Oberleutnant von Haydegg des 21. Feldjägerbataillons mit 20000 Gulden mitgesandt.

In Maglaj, einem hauptsächlich von Mohammedanern bewohnten Städtchen, das schon vor nahezu 200 Jahren (1697) von österreichischen Truppen unter Prinz Eugen erobert worden war, fand die Schwadron zwar keinen Widerstand, wurde aber von den Behörden, die ihre eigene friedliche Gesinnung betonten, darauf aufmerksam gemacht, daß ihr ein solcher bei Zepče bevorstehe.

Am 3. August setzte Hauptmann Millinković seinen Vormarsch gegen Zepče fort. Als die Vorhut der Schwadron in die Talsenkung des Ortes gelangte, wurde sie mit heftigem Gewehrfeuer empfangen und fand sich bald genötigt, den Rückzug anzutreten, da der Feind überlegene Kräfte entfaltete, worauf die ganze Schwadron auf Maglaj zurückging. Inzwischen hatte sich jener aber auch im Rücken der Schwadron bemerkbar gemacht, und diese sah sich, als sie kehrtmachte, von allen Seiten beschossen, vom Maglajer Kastell sogar mit Kanonen. Wieder im Orte angelangt, geriet sie in ein vom rechten Bosnaufer unterhaltenes Schnellfeuer und setzte sich, um rasch aus dessen Bereich zu entkommen, in Galopp. Das aber wurde ihr zum Verderben, denn an einem der beiden mitgeführten Wagen wurde ein Pferd niedergeschossen, und zu diesem Hindernis kam noch ein zweites,

[1]) Georg Freiherr v. Holtz, k. u. k. Oberst, „Von Brod bis Sarajevo", Wien 1907, C. W. Stern.

böseres dazu: ein totes Husarenpferd, das mitten auf der Straße lag, just dort, wo diese sich im scharfen Buge nach Westen wandte. Über dieses nicht rechtzeitig wahrnehmbare Hindernis stürzten nun die dahersprengenden Husaren, so daß die Straße alsbald von einem wild zuckenden Knäuel hilfloser Menschen und herumschlagender Pferde versperrt war und die später einlangenden Reiter sich gezwungen sahen, von der Straße seitab in die Felder zu jagen, wie dies manche schon bei Beginn des feindlichen Feuers getan hatten. Da die Felder aber vielfach von Zäunen durchzogen waren, kamen sie nicht rasch genug von der Stelle und erlitten im Kreuzfeuer der von beiden Berglehnen her schießenden Insurgenten starke Verluste.

Oberleutnant v. Haydegg, der sich in dem Wagen befand, dessen Pferd niedergeschossen worden war, sprang heraus und fiel, von den Insurgenten umzingelt, nach tapferer Gegenwehr unter ihren Handschars. Dasselbe Schicksal ereilte auch Oberleutnant Graf Chorinsky. Die Kasse mit den 20000 Gulden geriet in die Hände des Feindes. Dem Führer des Streifkorps, Hauptmann Millinković, gelang es aber, sich zu retten. Er hatte in schmerzlichster Weise zu fühlen bekommen, wie irrig seine optimistischen Konsulatsberichte über die Stimmung der Bevölkerung gewesen waren, und er mag dabei des „alten Pfaffen" in Brod gedacht haben, dessen Warnungen er so leichtfertig in den Wind geschlagen hatte.

Die Verluste der k. k. Truppen bei diesem unglücklichen Gefechte betrugen nach dem Generalstabswerke 2 Offiziere und 36 Mann tot, 3 Mann verwundet, 4 Mann vermißt. Doch wird die Zahl der Vermißten von anderer Seite weit höher, mit 15 bis 20 Mann, angegeben, was auch viel wahrscheinlicher klingt.[1]) Der Rest der ganz zersprengten Schwadron, deren Stärke ursprünglich 144 Mann betragen hatte, fand sich erst nach und nach im Verlaufe der nächsten Tage zur Truppe zurück.

Durch dieses unglückliche Debut der k. k. Truppen auf dem bosnischen Kriegstheater war just das geschehen, was um jeden Preis hätte vermieden werden sollen, denn es war vorauszusehen, daß eine Schlappe gleich zu Anfang der Okkupation die Insurgenten in ihrem Widerstande ermuntern und diesen, wo er noch nicht vorhanden war, entfachen würde. Das aber konnte für den weitern Verlauf des ganzen Unternehmens unberechenbare Folgen

[1]) G. Frh. v. Holtz, „Von Brod bis Sarajevo".

nach sich ziehen. Auch mußte ein solches Ereignis in der Monarchie Beunruhigung und Mißstimmung hervorrufen, um so mehr, als man die Okkupation dort ohnehin schon mit scheelen Blicken betrachtete.

Doppelt peinlich war diese Schlappe für das k. k. Heer, ja für Österreich-Ungarn überhaupt, weil es seit der Katastrophe von 1866 nun schon die zweite war — die erste 1869 in der Krivosije —, die es erlitten hatte, zur Enttäuschung und Beschämung der Monarchie, zur Schadenfreude ihrer Gegner.

Eine so schwache Rekognoszierungsabteilung 60 km voraus, mitten in Feindesland zu senden, an sich schon ein Wagnis, bekundete dadurch, daß sie bloß aus Reitern bestand, im Hinblick auf den gebirgigen Charakter des Landes einen befremdenden Mangel an Vorsicht, der sich durch die Mitsendung einer so bedeutenden Summe noch weniger entschuldigen ließ. Auch die Wahl einer der Landessprache nicht mächtigen Truppe — die Husaren waren zumeist Magyaren — war keine glückliche zu nennen.[1]) Es erscheint darum auch nicht unverdient, wenn diese Mission als in der Kriegsgeschichte vereinzelt dastehend bezeichnet und von den „kindlichen Gemütern" im Hauptquartier gesprochen worden ist.[2]) In diesem war man eben in der optimistischen Vorstellung befangen gewesen, man werde bei der Bevölkerung nicht auf ernstlichen Widerstand stoßen.

Nun aber, da man über die wahre Gesinnung der Einwohner nicht länger im Zweifel sein konnte, entschloß man sich im Hauptquartier, den Vormarsch mit aller gebotenen Umsicht in steter Kampfbereitschaft fortzusetzen. Hierzu erwies es sich als notwendig, die auf der einzigen vorhandenen Straße im Bosnatale marschierende Hauptmacht durch genügend starke Seitenkolonnen vor unliebsamen Überfällen zu sichern. Das aber bedingte wieder weit frühere Aufbruchstunden dieser Kolonnen, weil sie in dem oft ganz weglosen Gelände nur mühsam vorwärts kommen konnten, bei gleicher Aufbruchszeit ihrer Aufgabe, die Mittelkolonne zu

[1]) Oberst Dr. Walter v. Walthofen, der den Okkupationsfeldzug als Major des 5. Ulanenregiments und Kommandant der Kavallerie der VII. Division mitgemacht hatte, bezeichnet es in seinen „Kritischen Betrachtungen über den Okkupationsfeldzug 1878 in Bosnien" (Danzers „Armee-Zeitung" Nr. 32 vom 6. August 1908) als einen unverständlichen Mißgriff, warum man statt des magyarischen 7. Husarenregiments nicht gleich das der Landessprache kundige kroatisch-slawonische 12. Ulanenregiment dem Okkupationsheere zugeteilt habe, das erst im spätern Verlaufe des Feldzugs zu diesem beordert wurde.

[2]) G. Frh. v. Holtz, „Von Brod bis Sarajevo", S. 48.

sichern und rechtzeitig ins Gefecht eingreifen zu können, somit nicht hätten gerecht werden können.

Durch die wachsende Unwegsamkeit des Terrains, in dem die oft zerstörten Straßenkörper erst brauchbar gemacht werden mußten, ging der am 4. August begonnene Vormarsch der VI. Division nur langsam vonstatten, wobei der Zusammenhang der Hauptkolonne mit den Seitenhuten sich lockerte und schließlich ganz aufhörte.

An diesem und am folgenden Tage hatte die Division heftige Gefechte zu bestehen, bei Kosna und Maglaj, die beide mit dem Rückzuge des Feindes endeten.

Am 7. August sah sie sich bei ihrem Vormarsch auf Žepče neuerdings dem Feinde gegenüber, der hier bedeutende Kräfte, etwa 7—8000 Mann, entfaltete und ihr ein scharfes Treffen lieferte, aber wieder das Feld räumen mußte, wobei er neben beträchtlichen Vorräten auch an 400 Gefangene zurückließ; zumeist Leute eines anatolischen Redifbataillons, das sich ergeben hatte. Außer diesem hatte noch ein zweites Redifbataillon am Kampfe teilgenommen und damit gezeigt, daß die Pforte es mit dem Berliner Vertrage nicht eben genau nahm. Das ging auch aus einem von der 3. Gebirgsbrigade der VII. Division aus Banjaluka eingetroffenen Telegramm hervor, worin deren Kommandant dem Hauptquartier folgendes meldete:

„Soeben war der Mutessarif bei mir, um eine Weisung von Konstantinopel vorzulesen, wonach die k. k. Truppen aufgefordert werden, nicht weiter vorzugehen, Österreich-Ungarn wird für jedes Blutvergießen verantwortlich gemacht. Die Haltung der Bevölkerung gewinnt an Entschiedenheit."

Unter Mühsalen aller Art, durch das Zurückbleiben der Verpflegskolonnen auf den elenden Straßen wiederholt verzögert, wurde der Vormarsch am 10. August wieder aufgenommen. Der bei der alten Türkenfeste Vranduk erwartete Widerstand des Feindes erfolgte hier ebensowenig wie bei Zenica, wo das Hauptquartier am Nachmittag des 11. August eintraf und wo sich im Laufe der folgenden Nacht die ganze VI. Division sammelte.

Mit dem Erreichen dieses wichtigen Straßenknotenpunktes war die Fühlung mit der VII. Division hergestellt, die am 10. August in Travnik eingetroffen war, denn von Zenica zweigte eine Querstraße nach Vitez an der Straße Travnik—Sarajevo ab.

Bevor der weitere Vormarsch der Hauptkolonne auf Sarajevo zur Sprache kommen soll, müssen die Schicksale der beiden Flügelkolonnen erzählt werden.

V
Die rechte Kolonne

Sie bestand bekanntlich aus der VII. Infanterietruppendivision und setzte sich aus drei Gebirgsbrigaden mit 14¼ Bataillonen, 3¼ Schwadronen, 4 Gebirgsbatterien mit 16 Geschützen und 2 technischen Kompagnien zusammen, im ganzen 17724 Mann mit 3178 Pferden. Ihr Kommandant war Feldmarschalleutnant Herzog Wilhelm von Württemberg, der sich sowohl 1859 in Italien als 1864 in Dänemark durch seine persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hatte und in der Armee großer Sympathien erfreute.

Das dieser Division zugewiesene nächste Operationsziel war die alte bosnische Königsstadt Travnik, die den vom Hauptquartier getroffenen Dispositionen zufolge am 8. August erreicht werden sollte.

Die Division überschritt, wie schon erwähnt, die Grenze in zwei Gruppen; mit der 2. und 3. Gebirgsbrigade bei Alt-Gradiska über die Save, mit der 1. Gebirgsbrigade westlich davon bei Kostajnica über die Unna.

Der Übergang bei Alt-Gradiska vollzog sich am 29. Juli teils auf Kriegsbrücken, teils auf einer Dampffähre rasch und ohne Schwierigkeiten, da die kleine Besatzung von Türkisch-Gradiska (Berbir), jenseits des Flusses, gleich der von Türkisch-Brod bei der Hauptkolonne, ohne Gegenwehr die Waffen streckte.

Am frühen Morgen des folgenden Tages traten die zwei Brigaden den Marsch ins Innere an und trafen am Nachmittag, von der drückenden Hitze ermattet, in Maglaj ein (Maglaj am Vrbas, nicht zu verwechseln mit dem an der Bosna!) Daselbst erschien der k. k. Vizekonsul Depolo aus Banjaluka und ersuchte um schleunige Besetzung dieser Stadt, deren christliche Bevölkerung von den Mohammedanern bedroht sei. Die Rücksicht auf den sehr erschöpften Zustand der Truppen und der am Abend losbrechende Gewittersturm machten es dem Herzog jedoch unmöglich, dieser Bitte sofort zu willfahren. Dies konnte erst am folgenden Tage, 31. Juli, geschehen.

Wider Erwarten fanden die k. k. Truppen die Stadt und das Kastell unbesetzt und konnten auf diesem unbehindert die kaiserliche Fahne hissen.

Der Herzog beließ hier das 22. Infanterieregiment von der 3. Gebirgsbrigade, einen Zug Ulanen und eine Gebirgsbatterie

unter Generalmajor Sametz und setzte nach zwei Rasttagen, deren zweiter durch die Nachricht vom Stocken des Vormarsches der Hauptkolonne im Bosnatale bedingt war, am 3. August den Marsch auf Travnik fort.

Am 5. kam es bei Rogelje zum ersten Gefecht auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes.[1]) Es endete mit dem Rückzug der Insurgenten. Unter den auf dem Kampfplatze zurückgebliebenen

[1]) An dem Gefechte bei Rogelje hatte auch Erzherzog Johann Salvator teilgenommen, der die 2. Gebirgsbrigade kommandierte, wobei er eine für seine Umgebung höchst unangenehme Nervosität bekundete. Bei dem Interesse, das der später von einem geheimnisvollen und romantischen Nimbus umwobenen Persönlichkeit dieses Prinzen entgegengebracht zu werden pflegt, dürfte es nicht überflüssig sein, hier einzuflechten, was ein als Offizier sicher nicht gehässiger Gewährsmann über sein Verhalten berichtet: „In diesem Gefechte begann sich leider bereits die Wirkung des leidenden Zustands des Erzherzogs Johann durch hochgradige Nervosität, Ungeduld bemerkbar und für die Umgebung fühlbar zu machen. Zurückzuführen ist diese Erkrankung auf den Folgezustand einer gegen früher ganz ungewohnten und forciert durchgeführten Lebensweise. Seine kaiserliche Hoheit betonte, daß ein ins Feld ziehender Krieger von Haus aus sich die größten Entbehrungen auferlegen, in allen Dingen sich der ausgiebigsten Enthaltsamkeit befleißigen müsse. Dieser plötzliche Kontrast von der Lebensweise eines kaiserlichen Prinzen in ein selbstauferlegtes, übertriebenes Temperenziertum war der Krankheitserreger. Schon bei Mobilisierungsbeginn enthielt sich der Erzherzog jedweden Genusses von Kaffee, Tee, Schokolade, Spirituosen jeder Art; nur Wasser und wieder Wasser wurde zu sich genommen. Bessere Speisen, wie Braten, Geflügel, usw., kurz alle andern Bedürfnisse wurden auf ein Minimum reduziert, um sowohl dem Geiste als auch dem Körper eine würdige Vorbereitung für die folgenden Strapazen des Feldzuges zu geben ... So rückte Erzherzog Johann zur Übernahme des Kommandos der 2. Gebirgsbrigade in Alt-Gradiska nur mit einem Reitknechte, beide beritten, ohne sonstiges Personale oder Wagen, Koffer, Kisten und dergl. ein. Der Reitknecht war dessen Um und Auf, sein ganzes Gefolge. Das Gepäck, Uniformsorten, Beschuhung usw. hatte Seine kaiserliche Hoheit für sich und den Reitknecht nur in den auf beiden Pferden fortzubringenden Packtaschen. Zwei Pferde, ein Reitknecht und einige Packtaschen bildeten die Ausrüstung eines Generals — eines kaiserlichen Prinzen für einen Feldzug! Getreu seinem Grundsatze der Abhärtung und Kasteiung jeder Art, wurde auch für die Offiziere seines Stabes das Essen nur so gekocht wie für die Mannschaft. Daß nach wenigen Tagen der Erzherzog bereits vor jedem Fleisch Ekel empfand, daß der fortgesetzte Genuß von Konserven und Etappenartikeln einen hartnäckigen Magenkatarrh heraufbeschwor, das ist bei einer so ungewohnten, plötzlich pedantisch eingehaltenen Lebensweise nur zu erklärlich. Dieser leidende Zustand mußte rückwirkend auf das ganze Seelenleben, auf die Nerven wirken. Dazu kam noch die durch die Kriegslage, die wenig rosige Situation im Feindeslande vermehrte Aufregung, welche den leidenden Zustand nur verschlimmerte." — Josef Beck, k. k. Hauptmann: „Banjaluka-Jaice", Wien 1908, C. W. Stern, S. 33.

Leichen befand sich auch die eines einflußreichen Notabeln aus Travnik namens Rustan Begović, bei dem man Papiere fand, aus denen sich ergab, daß die türkischen Behörden in Jajce den Widerstand gegen die Okkupationstruppen anfachten.

Die 1. Gebirgsbrigade unter Generalmajor v. Villecz hatte inzwischen am selben Tage wie die beiden andern Brigaden der VII. Division bei Kostajnica die Unna überschritten, wobei ihr zwei vorhandene Jochbrücken zustatten kamen, und war nach mannigfachem Aufenthalte infolge schadhafter Brücken über Novi und Prjedor am 3. August in Banjaluka eingetroffen. Hier wurde sie durch Generalmajor Sametz aufgehalten, der für den Nachschub der Verpflegskolonnen und die Sicherung der Etappenlinie zu sorgen hatte, und genötigt, sich am Flottmachen des daselbst steckengebliebenen Trains zu beteiligen.

Diese Verzögerung ihres Weitermarsches sollte sich bei der Hauptkraft der VII. Division aber empfindlich fühlbar machen, denn der Herzog von Württemberg sah sich infolgedessen auf seinem Marsche nach Travnik vor Jaice am 7. August mit nur ungenügenden Streitkräften, rund 5000 Mann und 8 Geschützen, einer an Zahl anscheinend überlegenen Macht gegenüber. Das Gefecht, das hier am Ufer des Plivasees in einem unübersichtlichen, felsigen und zerrissenen Gelände bei glühender Hitze entbrannte, dauerte vom Vormittag bis zum Abend und stellte an die Ausdauer und den Mut der k. k. Truppen außerordentliche Ansprüche. Namentlich die Hinaufbeförderung der Geschütze auf die steilen Höhen verursachte ungeheure Schwierigkeiten, da die Tragtiere zusammenbrachen und die Mannschaft an ihre Stelle treten mußte. Auch zu einem erbitterten Handgemenge kam es in diesem heißen Treffen. Schließlich wurden aber die Anstrengungen der Truppen durch einen vollständigen Erfolg gekrönt, der in der Besetzung der Stadt und des Kastells von Jaice gipfelte. Der Kommandant der VII. Division schildert in einem Briefe an seinen Bruder seine Eindrücke bei diesem Gefechte wie folgt:

„Ein heftiges Gewitter brach los. Schriftliche Meldung vom rechten Flügel: ‚Jägerbataillon erschöpft, keine Munition, im Rücken beschossen, Batterie muß zurück. Bitte um Bestimmung der Rückzugslinie.' Mündliche Meldung: ‚Der linke Flügel muß sich vor Übermacht zurückziehen. Bitte um Bestimmung der Rückzugslinie.' Zweite mündliche Meldung: ‚Der Feind greift den Train bei Jezero an; wohin soll er zurückgehen?' Schriftlich: ‚Die 1. Brigade kann Varkar Vakuf heute nicht erreichen.' Antwort: Die Jäger sind nie müde, haben noch Patronen. Rückzugslinie gibt es keine. Die Batterie

soll heraufkommen. Ad. 2: Soll wieder vorgehen. Rückzug unmöglich. Ad. 3: Tut mir sehr leid; Train soll sich abfangen lassen, wir werden ihn schon wieder kriegen ... Aber der Train war pfiffig; er fuhr gegen Varkar Vakuf ab, und die Überfaller waren sehr schwach.... Die Batterie I/III erklomm mit übermenschlicher Anstrengung die Felshöhe und kam kampfbereit zu mir. Gleich die ersten Schüsse vertrieben einen Kruppschen Neunzentimeter. Bald darauf bemerkte man eine Abnahme des Feindes und dann ein Rückwärtssammeln der Türken. Es war 4 Uhr 30 Minuten. Das Feuer am linken Flügel wurde heftiger. Da sandte ich zwei Kompagnien unter Major Catinelli des 53. Infanterieregiments auf den linken Flügel und bald darauf das ganze Bataillon der Reserve unter Major Kerczek von Khun Nr. 17. Auftrag: Überflügelung des rechten Flügels, sodann Offensive. Die rückgängige Bewegung des Feindes wurde allgemein. Die Türken sammelten sich links seitwärts ameisenartig. Die Geschütze fuhren ab, alles fing an zu laufen. Signal von mir: Linker Flügel vor! Allseitiges Schnellfeuer, dabei sehr unnütze Munitionsverschwendung. Einige gut angebrachte Schrapnells beschleunigten den Lauf. Wir konnten aber von unsern Felsen nicht rasch genug herab, um schnell zu verfolgen. Anfangs sollte in den Positionen des Gegners gelagert werden; es kam aber bald die Nachricht, Jaice sei geräumt, ganz verlassen. Das Kastell wurde besetzt. Um nach Häusern für die Verwundeten zu suchen, betrat ich als erster, ganz allein die Stadt. Ein Offizier und der einzige Bewohner von Jaice, ein polnischer Straßeningenieur in türkischen Diensten, waren unter dem Tore stehengeblieben. Da bot sich mir ein sonderbarer Anblick: die drei Geschütze, welche uns beschossen hatten, standen in der Straße; als ich die Hand darauf legte und sie zu meinen Gefangenen erklärte, waren sie noch heiß. Stumme Zeugen dieser stummen Szene waren die zwei abgehauenen Köpfe eines Führers und eines Soldaten von Leopold,[1]) die auf dem Tore aufgespießt waren ..."[2])

Der Sieg bei Jaice war mit ansehnlichen Verlusten erkauft: 22 Toten und 173 Verwundeten, d. i. etwa 4% der am Kampfe beteiligten Streitkräfte. Die Verluste der Insurgenten waren aber weit beträchtlicher. Nicht weniger als 342 Leichen aus ihren Reihen wurden von den Truppen später beerdigt.

Am nächsten Tage, 8. August, wurde gerastet, was nicht nur durch die Erschöpfung der Truppen und der Munition — das 53. Infanterieregiment allein hatte bei Jaice 65064 Patronen verschossen — geboten war, sondern auch wegen der sich lawinenartig auftürmenden Verkehrsschwierigkeiten beim Verpflegsnachschub. Das Generalstabswerk berichtet darüber:

„Der Verpflegsnachschub hatte sich infolge der außerordentlichen Terrainschwierigkeiten und durch den vom anhaltenden Regen noch mehr verschlechterten Zustand der Wege bedeutend verzögert. Um Wegsteilen zu nehmen,

---

[1]) D. h. vom Infanterieregiment „Erzherzog Leopold" Nr. 53.

[2]) Oskar Teuber, „Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg", zitiert bei J. Beck, „Banjaluka-Jaice".

mußten von der Bedeckung oft 20 Mann das Fuhrwerk schieben; bei 3000 Fuhrwerke standen in und um Banjaluka, wo schon große Vorräte aufgehäuft waren. Das 2/3 Verpflegsmagazin plagte sich bereits seit vier Tagen, um von Banjaluka nach Han Cadjavica zu gelangen. Das stete Vorspannen der Pferde jener Wagen, die über eine schwierige Stelle hinweggebracht waren, an jene Fuhrwerke, die sie noch zu überwinden hatten, das Umladen der auf niedergebrochenen Fuhrwerken verladenen Artikel auf andere Fuhrwerke, alles dies machte den Marsch äußerst mühevoll und zeitraubend."[1])

Unter solchen Verhältnissen war es kein Wunder, daß unter den Offizieren, die für diese Vorkommnisse die Verantwortung zu tragen hatten, Selbstmorde vorkamen.

Am Nachmittage dieses Tages traf endlich die vom Divisionär so schmerzlich vermißte, von Generalmajor Sametz eigenmächtig so lange zurückgehaltene 1. Gebirgsbrigade im Lager bei Jaice ein. Sie hatte eine außerordentliche Marschleistung hinter sich, denn sie hatte in dem bergigen Gelände mit teilweiser Ausnutzung der Nacht in 36 Stunden 63 Kilometer zurückgelegt, eine Leistung, die um so höher zu bewerten war, als das 46. Infanterieregiment, aus dem sie zur Zeit bloß bestand — das 4. Bataillon des 22. Regiments war zur Bedeckung des Trains zurückgeblieben —, sich aus dem Szegediner Bezirk ergänzte, also aus einer brettebenen Gegend, deren Bewohnern das Bergsteigen somit etwas ganz Ungewohntes war.

Der Weg nach Travnik war durch den Sieg bei Jaice frei geworden, denn der Feind machte keinen Versuch mehr, ihn zu verlegen, so daß der Herzog von Württemberg am 11. August in festlicher Weise seinen Einzug in die alte Königsstadt halten konnte, wobei ihm die Würdenträger aller daselbst vertretenen Konfessionen huldigten und christliche Einwohner vor dem Konak sogar die österreichische Volkshymne sangen.

Damit hatte der Herzog seine vorläufige Aufgabe glücklich durchgeführt und konnte seine Verbindung mit dem Hauptquartier und der Mittelkolonne herstellen, was denn am 11. August auch geschah.

An demselben Tage erhielt er vom Korpskommando den Befehl, eine seiner Gebirgsbrigaden an die Mittelkolonne abzugeben. Diese neuerliche Schwächung der VII. Division wurde dadurch aber wettgemacht, daß die zur Besetzung Banjalukas verwendete 3. Gebirgsbrigade durch das 53. Reserve-Infanterieregiment abgelöst werden und außerdem die 72. Infanteriebrigade aus Kroatien in die Krajina einrücken sollte.

[1]) S. 206.

Der Einmarsch dieser Brigade erfuhr jedoch eine Verzögerung, da sie für den Gebirgskrieg noch nicht hinlänglich ausgerüstet war. Das beeinflußte die Lage der VII. Division um so nachteiliger, als sich die Verhältnisse in ihrem Rücken inzwischen wesentlich verschlimmert hatten. In der Krajina, diesem alten Herde der Insurrektionen, sammelten sich feindliche Scharen und bedrohten die Etappenlinie in bedenklichster Weise. Auch in der rechten Flanke der Division machte sich eine ernste Gefahr bemerkbar; von Livno her sollten nämlich an 4000 Mann, zum Teil türkisches Militär, gegen Dolnji Vakuf rücken. Wie man in Livno den Okkupationstruppen gesinnt war, ergab eine telegraphische Anfrage des Divisionskommandos daselbst, worauf statt einer Auskunft die drastische Antwort „Giaur!" eintraf.

Das Hauptaugenmerk erforderte aber die Lage von Banjaluka, denn gegen diese wichtigste Station der Etappenlinie richteten sich die Bewegungen der Insurgenten vor allem. Es galt also in erster Linie, diesen Platz zu halten. Durch diese Sorge bewogen, entschloß sich der Herzog von Württemberg, von seiner durch die zahlreichen Abgaben ohnehin schon auf die Zahl einer schwachen Brigade zusammengeschmolzenen „Division" noch ein Bataillon mit einer Gebirgsbatterie und einem Zug Ulanen zur Verstärkung der Garnison nach Banjaluka zu entsenden.

Hier hatte die anfänglich friedfertige Haltung der Einwohnerschaft schon nach wenigen Tagen in eine immer stärker hervortretende Feindseligkeit umgeschlagen, die wenig Gutes verhieß und zu äußerster Wachsamkeit nötigte; bestand doch die größte Wahrscheinlichkeit, daß diese auffallende Änderung im Verhalten der Einwohner auf eine Ermutigung von außen zurückzuführen war. Die von allen Seiten einlaufenden ungünstigen Meldungen über Ansammlungen von Insurgenten in der Umgebung verdichteten diese Annahme zur Gewißheit. Angesichts dieser bedrohlichen Lage erbat der Kommandant von Banjaluka, Generalmajor Sametz, dringend Verstärkungen, vor allem aber Artillerie, da er seine einzige Batterie an die Division hatte abgeben müssen. Es wurde ihm auch die Absendung einer halben Batterie und eines halben Bataillons aus Alt-Gradiska zugesagt.

Aber bevor diese Hilfstruppen noch eintrafen, erfolgte schon, am 14. August morgens, der Angriff der Insurgenten. Da Generalmajor Sametz das einzige Regiment, das ihm zur Verfügung stand — Nr. 22, Küstenländer und Dalmatiner — im weiten Umkreise der Stadt auf einzelne Posten verteilt und auch den in der Stadt ver-

bliebenen Rest kompagnienweise disponiert hatte, trat eine Zersplitterung der vorhandenen schwachen Kräfte ein, die sich alsbald empfindlich fühlbar machen sollte.

Die Stadt Banjaluka bot mit den sie durchwegs beherrschenden Anhöhen und ihrem als Befestigung ganz unzulänglichen Kastell der Verteidigung keinerlei Vorteil, um so weniger, als der durch die letzten Regentage angeschwollene Vrbas den Rückzug der Garnison nach Osten unmöglich machte. Die Lage der kleinen, über das ganze Weichbild der Stadt verteilten Besatzung war daher äußerst kritisch. Diese war nicht imstande, das Eindringen der von den Höhen im Westen Banjalukas rückenden Insurgenten und deren Vereinigung mit ihren Gesinnungsgenossen in der Stadt zu verhindern, so daß es zu heftigen Straßenkämpfen kam und die kleine Besatzung des Kastells, zwei Kompagnien, sich vom Feinde eingeschlossen sah. Die Gefahr, daß die k. k. Truppen der Übermacht erliegen könnten, wurde immer drohender. Die Not an Mann war bereits so groß, daß nicht nur Offiziersdiener und Spielleute, sondern sogar die Leichtkranken zur Waffe greifen und die in den dünnen Reihen eingerissenen Lücken füllen mußten. Die Ärzte im Spital hatten, auf das schlimmste gefaßt, Zyankali vorbereitet, um nicht lebend in die Hände der barbarischen Horden zu fallen, die immer mehr an Boden gewannen. Eine glückliche Schicksalsfügung ersparte ihnen jedoch die Ausführung dieses tragischen Vorhabens, denn die Insurgenten hielten sich nach einem mißlungenen Versuch, das Tor zu sprengen, nicht länger beim Spital auf.

Endlich, als die Not schon aufs höchste gestiegen war, hallte den verzweifelt Kämpfenden der Donnergruß der heißersehnten Halbbatterie entgegen. Von alarmierenden Nachrichten zu höchster Eile angespornt, hatte sich Leutnant Röhn mit seinen vier Geschützen in Trab gesetzt, während die zwei Kompagnien im Schnellschritt folgten. Etwa einen Kilometer vom Kampfplatze entfernt versagten die Kräfte der Bespannung, und es blieb nichts anderes übrig, als die Geschütze von der Mannschaft weiterschaffen zu lassen. Um den Kameraden in ihrer Bedrängnis aber die nahende Hilfe anzukünden, ließ Leutnant Röhn einige Schüsse abfeuern. Gegen halb zehn Uhr vormittags konnte er endlich tätig in den Kampf eingreifen und diesem damit eine Wendung zum Guten geben. Als bald darauf die Infanterie eintraf, gelang es allmählich unter erbitterten Kämpfen, den Insurgenten ihre Vorteile wieder zu entreißen, und um 4 Uhr nachmittags war Banjaluka neuerdings im unbestrittenen Besitze der k. k. Truppen.

Dieser Erfolg war mit erheblichen Opfern errungen worden, denn von den 1959 Mann (davon 65 Reiter), die im Feuer gestanden, waren 46 gefallen (darunter 3 Offiziere), 117 (darunter 5 Offiziere) verwundet worden, so daß der Gesamtverlust, inbegriffen 8 Vermißte, 163 Mann betrug, d. i. etwa 8,5 %.

Die Zahl der von auswärts kommenden Angreifer wird auf 2—3000 Mann geschätzt, die sich durch Zuzug aus Banjaluka fast verdoppelt haben sollen. Jedenfalls waren sie den Verteidigern an Zahl überlegen und zudem in einer taktisch wesentlich günstigeren Lage als diese, die daher um so größere Anerkennung verdienen.

VI

Die linke Kolonne

Weit ungünstiger als die Schicksale der Haupt- und rechten Kolonne gestalteten sich die der linken.

Diese stand unter dem Befehle des Feldmarschalleutnants Grafen Ladislaus Szápáry, eines tapfern Reiteroffiziers, der sich 1848/49 unter Radetzky die Sporen verdient und trotz seiner magyarischen Nationalität treu zum Kaiserhause gehalten hatte. Sie zählte gleich den beiden andern Kolonnen 14¼ Bataillone, aber bloß 2¼ Schwadronen, 3 Feldbatterien mit 24 Geschützen — 8 mehr als die rechte Kolonne, aber dafür kein Gebirgsgeschütz — ferner 1 Pionierkompagnie. Ihr normierter Stand betrug 17080 Mann mit 3270 Pferden.

Da jedoch die 39. Infanteriebrigade zur Hauptkolonne abkommandiert wurde, reduzierte sich dieser Stand auf nicht viel mehr als die Hälfte dieser Zahl, nämlich 9841 Mann mit 2755 Pferden. Der Gefechtsstand betrug sogar bloß 6927 Mann.

Die Aufgabe dieser Kolonne war: zunächst den Hauptort des nordöstlichen Bosnien, Dolnja Tuzla, zu erreichen, um sich von dort aus des an der Drina gelegenen wichtigen Zvornik zu bemächtigen und dann über Vlasenica den Anschluß an die Hauptkolonne zu suchen.

Da in diesem Teile Bosniens das mohammedanische Element nicht nur zahlreicher sondern auch als besonders kriegerisch bekannt war, erschien Vorsicht doppelt geboten. Der Saveübergang, der am 29. Juli mittels Schleppschiffen und Dampffähre bewerkstelligt wurde, vollzog sich wie bei den andern Kolonnen ohne Schwierigkeit, und ebensowenig wie dort stießen die k. k. Truppen auch hier an dem jenseitigen Ufer auf Widerstand.

Der Vormarsch erfolgte in zwei Staffeln, von denen die erste die eigentlichen Gefechtstruppen, die im Abstand eines Tagesmarsches folgende zweite aber die verschiedenen Divisionsanstalten umfaßte. Infolge der auch hier niedergehenden Regengüsse ließ sich der Vormarsch auf den grundlosen Wegen gleich sehr beschwerlich an und ging nur langsam vonstatten. Die schweren Fuhrwerke sanken derart in den aufgeweichten Boden ein, daß sie nur mit Hilfe der Mannschaft fortgeschafft werden konnten. Das ganze 70. Reserve-Infanterieregiment wurde schließlich zu diesen Diensten aufgebraucht. Bei den Brücken wieder, die sich in jämmerlichem Zustande befanden, war es die Geniekompagnie, die stets in Anspruch genommen werden mußte. So langte die erste Staffel am Abend des 1. August erschöpft am ersten Marschziel, Gradačac, an.

Noch beschwerlicher gestaltete sich der am folgenden Morgen angetretene Marsch nach Gračanica, da das bisher ebene Gelände nun anzusteigen begann und in ein Bergland überging. Die Pferde, schon von den Strapazen des Vortags ermüdet, versagten auf den meist steilen, vom Regen schlüpfrigen Hängen oft vollständig, und es bedurfte bisweilen 30—40 Mann, um die Wagen, deren Räder an manchen Stellen bis zur Nabe im Straßenmoraste versanken, vorwärts zu bringen. So kam es, daß die Spitzen der Division bis zu der von Gradačac kaum 20 km entfernten Station Dobrovica nicht weniger als zehn Stunden brauchten, der Train sogar noch weit länger. Gračanica war inzwischen von einem dem Gros der Division voraneilenden Detachement besetzt worden; eine Maßnahme, die im Hinblick auf die bedenklichen Nachrichten über die wachsende Erregung der Bevölkerung geboten schien.

Aus Nova Brčka an der Save hatte der dortige k. k. Vizekonsul nämlich gemeldet, daß sich daselbst eine feindselige Bewegung bemerkbar mache, deren Haupt Ismael Bei aus Sarajevo sei und die sich im Lande rasch ausbreite. Die k. k. Truppen sollten auch sehr bald Gelegenheit haben, sich von der Richtigkeit dieser Mitteilung zu überzeugen, denn am 4. August morgens kam es im Türkenviertel von Gračanica bereits zu einem Zusammenstoß zwischen der Avantgarde der Division und den Insurgenten, die aber bald vertrieben wurden. Am 5. August abends traf endlich auch das Gros der Division in Gračanica ein, nachdem es zu dem 30 km langen Wege von Gradačac fünf volle Tage gebraucht hatte.

Am 7. August konnte der Marsch auf Dolnja Tuzla fortgesetzt werden. Schon seit der Abkommandierung der 39. Infanterie-

brigade nur mehr dem Namen nach eine Division, war diese durch den Abgang der zur Sicherung der Etappenlinie und des Trains zurückgebliebenen Truppen auf rund 5000 Mann mit 24 Kanonen zusammengeschmolzen.

Im Sprečatale hatten sich indessen die von allen Teilen der Posavina zusammenströmenden Mohammedaner gesammelt, deren Kampflust durch die Nachrichten über die Affäre bei Maglaj natürlich noch geschürt worden war, um so mehr, als die übertreibende Fama aus der zersprengten k. k. Schwadron ein ganzes Regiment gemacht hatte. Die Leitung übernahm der aus Sarajevo herbeigeeilte Mufti von Taslidža, Mohammed Nureddin Semsikadić, der es dank seiner ungewöhnlichen Begabung und Tatkraft verstand, in die wilden Haufen der Insurgenten eine gewisse Ordnung zu bringen und ihrem Widerstande gegen die Okkupationstruppen ein festes Rückgrat zu geben.

So kam es, daß Graf Szápáry nach einem unbedeutenden Gefechte bei Han Pirkovac vor Tuzla auf einen ebenso heftigen und planmäßigen Widerstand stieß, und nach zwei heißen Kampftagen — 9. und 10. August — am Nachmittage des zweiten sich dazu entschloß, vorläufig von der Eroberung Tuzlas abzusehen und den Rückzug im Sprečatale anzutreten. Als tapferer Soldat, der er war, konnte er sich zu diesem bedeutsamen Schritt nur mit schwerstem Herzen entschließen, aber bei dem durch die notwendigen Abkommandierungen beängstigend zusammengeschmolzenen Stande seiner „Division", bei der hochgradigen Überanstrengung seiner braven Truppen infolge der ungeheuern Marschschwierigkeiten und des zweitägigen Ringens mit einem durch seine Stellung, Beweglichkeit und Zahl überlegenen Feinde; bei der Schwerfälligkeit seines Trains und der Schwierigkeit, ihn gegen die Überfälle der Insurgenten zu schützen; nicht zum wenigsten schließlich bei der drohenden Verminderung des Proviants und der Munition: bei all dem mußte er sich sagen, daß er sich, selbst wenn es ihm bei einem dritten Versuche gelingen sollte, sich Tuzlas zu bemächtigen — eine Möglichkeit, die er unter den gegebenen Verhältnissen nicht eben für wahrscheinlich halten konnte —, der Gefahr aussetzte, mit seiner kleinen Schar abgeschnitten und ausgehungert, in die Hände des Feindes zu fallen; dieses Feindes! Je weiter er aber vordrang, desto größer wurde diese Gefahr, denn desto länger wurde die Etappenlinie, desto mehr Leute bedurfte er zu ihrem Schutze, desto weniger also blieben ihm für den Kampf.

Unter diesen Umständen war es somit ein Gebot militärischer

Notwendigkeit, von einer weitern Verfolgung des angestrebten Zieles einstweilen abzusehen und den Rückzug anzutreten, um der Operationsbasis näher zu sein und in gesicherter Stellung das Eintreffen der unerläßlichen Verstärkungen abzuwarten. Anders zu handeln wäre ein törichtes Wagnis gewesen. Daß dieser Rückzug vom Feinde als ein Bekenntnis der Schwäche aufgefaßt werden und dem durch die Affäre von Maglaj ohnehin schon mächtig entflammten Insurrektionsbrande neue Nahrung schaffen würde, war freilich vorauszusehen; aber so schlimm dies war, so mußte es angesichts der Sachlage dennoch als das kleinere Übel erscheinen; ein Rückzug war doch noch immer besser als eine Katastrophe.

So tat Szápáry denn, was er als umsichtiger Truppenführer tun mußte, er brach das Gefecht am Nachmittag des 10. August ab und befahl den Rückzug.

Sobald die Insurgenten dies erkannten, verdoppelten sie die Heftigkeit ihrer Angriffe und beunruhigten die abziehenden Truppen bis in den späten Abend hinein; erst einige Kanonenschüsse verschafften diesen Ruhe.

Nach einem vom Feinde nicht behelligten Nachtmarsch traf die „Division" um 4 Uhr morgens wieder in Dubovnica ein, um am Vormittage den Rückmarsch nach Gračanica fortzusetzen, wo Szápáry zu bleiben gedachte. Aber schon beim Abmarsch von Dubovnica hatte seine Nachhut unter den heftigen Angriffen der Insurgenten zu leiden, die ihm gefolgt waren, und nachdem ein Tag — der 12. August — ohne Kampf vergangen war, erneuerten die Insurgenten am folgenden Tage ihre Angriffe mit solcher Hartnäckigkeit und in so großer Zahl, daß Szápáry sich auch hier in Graçanica von der Gefahr abgeschnitten zu werden bedroht und daher genötigt sah, noch weiter zurückzugehen. Hierzu standen ihm drei Wege zur Auswahl: derselbe, auf dem er gekommen war, über Gradačac nach Šamac zurück, ein zweiter über das Ozrengebirge nach Maglaj, und ein dritter im Sprečatale abwärts nach Doboj.

Der erste stellte eine Wiederholung all der Mühsale in Aussicht, die die Truppen beim Einmarsche zu erleiden gehabt hatten, nur unter noch ungünstigern Verhältnissen, da die ganze Posavina, durch die man diesfalls marschieren mußte, in hellem Aufruhr begriffen war. Zudem wäre, wenn man diese Richtung einschlug, die lange Etappenlinie der schon weit vorgerückten Hauptkolonne in gefährlicher Weise bloßgestellt worden. Bei dem Wege über Maglaj war diese Gefahr wohl vermieden, aber er führte über be-

waldetes Bergland und war voraussichtlich beschwerlich. So entschied sich Szápáry denn für den Marsch nach Doboj, das ebenfalls an der Etappenlinie der Hauptkolonne lag und eine bessere Stellung bot als das enge Defilee bei Maglaj.

Er setzte also den Rückzug im Sprečatale fort und traf mit dem Gros der Truppen am 14. August in Doboj ein, wo tags darauf auch die letzten Trainwagen anlangten.

So war die XX. Division aus einer überaus gefährlichen Lage glücklich entkommen und konnte hier in Fühlung mit der Hauptkolonne neue Kräfte sammeln, die ihr vom Hauptquartier aus bereits in Aussicht gestellt worden waren.

Wie richtig Graf Szápáry gehandelt hatte, als er nicht den anscheinend nächstliegenden Rückzug auf Šamac nahm, zeigte sich darin, daß auch seine Etappentruppen sich genötigt sahen, ihre Stellungen zu räumen und sich aufs linke Saveufer zurückzuziehen, da selbst Šamac sich nicht mehr halten ließ.

So war Mitte August die ganze Posavina in den Händen der Insurgenten, und die XX. Division hatte all die Mühsale ihres Leidensweges vergeblich erduldet.

VII

In der Herzegovina

Ganz anders als auf den drei bosnischen Einmarschlinien vollzog sich die Besetzung der Herzegovina. Die XVIII. Infanterietruppendivision unter Feldmarschalleutnant Freiherrn v. Jovanović, die mit dieser Aufgabe betraut war, bestand aus 3 Gebirgsbrigaden mit 13¼ Bataillonen, ¾ Eskadronen, 2 Feld- und 3 Gebirgsbatterien mit 24 Geschützen und 3 technischen Kompagnien, zusammen 17080 Mann und 3270 Pferde. Und zwar sollten die 2. und 3. Gebirgsbrigade von Spalato und Zara aus gegen Mostar, die 1. von Ragusa aus gegen Trebinje vorrücken. Jovanović aber, ein erfahrener Kenner von Land und Leuten des zu besetzenden Gebietes, war von der Überzeugung durchdrungen, daß bei einem so bescheidenen Truppenstande einem solchen Gegner in solchem Lande gegenüber eine Teilung der kleinen Macht die verhängnisvollsten Folgen haben konnte, zumal da die Bodenverhältnisse eine Fühlungnahme zwischen beiden Teilen völlig ausschlossen. Er verlangte daher zunächst Verstärkungen. Als ihm diese abgeschlagen wurden, beschloß er ganz auf eigene Faust zu handeln und ging, ohne weder Feldzeugmeister Philippović noch das

Reichskriegsministerium von seinen Absichten in nähere Kenntnis zu setzen, ans Werk. Man war einsichtig genug, ihn trotzdem gewähren zu lassen, da man seinen oft bewährten Fähigkeiten vertraute. Und man sollte in der Folge auch keine Ursache haben, dieses Vertrauen zu bereuen.

Jovanović wählte zum Einmarsch weder die im Narentatale nach Mostar führende Straße, die einzige in leidlich gutem Zustande befindliche des Landes — 8 Reitstunden — noch die von Imoski über Rastovača und Širokibrjeg führende, 13 Reitstunden beanspruchende Verbindung, sondern den bisher noch von keinem Heereszuge betretenen, über die Berge ziehenden Pfad von Vrgorac über Ljubuški nach Mostar. Was ihn zu dieser Wahl bewog, waren folgende Erwägungen. Auf der Linie Metković—Mostar im Narentatale, deren Benutzung, weil sie die einzige ordentliche Straße war, sich fast von selbst zu verstehen schien, durfte er mit Sicherheit auf feindlichen Widerstand rechnen, denn alle Zeichen sprachen dafür, daß er eines solchen gewärtig sein mußte, und da lag es natürlich am nächsten, daß der Feind sich auf dieser Straße zeigen werde, um so mehr, als deren Terrainverhältnisse einer wirksamen Verteidigung entschieden günstig waren. Überdies ließ das ungesunde Klima der stark versumpften Narentagegend die Ansammlung größerer Truppenkörper daselbst wenig ratsam erscheinen.

Um den Feind über seine Absichten zu täuschen, die er selbst seiner Umgebung gegenüber bis zum letzten Augenblick geheimhielt, ließ er Anstalten treffen, als ob er wirklich durch das Narentatal gegen Mostar rücken wollte. Das gelang ihm auch vollständig.

Am 1. August trat er mit seiner Division den Vormarsch an, und zwar brachen die 1. und 2. Gebirgsbrigade von Vrgorac, die 3. von Imoski auf. Da der Weg teilweise sehr steil und schwer gangbar war, stellte er an die Ausdauer der Truppen große Anforderungen, denen sie aber vollauf gerecht wurden.

Am 2. August schon konnte der Feldmarschalleutnant Ljubuški besetzen, dessen türkische Garnison sich nach einigem Verhandeln ergab, ohne daß es zu einem Kampfe kam.

Ein solcher fand erst zwei Tage später — 4. August — bei Čitluk statt und endete mit einem für die k. k. Truppen fast ganz unblutigen Erfolge.

In Mostar war inzwischen ein Aufruhr ausgebrochen, dem mehrere ottomanische Würdenträger zum Opfer fielen, und dem

sich auch ein Teil der Besatzung anschloß, während sich 3000 Nizams unter Ali Pascha nach Gabela an der dalmatinischen Grenze zurückzogen. Im Hinblick auf die herrschende Erregung mußte Feldmarschalleutnant Jovanović auf einen Widerstand in der Landeshauptstadt gefaßt sein. Es mag ihn daher angenehm überrascht haben, als ihm vor Mostar eine Deputation der Einwohnerschaft entgegenkam und ihm deren Unterwerfung mitteilte. Am 6. August hielt er hierauf seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Die hier in großen Mengen aufgestapelten Vorräte an Kriegsmaterial — 29 Geschütze, über 3000 Gewehre nebst 12000 Geschützprojektilen und mehr als einer Million Gewehrpatronen — verrieten, daß man sich ursprünglich auf einen entschiedenen Widerstand vorbereitet hatte.

Am folgenden Tage, 7. August, traf in Mostar ein Telegramm Philippović's ein, worin Jovanović den Auftrag erhielt, vorläufig an Ort und Stelle zu bleiben, um nicht etwa in eine mißliche Lage zu geraten; eine Vorsicht, die wohl durch das Unglück bei Maglaj veranlaßt war.

Jovanović benutzte daher die nächsten Tage dazu, die anarchischen Zustände, die er in der Stadt vorgefunden hatte, zu beseitigen, in den zum Chaos gewordenen Verwaltungsapparat wieder Ordnung zu bringen und sich als höchste militärische und politische Behörde zu etablieren. In der einen wie in der andern Eigenschaft hatte er alle Hände voll zu tun. Die ottomanischen Beamten hatten sich geflüchtet, die Kassen standen leer, das Telegraphennetz war zerstört, die Kasernen und das Spital befanden sich in ganz verwahrlostem Zustande, desgleichen alle Kommunikationen, kurz: es herrschte ein wüstes Tohuwabohú, und es war um so schwieriger, wieder leidlich Ordnung zu schaffen, als das hierzu geignete Personal des k. k. Konsulats bei Ausbruch des Aufstandes sich nach Metković geflüchtet hatte und nur ein Zivilkommissär zur Verfügung stand.

Außer diesen administrativen Sorgen waren es zwei Angelegenheiten militärischer Art, die Jovanović ganz besonders beschäftigten: die Anwesenheit einer beträchtlichen türkischen Truppenzahl im Lande und die Notwendigkeit, sich der Festung Stolac zu bemächtigen.

Die bei Gabela an der dalmatinischen Grenze lagernden türkischen Truppen unter Ali Pascha, die sich durch Zuzug aus dem ganzen Lande beständig vermehrten, bildeten eine ernste Gefahr, da sie stets die Verbindung der XVIII. Division mit dem Hinterlande bedrohen konnten; eine Gefahr, die um so näher lag,

als die Pforte in gewollter Zweideutigkeit es unterlassen hatte, ihren Truppenführern klare Verhaltungsmaßregeln zu erteilen, und es deren Gutdünken anheimgab, wie sie sich zu den k. k. Okkupationstruppen stellen wollten. Da Ali Pascha überdies dem Feldmarschalleutnant schon gleich nach Überschreiten der Grenze einen schriftlichen Protest hätte überreichen lassen, so hatte Jovanović alle Ursache, die Entfernung dieser Gefahr anzustreben.

Von nicht geringerer Wichtigkeit war die Abwendung der Gefahr, die von Stolac her im Anzuge war. Gefährdete Ali Pascha den Rücken des Okkupationskorps, so bedrohte Stolac dessen rechte Flanke. Dieser befestigte Platz war als Knotenpunkt der beiden Straßen, die von Trebinje und von Bilek nach Mostar führen, von besonderer strategischer Bedeutung, zumal da aus dem Süden der Herzegovina, der den Insurgenten im benachbarten Montenegro eine Zuflucht, ja eine Operationsbasis bot, Angriffe zu gewärtigen waren.

Diese zwei Gefahren im Auge, beeilte sich Jovanović, sie zu beseitigen, und beauftragte die 3. Gebirgsbrigade unter Generalmajor v. Schluderer, sich zunächst Stolac's zu bemächtigen und von dort an die untere Narenta zu marschieren, um Ali Pascha zum Abzuge zu bewegen.

Generalmajor v. Schluderer konnte beide Aufgaben rasch und ohne Blutvergießen durchführen. Die kleine türkische Garnison des Kastells von Stolac — zwei Kompagnien Nizams — ergab sich gegen freien Abzug mit militärischen Ehren, nachdem schon vorher die Stadt sich unterworfen hatte. Am 9. August konnte der General seinen Einzug halten.

Nach Zurücklassung eines Bataillons als Besatzung ging er an den zweiten Teil seiner Aufgabe. Er marschierte am folgenden Tage an die Narenta, wo Ali Pascha lagerte, und wußte seinem Verlangen nach Abzug der türkischen Truppen solchen Nachdruck zu geben, daß der Pascha schließlich einwilligte und noch am selben Tage nach Neum, einer Ortschaft in der türkischen Enklave von Klek, aufbrach, von wo er am 11. August mit 6500 Mann und 400 Pferden auf drei Lloyddampfern eingeschifft und, von einer k. k. Panzereskadron begleitet, nach Prevesa geschafft wurde.[1])

[1]) Eine anziehende, sogar poetisch angehauchte Darstellung dieser Angelegenheit aus der Feder des Offiziers, der mit der Überführung der türkischen Truppen nach Neum und ihrer Einschiffung betraut war (Hauptmann Himmel) enthält das Buch „In der Herzegovina", Skizzen, zusammengestellt von General der Infanterie Emil v. Woinovich, Wien 1908, C. W. Stern.

Damit war Jovanović zwei ernste Sorgen in glücklicher Weise losgeworden. Aber er sollte sich dessen nicht ungetrübt erfreuen dürfen, denn schon zogen neue bedenkliche Gefahren herauf, denen mit Erfolg zu begegnen bei der geringen Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Truppen eine schwere Aufgabe war.

VIII

Der Marsch auf Sarajevo

Die Lage der Okkupationstruppen war nach alldem gegen Mitte August eine ziemlich bedenkliche geworden. Mit der Hauptkolonne stand es allerdings insofern günstig, als sie nach dem Echec von Maglaj siegreich tief ins Herz des Landes vorgedrungen war und nur mehr wenige Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt hielt, durch Zuteilung der 1. Gebirgsbrigade von der VII. Division vermehrt, somit zur Aufgabe, die ihr in der Eroberung Sarajevos bevorstand, stark genug. Anderseits lag aber eben darin, daß sie sich von ihrer Operationsbasis schon so weit entfernt hatte, für sie eine gewisse Gefahr, die um so mehr Beachtung verdiente, als die von der linken Flügelkolonne eingetroffenen Nachrichten keineswegs beruhigend lauteten. Konnte sich diese bei Doboj nicht länger halten, so war die Hauptkolonne von ihrer Operationsbasis abgeschnitten und mit ihren Bedürfnissen auf die Etappenlinie der rechten Kolonne angewiesen. Das aber hätte für ihre Nachschübe nicht nur einen Umweg bedeutet, sondern eine völlige Unterbindung für beide Kolonnen. Vermochte der Nachschub, wie bereits gezeigt worden, infolge der trostlosen Wegbeschaffenheit doch schon den Bedarf der einen Kolonne nur mit äußerster Anstrengung und unter Mißlichkeiten aller Art zu bewältigen: wie sollte er also erst zwei Kolonnen versorgen! Daran noch nicht genug, bestand überdies die Möglichkeit, daß auch diese Etappenlinie vom Feinde unterbrochen wurde. Dann aber stand das Okkupationsheer vor einer Katastrophe. Von allen Verbindungen mit der Heimat abgeschnitten, ohne Verpflegungsvorräte in einem Lande, das, auf tiefer Kulturstufe stehend, keinerlei Hilfsquellen bot, von täglich wachsenden Scharen fanatischer Feinde umringt, blieb ihm dann nur ein Ausweg denkbar: der Rückzug; vorausgesetzt, daß es gelang, sich durch die feindlichen Reihen durchzuschlagen. Das aber wäre, selbst wenn es glücken sollte, für das Ansehen nicht nur des k. k. Heeres, sondern der

ganzen Monarchie ein Schlag gewesen, der sie ins Innerste getroffen und vor aller Welt bloßgestellt hätte. Die Folgen, die eine derartige Niederlage für sie nach sich ziehen konnte, waren unabsehbar.

So gefährlich, ja vermessen es unter so bewandten Verhältnissen demnach auch erscheinen mußte, noch weiter in das insurgierte Land vorzudringen, Philippović entschloß sich doch dazu. Das war im Hinblick auf die Lage des Okkupationsheeres sicherlich ein Wagnis, aber ebenso gewiß kein leichtfertiges Abenteuer, sondern einer jener gewagten Entschlüsse, wie sie keinem Feldherrn erspart bleiben, der sein Ziel erreichen will. Ließ er sich durch die ungünstige Situation der XX. Division in seinem Vormarsch aufhalten und sandte ihr eine seiner Brigaden zu Hilfe, so war es fraglich, ob diese bei den trostlosen Wegverhältnissen noch zurechtkam, um eine Katastrophe zu verhindern, falls es überhaupt zu einer solchen kommen sollte. Ihre Entsendung war vermutlich sogar überflüssig, denn schon nach dem Unfall bei Maglaj war ja die XXXVI. Division nach dem Kriegsschauplatze beordert worden; die für die linke Kolonne bestimmte 71. Infanteriebrigade mußte sich also bereits auf dem Anmarsch auf Doboj befinden und traf daselbst mutmaßlich früher ein, als es einer von ihm abgesandten Brigade möglich gewesen wäre.

War es somit einerseits zweifelhaft, ob der bedrängten Kolonne Szápárys hierdurch geholfen wurde, so war es anderseits sicher, daß die Hauptkolonne infolge einer derartigen Verminderung ihrer ohnehin nicht zahlreichen Streitkräfte die Offensive hätte einstellen müssen. Damit aber hätte sie kostbare Zeit verloren und den Insurgenten Gelegenheit gegeben, sich zu sammeln und zu verstärken; zudem wäre ein Stillstand im Vormarsch von ihnen zweifellos als Ausdruck der Schwäche gedeutet worden und hätte ihrem Widerstande nur neue Nahrung gegeben.

In dieser Auffassung wurde der Feldherr noch durch eine Zusammenkunft mit Hafiz Pascha bestärkt, der, vom Nationalausschuß mit einer Deputation von Notabeln aller Konfessionen aus Sarajevo gesandt, am 13. August im Lager von Zenica eintraf, um die Einstellung des Vormarsches zu veranlassen. Der Sprecher der Deputation, der orthodoxe Kaufmann Jeftanović, suchte Philippović durch den Hinweis auf die Gefahr von Massakers einzuschüchtern, die im Falle weitern Vordringens der k. k. Truppen für die Katholiken Bosniens zu befürchten seien. Er berief sich ferner darauf, daß die Pforte die Bewohner Bosniens von der

Okkupation nicht in Kenntnis gesetzt habe, und trachtete seinen Worten dadurch Nachdruck zu geben, daß er mit einer Intervention Englands zugunsten der Pforte drohte.

Allein er sprach vergebens. Der Feldzeugmeister berief sich seinerseits auf den Beschluß der Berliner Kongresse sowie auf seine Instruktion und wies die Drohung mit England durch die Bemerkung zurück, gerade dieser Staat habe sich besonders lebhaft für die Okkupation eingesetzt. Er gab der Deputation dann eine Anzahl Exemplare seiner Proklamation an die Bevölkerung mit, die dieser zur Kenntnis gebracht werden solle, und entließ sie mit der ernsten Warnung, ihm Widerstand leisten zu wollen.

So zog die Deputation unverrichteter Dinge wieder ab; der Feldherr war aber nun erst recht entschlossen, zu einem Schlag auszuholen, der den Feind mit aller Wucht treffen sollte. Keiner aber konnte dies wirksamer tun als die Einnahme der Hauptstadt. In diesem Vorhaben ließ er sich auch nicht irre machen, als er am 15. August die (übrigens falsche) Alarmnachricht erhielt, Banjaluka sei in die Hände der Insurgenten gefallen.

Er teilte seine Truppen zu diesem Zweck in zwei Gruppen. Die Hauptgruppe, $12^1/_2$ Bataillone, $2^1/_2$ Schwadronen, 4 Feld- und 2 Gebirgsbatterien mit 40 Geschützen sowie 2 technische Kompagnien, unter seiner persönlichen Führung sollte über Busovaca, Kiseljak, Blasuj auf Sarajevo marschieren; die Nebenkolonne, 7 Bataillone, 1 Schwadron, 3 Gebirgsbatterien mit 12 Geschützen und 1 technische Kompagnie, unter Feldmarschalleutnant v. Tegetthoff hatte auf der alten Prinz-Eugen-Straße im Bosnatale über Kakanj, Visoka, Han Seminovac gegen die Hauptstadt vorzurücken.

Die Kolonne Tegetthoff setzte sich am 15. August in Bewegung und erreichte nach hartnäckigen Kämpfen bei Doboj,[1]) 15. August, und Visoka, 16. August, am 18. August, dem Geburtstage Kaiser Franz Josefs, die nördlich von Sarajevo gelegenen, die Stadt beherrschenden Höhen von Kobila Glava und Hum. Damit standen die Truppen angesichts der ihnen zu Füßen liegenden feindlichen Hauptstadt.

Da es den Anschein hatte, daß man in dieser von der Nähe der k. k. Truppen noch nichts wußte — nichts deutete auf Vor-

[1]) Dieses Doboj ist nicht mit dem am Einflusse der Spreča in die Bosna gelegenen Orte gleichen Namens zu verwechseln, bei dem sich die im folgenden zu schildernden Kämpfe der XX. Division abspielten. Das Gefecht wird im Generalstabswerke vielleicht eben deshalb als das von Kakanj bezeichnet, obwohl es tatsächlich näher bei Doboj stattfand.

kehrungen zum Widerstande — und ausgesandte Kundschafter dies bestätigten, war begründete Aussicht vorhanden, sie durch das Erscheinen der Truppen völlig zu überraschen und durch einen Handstreich zu überrumpeln. Feldmarschalleutnant v. Tegetthoff war somit, wenn nicht alles trog, in der angenehmen Lage, dem Kaiser ein Geburtstagsgeschenk darzubringen, wie es sich für einen Herrscher nicht würdiger denken ließ.

Dieses Glück sollte ihm aber nicht vergönnt sein. Im Laufe des Vormittags trafen nämlich zwei Depeschen aus dem Hauptquartier ein, worin der Feldzeugmeister ihm bekanntgab, daß er infolge der Erschöpfung seiner Truppen außerstande sei, am 18. August vor Sarajevo zu erscheinen, an diesem Tage vielmehr einen Rasttag gewähren müsse; die Kolonne Tegetthoffs habe daher die Vorrückung einzustellen.

Als gehorsamer Soldat befahl Feldmarschalleutnant v. Tegetthoff die Einstellung der von ihm bereits angeordneten Vorwärtsbewegungen; aber es mag ihn keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben, angesichts des winkenden Siegespreises auf den fast sichern Triumph zu verzichten, um ihn dem Korpskommandanten aufzusparen.

Mit den aufschiebenden Befehlen des Feldzeugmeisters hatte es folgende Bewandtnis:

Wie die Kolonne Tegetthoffs war auch die Hauptkolonne am 16. August auf den Feind gestoßen, der beim Han Bjelalovac, in den Bergen beiderseits der Straße eingenistet, den Vormarsch der Truppen über den Sattel zu verhindern suchte. Trotz des zerklüfteten, ganz unübersichtlichen Geländes, das die kämpfenden Abteilungen voneinander trennte und infolge seiner beträchtlichen Höhen an ihre Leistungsfähigkeit große Anforderungen stellte, erfochten die Truppen doch einen vollständigen Sieg. Das Hauptverdienst daran gebührte der 1. Gebirgsbrigade der VII. Division unter Generalmajor v. Villecz, die den Feind durch ein geschicktes Umgehungsmanöver überraschend in der linken Flanke angegriffen und zu einem fluchtartigen Rückzug genötigt hatte.

In dem Bericht an den Monarchen über den erfochtenen Sieg äußerte der Feldzeugmeister die Absicht, Sarajevo am Geburtstage des Kaisers einzunehmen. In demselben Sinne sprach er sich auch am folgenden Tage in einer Depesche an Feldmarschalleutnant v. Tegetthoff aus, dem er für den 18. morgens ein möglichst frühes Eintreffen beim Han Seminovac auftrug, damit er an dem geplanten Einzug in Sarajevo teilnehmen oder aber, im

Falle eines Widerstandes der Stadt, bei deren Einnahme mitwirken könne.

Es sollte aber nicht zur Verwirklichung dieser Absicht kommen, und zwar war es nicht der Feind, der sie vereitelte, denn dieser ließ sich am folgenden Marschtage, 17. August, kaum blicken, sondern der Zustand seiner Truppen. Die glühende Hitze, die an diesem Tage herrschte, im Vereine mit den schweren Anstrengungen, die die Überwindung des steilen Marschgeländes erforderte, erschöpfte die ohnehin schon übermüdeten Soldaten derart, daß sie, ähnlich wie am ersten Marschtage auf bosnischem Boden, in großer Zahl auf dem Wege zusammenbrachen und liegen blieben. Namentlich das 27. Reserve-Infanterieregiment „König der Belgier" (Steiermärker) war von dem am Vortage durchgemachten Marsche so hart mitgenommen worden, daß seine Mannschaften außerstande waren, Vorpostendienste zu tun.

Unter solchen Umständen blieb dem Feldzeugmeister nichts anderes übrig, als die seinem obersten Kriegsherrn zugedachte Geburtstagsgabe um einen Tag hinauszuschieben und seine Truppen durch einen Rasttag wieder aktionsfähig zu machen; ein Entschluß, der dem stark entwickelten Selbstbewußtsein und der rücksichtslosen Art des Feldzeugmeisters ungeheuer schwer geworden sein dürfte.

Da dieses Glück ihm nicht vergönnt sein sollte, durfte es aber auch einem andern nicht zuteil werden, und da er aus den telegraphischen Berichten Tegetthoffs entnahm, daß dieser schon im Weichbilde der Hauptstadt stand, befahl er ihm, haltzumachen und auf sein — Philippović's — Eintreffen zu warten.

Das Generalstabswerk gibt diesem Befehle des Feldherrn allerdings eine andere, harmlosere und für ihn günstigere Deutung, es heißt darin nämlich:

„Unter den obwaltenden Verhältnissen war der Entschluß des Feldzeugmeisters Freiherrn v. Philippović, am 18. Sarajevo nicht anzugreifen, vollkommen gerechtfertigt, denn er konnte ein so entscheidendes Unternehmen zweifelhaften Chancen nicht aussetzen. So verlockende Aussichten das aggressive Vorgehen der VI. Truppendivision auch bieten mochte, so durfte der Kommandierende angesichts des erschöpften Zustandes der unbedingt der Ruhe bedürftigen Truppen auf Gewährung partieller Angriffe gegen die Hauptstadt Sarajevo es nicht ankommen lassen, um nicht Gefahr zu laufen, durch vereinzeltes, nicht gleichzeitiges Vorgehen der Kolonnen einen Mißerfolg davonzutragen. Er mußte jedenfalls mit imponierender Macht auftreten und mit voller Kraft schlagen, um des Sieges unter allen Umständen gewiß zu sein." [1])

[1]) Generalstabswerk, S. 419.

So plausibel dieser Versuch, die Handlungsweise des Feldzeugmeisters zu rechtfertigen, auch klingt, so liegt die andere Deutung psychologisch doch wohl näher, und aus der Darstellung des Freiherrn v. Holtz, der den Feldzug in der Kolonne Tegetthoffs mitgemacht hat, ist deutlich zu entnehmen, wie man im Offizierkorps darüber gedacht und — con sordino — wohl auch gesprochen hat.

Daß der aufschiebende Befehl Philippović's der Sache keineswegs förderlich gewesen ist und die Einnahme von Sarajevo sich durch ihn weit schwieriger und blutiger gestaltet hat, als sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach am 18. August durch die Kolonne Tegetthoffs hätte bewerkstelligen lassen, ist sicher und wird durch das Generalstabswerk selber zugegeben, das sich hierüber folgendermaßen äußert:

„Am Nachmittage des 18. lagen die Verhältnisse so, daß ein friedlicher Einzug der k. k. Truppen immerhin möglich gewesen wäre, und Hafiz Pascha begab sich ins Lager, um Feldzeugmeister Baron Philippović zu bitten, daß er die Stadt nicht für den Widerstand büßen lassen möge, den einzelne Fanatiker mit Hilfe des Abschaumes der Bevölkerung hervorgerufen hatten. Nach langen, bangen Tagen atmete die Bürgerschaft wieder frei auf, hielt sich und die Stadt für geborgen. Unglücklicherweise sollten sich diese Erwartungen nicht erfüllen. In der Nacht[1]) (zum 19. August) langte der bei Visoka geschlagene Hadschi Jamaković mit einer beträchtlichen Zahl Insurgenten in Sarajevo ein, und im Vereine mit einem Fanatiker, Achmed Efendi Nako, wandte er seinen ganzen Einfluß auf, die Mohammedaner zu nochmaligem Kampfe zu bewegen. Leider erreichte er seinen Zweck. Als die k. k. Truppen am Morgen des 19. gegen die Stadt vorrückten, begegneten sie einem Widerstande, den abends zuvor niemand für möglich gehalten hätte."[2])

Gründlicher hätte sich die vorhin gegebene Rechtfertigung für den Feldzeugmeister, zu der sich dasselbe Werk bemüßigt gefunden hat, kaum entkräften lassen.

Man darf demnach getrost behaupten, daß der mißgünstige Ehrgeiz des Feldherrn Schuld daran trug, daß seine Truppen einen schweren Kampf zu bestehen hatten, der ihnen sonst erspart geblieben wäre.

IX

Die Einnahme von Sarajevo

In der bosnischen Hauptstadt herrschte seit der erfolglosen Rückkehr der an Philippović gesandten Deputation große Ratlosigkeit und Verwirrung. Nicht wenig dazu trug die Anwesen-

[1]) Nach Kötschet wäre Jamaković schon am 18. August morgens in Sarajevo eingetroffen. „Türkenzeit", S. 106.

[2]) Generalstabswerk, S. 809 f.

heit Hadschi Lojos bei, der aus dem Felde unvermutet wieder zurückgekehrt war, um, wie er sagte, alle waffenfähigen Männer der Stadt zum Kampfe gegen die Ungläubigen um sich zu sammeln; ein Grund, von dessen Wahrheit freilich nicht alle überzeugt waren, denn es gab Leute, die von der Kampfeslust Hadschi Lojos keine hohe Meinung hatten und seine Rückkehr in einer für ihn nicht eben schmeichelhaften Weise deuteten. Und diese Skeptiker mögen recht gehabt haben, wenigstens zeigte er keinerlei Eile, wieder zur Front zu kommen, sondern begnügte sich damit, seinen Tatendrang durch Plünderung und Gewaltakte in der Umgebung Sarajevos zu bekunden. Als er einen mohammedanischen Knaben getötet hatte,[1]) raffte sich der Nationalausschuß endlich dazu auf, diesem Treiben ein Ende zu machen, und beschloß, ihn zum Tode zu verurteilen. Er wurde zu diesem Zwecke vor den Ausschuß zitiert und sollte, wenn er erschien, auf ein vereinbartes Zeichen niedergeschossen werden. Er leistete dem an ihn ergangenen Befehl auch Folge, hielt es aber, mit den summarischen Justizbräuchen seiner Landsleute vertraut, für ratsam, sich mit einer Leibgarde von zwölf Gesinnungsgenossen zu umgeben und in deren Begleitung, mit seiner Martinibüchse bewaffnet, zum Konak zu reiten, wo der Nationalausschuß amtierte. Als er dann die Treppe hinaufstieg, entlud sich das Gewehr auf eine nicht aufgeklärte Weise, und die Kugel traf ihn in den linken Fuß. Er stürzte zusammen und wurde von seinen Gefährten zu Pferde fortgeschafft, ohne daß der Ausschuß sich weiter um ihn kümmerte. Zwei Tage später verließ er Sarajevo, um nicht in die Hände der heranrückenden Truppen zu fallen.[2])

---

[1]) Im Gegensatze zu dieser im Generalstabswerke gemachten Angabe erzählt Kötschet, es sei die Ermordung eines jungen christlichen Bauern gewesen, die den Anstoß zum Einschreiten gegen Hadschi Lojo gegeben habe; eine Version, die aber weniger wahrscheinlich klingt.

[2]) Diesen gelang es erst am 2. Oktober seiner in der Nähe von Goražda habhaft zu werden. Vom Kriegsgericht in Sarajevo wegen gemeiner Verbrechen zum Tode verurteilt, wurde er zu fünf Jahren schweren Kerkers begnadigt, die er in der Festung Theresienstadt verbüßte. — Mit welch großer und sicherlich unverdienter Nachsicht man gegen ihn vorging, zeigt folgende Episode: Als der damalige Generaladjutant des Kaisers, Feldmarschalleutnant v. Beck, das Spital besuchte, in dem Hadschi Lojo lag, fragte er diesen, welche Gnade er sich vom Kaiser erbitte. Der Räuberhäuptling wurde durch diese unerwartete Ansprache so überrascht, daß er keine Antwort fand; erst als der Generaladjutant das Krankenzimmer verlassen hatte, kehrte seine Fassung wieder zurück, und er äußerte den Wunsch, nun doch zu sprechen. Als Feldmarschalleutnant v. Beck, hiervon verständigt, wieder zurückkam, erbat er die Gnade

Unter dem Eindrucke der Niederlage, die Jamaković bei Kakanj erlitten hatte, sowie der Nachricht, daß Philippović schon Kiseljak besetzt habe und gegen die Kobila glava rücke, war unter den Mitgliedern des Nationalausschusses die Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand völlig geschwunden, und in der Versammlung, die er am Abend des 17. August abhielt, wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, die Stadt ohne Gegenwehr zu übergeben.

Am folgenden Morgen herrschte, wie Kötschet als Augenzeuge erzählt, in Sarajevo eine durchaus friedliche Stimmung:

„... Ich gewahrte nur fröhliche Gesichter, die Männer größtenteils ohne Waffen, und man umarmte sich auf offener Straße im Gefühle der Erlösung von dreiwöchentlicher, Leib und Seele verzehrender Angst."

Allein dieses friedliche Bild sollte nur von kurzer Dauer sein:

„Schon gegen 9 Uhr wurden zwei Kanonen in aller Eile die Stadt hinunter gegen die Goriza (ein Stadtviertel) geschleppt, und die begleitende Mannschaft brüstete sich, die heranziehenden Fremdlinge samt und sonders über den Haufen zu schießen. Was war denn geschehen? ... Der in Visoko geschlagene Jamaković war mit dem Reste seiner Streiter soeben eingerückt und nach dem Konak geeilt, wo man ihm die die Unterwerfung der Hauptstadt enthaltende Adresse vorwies. Der vor Wut schäumende Fanatiker überschüttete den Ausschuß mit den derbsten Schmähungen, riß den Kadi am Bart und drohte ihm den Kopf abzuschlagen. Dies hatte eine so heillose Verwirrung zur Folge, daß man Jamaković ungehindert gewähren ließ, der denn auch alle Vorbereitungen zur Verteidigung mit größtem Eifer betrieb. Die nächste Folge davon war, daß viele der wohlhabenden Familien auf ihre Landgüter nach Mokro oder Pale entflohen. Vergebens versuchte Hafiz Pascha den aufgeregten Jamaković zu besänftigen und ihm die Verrücktheit seines Vorhabens klarzumachen. Schließlich erklärte er, daß er sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückziehe und Jamaković die Verantwortung für alles Unheil überlasse, welches er durch seinen Starrsinn über die Stadt heraufbeschwöre." [1])

---

des Kaisers für seine Gattin und seine drei Kinder. Auf die Frage, was er, wieder im Besitze seiner Freiheit, beginnen würde, erwiderte er: „Ich würde nach den Bergen zu meinen Freunden eilen und ihnen sagen, was für gute, edle Menschen ihr seid, und sie aufklären, wie unrecht wir hatten, gegen euch das Schwert zu ziehen." Ob sich diese etwas romantisch klingende Szene tatsächlich zugetragen hat, sei dahingestellt. Die Verantwortung muß dem Blatte überlassen werden, das sie gebracht hat. „Neue Freie Presse" vom 3. November 1878.

[1]) J. Kötschet, „Türkenzeit", S. 106 f. Kötschet befindet sich hinsichtlich der Zeit mit dieser Angabe in einem auffallenden Widerspruche zum Generalstabswerke, das, wie schon erwähnt, von der friedlichen Stimmung berichtet, die in Sarajevo noch am Nachmittag des 18. August geherrscht habe, und das die Ankunft Jamaković's erst in die diesem Tage folgende Nacht versetzt (während er nach Kötschet schon am 18. morgens in Sarajevo eingetroffen

Am frühesten Morgen des 19. August begannen die beiden Kolonnen gegen die Hauptstadt vorzurücken, und zwar die Kolonne des Feldmarschalleutnants v. Tegetthoff von Norden und Nordosten mit dem Kastell als Hauptangriffsziel; die Hauptkolonne unter Feldzeugmeister Freiherrn v. Philippović von Westen und Südwesten her. Auf der ersten lastete zunächst die ganze Wucht des bald entbrennenden Kampfes. Von 5 Uhr morgens bis 9 Uhr vormittags kämpfte sie allein um den Besitz der hartnäckig verteidigten Stadt. In diesen vier Stunden gelang es ihr unter schweren Anstrengungen, den Feind aus dem Vorgelände des Kastells, seines Hauptstützpunktes, zu vertreiben und in das Kastellbereich zurückzudrängen, wo das Gefecht einstweilen zum Stehen kam. Es war so intensiv geführt worden, daß in den Reihen der k. k. Truppen sogar vorübergehend Munitionsmangel eintrat. Inzwischen war es der Hauptkolonne gelungen, unter heftigen Kämpfen die Anhöhen im Südwesten der Stadt zu gewinnen und diese von hier aus 52 Feld- und Gebirgsgeschützen mit einem Hagel von Geschossen zu überschütten, deren Hauptziel das Kastell bildete. Wie es indessen in der Stadt selbst zuging, schildert Kötschet in anschaulicher Weise:

„Ich lag in tiefem Schlafe, als am 19. August gegen 4 Uhr morgens meine Kinder schreiend und weinend zu mir hereinstürzten. Das Knattern von Gewehrsalven und der dumpfe Schall von Kanonenschüssen hatte sie geweckt. Ich sprang auf, öffnete das Fenster und hörte nun ganz deutlich die Gewehrsalven aus der Richtung von Pasin brdo. Nachdem ich meine Kinder in Sicherheit gebracht, eilte ich zu Petroki, dessen Haus durch das Dachfenster einen guten Ausblick bot. Auf dem sich schräg hinaufziehenden Bergrücken oberhalb Koševo sah ich die ersten österreichisch-ungarischen Truppen,

---

sein soll). Wo steckt nun da der Irrtum? ... Wenn das Generalstabswerk seine Daten auch sicherlich mit großer Sorgfalt gesammelt und überprüft hat, so steht dem doch entgegen, daß Kötschet zur kritischen Zeit in Sarajevo gelebt hat, über die Vorgänge in der Stadt also zweifellos sehr gut unterrichtet gewesen ist. Auch spricht der wohlvorbereitete Widerstand, den die k. k. Truppen bei ihrem Vorrücken auf die Stadt fanden, dafür, daß er nicht erst in wenigen Nachtstunden organisiert worden sei, wie es nach dem Generalstabswerke der Fall hätte sein müssen, sondern es erscheint weit glaubwürdiger, daß man ihn einen ganzen Tag und eine Nacht vorbereitet habe. An der Wahrscheinlichkeit, daß Feldmarschalleutnant v. Tegetthoff am Vormittage des 18. August im Falle seines Vorrückens keinen namhaften Widerstand gefunden haben würde, vermag diese Unsicherheit in den Zeitangaben aber nichts zu ändern, denn wenn Jamaković auch — nach Kötschet — schon am Morgen des 18. August in Sarajevo eingetroffen sein sollte, so hätte er den Widerstand auch beim besten Willen dazu nicht so rasch organisieren können, um Tegetthoff an der Einnahme der Stadt zu verhindern ...

ungefähr 2 Bataillone, die ein gut genährtes Feuer gegen die Bakije hinüber unterhielten, während eine Batterie aus einer kleinen Vertiefung des Grlica Budo die alte Mauer der Stadtmauer beschoß, wo die Insurgenten zwei Kanonen aufgestellt hatten. Gegen 7 Uhr konnte ich genau sehen, wie die Bosnier ihre Stellung in Bakije in wilder Flucht verließen, während die Österreicher langsam das Pasin brdo besetzten und über Bakije gegen die Werke vorgingen. Die Zahl der Insurgenten dürfte hier nach meiner Schätzung 550—600 nicht überstiegen haben, nicht eingerechnet die Männer, welche aus ihren Häusern in den obersten Stadtvierteln ein unschuldiges Feuer gegen die Feinde unterhielten. Was in der unteren Stadt in der Nähe des Militärspitals vorging, entzog sich meinen Blicken; aber eine Granate, die in ein meinem Beobachtungsposten gegenüberliegendes Haus einschlug, verriet, daß auch die Stadtebene von der Artillerie ins Feuer genommen war.

Im Südwesten der Stadt, oberhalb des spaniolisch-jüdischen Friedhofes, standen ungefähr 400 Insurgenten, die von einer bis Kovačić aufgestellten Gebirgsbatterie beschossen wurden. Nach 9 Uhr löste sich auch diese Abteilung auf, und wie ein gehetztes Wild rannten die schnellbeinigen Sarajeli den Abhang hinunter, um in den oberen Stadtteilen des linken Miljačkaufers ihr Heil zu suchen. Auf ihren Fersen rückte die Gebirgsbatterie vor, und ich sah genau, wie die Geschütze Stellung nahmen. Der erste Schuß, welcher über unsere Köpfe hinweg gegen die gelbe Bastion gerichtet wurde, fiel in den türkischen Friedhof, der zweite traf das kleinere Tor der Bastion, der dritte das Werk selbst. Bald wurde es nun auch hier still, die zwei Kanonen der Insurgenten verstummten, und diese verbargen sich hinter den Mauern. Eine ungeheure Rauchwolke in der unteren Stadt verkündete kurz darauf, daß hier der Kampf am hartnäckigsten entbrannt sei. In der Tat war das Viertel zwischen der Ali-Pascha-Brücke und dem Militärspital der einzige Punkt der Stadt, den die Angreifer im Sturme nehmen mußten. Die Bewohner dieser Gegend, zum größten Teil alte Zaptiehs, Albanesen und arme Handwerker, wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung, denn hier war dank der Agitation des fanatischen Jamaković der Glaube verbreitet, daß das Eigentum, namentlich aber die Frauen und Mädchen, von den siegreichen ‚Giaurs' alles zu fürchten hätten." [1])

Gegen ½12 Uhr mittags begannen die von allen Seiten bedrängten Insurgenten endlich zu weichen, worauf der konzentrische Sturm der k. k. Truppen gegen die Stadt begann. Es entspann sich ein erbitterter Straßenkampf, da die Insurgenten Haus um Haus mit fanatischer Erbitterung verteidigten, wobei auch Weiber mithalfen. Um ½1 Uhr gelang es jedoch dem (magyarischen) Regiment Mollinary Nr. 38 der Kolonne Tegetthoffs, die erste kaiserliche Fahne auf der Nordbastion aufzupflanzen. Zwei Stunden später war die Stadt vollends im Besitze der k. k. Truppen, und um 4 Uhr nachmittags ging auf dem Kastell unter den brausenden Hurras, Eljens und Živios vieler tausend Soldatenkehlen das

[1]) J. Kötschet, „Türkenzeit", S. 107 ff.

Reichsbanner in die Höhe, begrüßt von den weihevollen Klängen des „Gott erhalte" und vom triumphierenden Donner von 101 Kanonenschüssen, deren weithin rollendes Echo ins Land die gewaltige Botschaft trug, daß der Doppeladler seine mächtigen Fittiche über die bosnische Hauptstadt gebreitet hatte.

Das Wagnis war also geglückt. Der Erfolg gab dem Feldzeugmeister vollauf recht und zeigte, daß der Vormarsch ins Herz des Landes, so bedenklich er zaghaften oder skeptischen Beurteilern erschienen sein mochte, doch der richtige Weg zum Siege gewesen war. In einem aller natürlichen Hilfsquellen baren Berglande, ganz auf den Verpflegsnachschub angewiesen, auf Straßen und Wegen, die dies meist nur dem Namen nach waren, unter den denkbar ungünstigsten Witterungsverhältnissen, bald in sengender Sonnenglut, bald in strömendem Regen, Tag und Nacht von einem grausamen, schwer faßbaren Feinde bedrängt: hatte die Hauptkolonne binnen drei Wochen über 250 km zurückgelegt und stand nun im Herzen des Landes, im Mittelpunkt der Insurrektionsbewegung. Das war eine Leistung, auf die der Feldzeugmeister ein Recht hatte, stolz zu sein, und mit ihm seine Truppen; ein Erfolg, der das seit 1866 in den Augen Europas etwas getrübte Prestige des k. k. Heeres wieder hell aufglänzen ließ und dartat, daß auch im neuen österreichisch-ungarischen Volksheer noch der Geist lebte, der das alte kaiserliche Berufsheer beseelt hatte.

X

Neugruppierung der Streitkräfte

Sollte der militärische und moralische Erfolg, den die Einnahme von Sarajevo unleugbar bedeutete, von dauernder Wirkung sein, so durfte die Monarchie aber nicht säumen, die erschöpften, für die ihnen noch bevorstehende Aufgabe an Zahl unzulänglichen Streitkräfte im Okkupationsgebiete ausgiebig zu ergänzen und einen wesentlich größern Kraftaufwand zu entfalten als bisher. Der Verlauf des Feldzuges hatte diese Unzulänglichkeit ja mit einer Überzeugungskraft dargetan, die die braven Truppen schmerzlichst zu fühlen bekamen, und hatte den militärischen Stimmen, die von allem Anfang an vor ihr gewarnt hatten, vollauf Recht gegeben. Die beredte Sprache der Ereignisse, zumal vor Tuzla und in Banjaluka, verfehlte in den maßgebenden Kreisen denn auch ihre Wirkung nicht, und man entschloß sich unter ihrem

Eindrucke zu einer beträchtlichen Verstärkung der Okkupationstruppen.

Schon nach dem Überfall bei Maglaj hatte man die Mobilisierung der XXXVI. Infanterietruppendivision in Kroatien angeordnet, die, zum Grenzschutze bestimmt, bereits den erhöhten Friedensstand besaß. Und zwar sollte die 71. Infanteriebrigade unter Generalmajor v. Piszthóry zur Kolonne Szápárys stoßen, die 72. unter Generalmajor Zach zu der des Herzogs von Württemberg. Den Grenzschutz in Kroatien sollte dafür die I. Infanterietruppendivision aus Wien übernehmen, die, noch auf dem Friedensstande, am 8. August nach Kroatien abzugehen hatte. Desgleichen wurde die IV. Infanterietruppendivision in Mähren mobil gemacht. Die ernste Lage der XX. Division im Sprečatale und die bedrohlichen Vorgänge im Rücken der VII. Division in der Krajina bewogen die Kriegsleitung aber zu noch größerer Machtentfaltung. Am 19. August erging der Mobilisierungsbefehl an die Infanterietruppendivisionen XIII und XXXI (beide in Budapest), XIV (Preßburg) und XXXIII (Komorn), von denen die ersten zwei das IV. Armeekorps, die letzten zwei das V. zu formieren hatten.

Gleichzeitig wurden die im Okkupationsgebiete befindlichen Divisionen neu gruppiert. Und zwar wurde die XX. Division, die bisher zum XIII. Armeekorps gehört hatte, durch die XXXVI. ersetzt, um mit den Divisionen I und IV zusammen das III. Armeekorps zu bilden. Alle vier Korps zusammen formierten die zweite Armee, zu deren Oberbefehlshaber Feldzeugmeister Freiherr v. Philippović ernannt wurde. Mit den Kommanden der einzelnen Korps wurden betraut: Feldmarschalleutnant Graf Szapáry (III. Korps), Feldmarschalleutnant Carl Freiherr v. Bienerth (IV. Korps), Feldmarschalleutnant Hermann Freiherr v. Ramberg (V. Korps) und Feldmarschalleutnant Herzog von Württemberg (XIII. Korps). Auch die XVIII. Division in der Herzegovina und die Besatzungstruppen in Dalmatien erhielten Verstärkungen, und zwar die Division durch ein Infanterieregiment aus Triest und ein Jägerbataillon aus Ragusa, die ihr als 4. Gebirgsbrigade zugeteilt wurden; die Besatzungstruppen aber durch zwei Infanterieregimenter aus Nordböhmen.

Eine sehr beträchtliche Vermehrung erfuhren auch die technischen Truppen, an denen infolge der trostlosen Wegverhältnisse ganz außerordentlicher Bedarf herrschte.

Somit zählte die zweite Armee nach Vollendung ihrer Aufstellung, die freilich erst Anfang Oktober erfolgte, 159 Bataillone, $29^3/_4$ Schwadronen, 26 Feld- und 21 Gebirgsbatterien, 3 Kom-

pagnien Festungsartillerie, 37 technische Kompagnien, 14 Feldeisenbahnabteilungen und 22 Brückenequipagen; im ganzen (streitbarer Stand) 159380 Mann, darunter 4488 Reiter, mit 292 Geschützen, wovon aber nur etwa 145000 Mann im Okkupationsgebiete selbst Verwendung fanden.

Hierzu kamen noch 12½ Bataillone, 7 Festungsartilleriekompagnien und 1 technische Kompagnie als Besatzungstruppen in Dalmatien; ferner eine Honvedinfanteriebrigade mit 6 Bataillonen und 3 unabhängige Honvedbataillone in Kroatien-Slavonien, zusammen 8244 Mann.

Alles in allem erreichte die zweite Armee zur Zeit ihres höchsten Verpflegungsstandes die Zahl von 268633 Mann, wovon 6280 Offiziere, hierzu 109365 Pferde.

Dieses gewaltige Machtaufgebot ging anscheinend weit über das notwendige Maß hinaus, denn die Zahl der Gegner wurde bloß auf annähernd 93000 Mann geschätzt, von denen aber nicht alle sich tatsächlich am Kampf beteiligten, so daß die k. k. Truppen im Verlaufe des Feldzuges eine sehr bedeutende numerische Übermacht erlangten. Trotzdem war diese Machtentfaltung notwendig, wenn der Widerstand rasch und gründlich erstickt werden sollte; denn je länger er dauerte, je schwächer die Monarchie sich also zeigte, desto größer war die Gefahr, daß sich die ohnehin vorhandenen, von außen kommenden Einflüsse verstärkten und zu folgenschweren Komplikationen führten. Zudem drohte noch eine andere Gefahr: der Winter, der namentlich in dem von wütenden Stürmen heimgesuchten rauhen Karstgebiete der Herzegovina für die Truppen unsägliche Leiden mit sich bringen konnte. Was den Insurgenten an Zahl gebrach, wurde durch die schwierige Beschaffenheit des Geländes, die Ungunst der klimatischen Verhältnisse und nicht zuletzt ihre Kampfweise reichlich wettgemacht.

XI

In der Posavina und Župa

Feldmarschalleutnant Graf Szápáry hatte, wie bereits erwähnt, auf seinem Rückzuge durch das Sprečatal bei Doboj, an der Mündung dieses Flusses in die Bosna, haltgemacht und traf nun Anstalten, sich hier bleibend einzurichten und so lange auszuharren, bis Verstärkungen eintreffen würden, die ihm die Wiederaufnahme der Offensive ermöglichen sollten. Ein Aufgeben dieser

Stellung hätte zugleich das Preisgeben der Etappenlinie der Hauptkolonne bedeutet, die dann der Gefahr der Einschließung und Aushungerung ausgesetzt gewesen wäre. Die Stellung von Doboj mußte daher unbedingt gehalten werden.

Das war eine schwere Aufgabe, denn der durch Abgaben fast zur Stärke einer Brigade zusammengeschmolzenen, infolge der durchgemachten Anstrengungen hart mitgenommenen Division Szápárys stand in Mohammed Efendi, dem Mufti von Taslidža, der rührigste und begabteste Führer gegenüber, den die Insurgenten überhaupt besaßen. Seiner mit Fanatismus gepaarten Tatkraft war es gelungen, die ganze Posavina im weitesten Sinne, also ganz Nordostbosnien, gegen die Okkupation aufzurühren, so daß er nicht nur die Reihen seiner Scharen sich immer mehren sah, sondern auch der tätigsten Mithilfe der Einwohnerschaft sicher sein konnte. Der Rückzug der k. k. Truppen, der von den Insurgenten als schwere Niederlage gedeutet wurde, trug noch dazu bei, ihre Kampflust zu erhöhen.

Das Gelände machte die Lage der k. k. Truppen noch ernster, denn es erschwerte durch seine Unübersichtlichkeit und Unwegsamkeit ihre Bewegungen ganz außerordentlich, so daß ein einheitliches Vorgehen und gegenseitige Unterstützung im Kampfe fast zur Unmöglichkeit wurden. Zu allem Überflusse konnte Graf Szápáry zunächst gerade von der Waffe keinen Gebrauch machen, vor der die Insurgenten den meisten Respekt hatten, weil sie selber mit ihr nur spärlich versehen waren: von der Artillerie.

Die Geschütze aus dem Sprečatale auf die steilen bewachsenen Höhen hinaufzuschaffen, war einstweilen nicht möglich; um so weniger, als die XX. Division ausschließlich mit schweren Feldbatterien statt mit Gebirgsartillerie bedacht worden war; ein Mißgriff des Kriegsministeriums, der offenbar einer kaum entschuldbaren Unkenntnis der Terrainverhältnisse in der Posavina entsprungen war. Bevor an eine Verwendung dieser Geschütze gedacht werden konnte, mußten für sie erst Wege gebahnt werden.[1]) Ebenso not-

[1]) Von den ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen bei der herrschenden Unwegsamkeit die Aufstellung der Geschütze verbunden war, gibt nachstehender trockener Bericht des Generalstabswerkes einen Begriff: „Die schwere Batterie 6/XII begann mit 8 Geschützen, jedes mit 10 Pferden bespannt und unter Beihilfe von 5 Paar Zugochsen als Vorspann, den Aufstieg auf die ungefähr 700 m hoch gelegene Stellung ... Die ersten vier Geschütze gelangten bis nördlich von Svetlica; dort aber wurde die Steigung so groß und der Boden so unwegsam, daß die Geschütze, nachdem alle Deichseln gebrochen und wesentliche Materialschäden vorgekommen waren, wieder hinuntergeschafft werden

wendig war es, vor allem die die Straße beherrschenden Höhen am rechten Bosna- und Sprečaufer zu besetzen und zu befestigen. Auch die höchst unzulänglichen Verhältnisse im Transportwesen bedurften wesentlicher Eingriffe.

Aber Szápáry sollte es nicht vergönnt sein, diese Maßnahmen in Ruhe zu treffen und seine Truppen von ihren Anstrengungen sich erholen zu lassen, denn schon am Tage nach ihrem Eintreffen bei Doboj begann der Feind sich bemerkbar zu machen, indem er ihn an der Besetzung der erwähnten Höhen hindern wollte, was ihm jedoch nicht gelang.

Am folgenden Tage, 16. August, wiederholte sich der Angriff der Insurgenten in bedeutend stärkerem Umfang und bereitete den Truppen einen schweren Stand. Das den ganzen Tag über währende Gefecht gehörte zu den blutigsten des ganzen Feldzuges und kostete die XX. Division, von der etwa 5300 Mann gekämpft hatten, an Toten und Verwundeten 259 Mann, darunter 10 Offiziere, d. i. etwa 4,7 %.

Trotz der Ungunst der Verhältnisse, des schwierigen Geländes, der Unverwendbarkeit der Artillerie und empfindlichen Munitionsmangels, dazu einen noch unüberbrückten Fluß im Rücken, vermochten sich die Truppen in ihren Stellungen zu behaupten, wenn auch nur mit dem äußersten Aufgebot ihrer Kräfte.

Mit diesem Tage begann für sie eine überaus harte Zeit, die an ihre körperliche und seelische Ausdauer ganz außerordentliche Anforderungen stellte. Tag und Nacht galt es für sie auf der Hut zu sein und die Angriffe des Feindes abzuwehren, die sich, vom Mufti von Taslidža mit Umsicht und Tatkraft geleitet, unablässig ebenso hartnäckig wie heftig erneuten. Wohl trafen nach und nach die längst ersehnten Verstärkungen ein, zunächst Teile der 71. Infanteriebrigade, später die IV. Division; aber wenn sich hierdurch die Zahl der um Doboj versammelten k. k. Truppen allmählich auch ansehnlich vermehrte und die der Insurgenten zweifellos beträchtlich überstieg, so nahmen die mannigfachen Aufgaben, die ihre schwierige Lage mit sich brachte, ihre Kräfte derart in Anspruch, daß das Mehr an Zahl hierdurch reichlich auf-

---

mußten. Gegen Tagesanbruch wurde der Versuch mit den andern vier Geschützen der Batterie erneuert; aber erst um die Mittagszeit wurde es möglich, dieselben in Position zu bringen, nachdem Geschütz und Protze getrennt, mit je zehn Pferden oder fünf Paar Ochsen bespannt, unter Aufbietung aller Kräfte von seiten der unverdrossenen Mannschaft, die Schwierigkeiten des Bodens überwunden hatten." S. 489 f.

gewogen wurde und sie sich gegenüber den Insurgenten im Nachteile befanden. Während diese, von keinem Train beschwert, von keinen Verpflegsstockungen bedroht, mit jedem Steg und Stein vertraut, von allen Seiten unterstützt, bald da, bald dort auftauchten und sich dabei überdies des Vorteils der Offensive erfreuen und dann angreifen konnten, wenn es ihnen paßte: hatten die k. k. Truppen ihre Mühe und Not mit der Sorge um die Etappenlinie, mit der Bewachung des Trains und mit der Herstellung der für sie unerläßlichen Wege und Verteidigungswerke. Allseits von Feinden umgeben, in einem überaus schwierigen, der Mehrzahl von ihnen ganz ungewohnten Gelände, in weit ausgedehnter unübersichtlicher Stellung, hatten sie zu allem auch noch unter dem Nachteil der Defensive zu leiden und mußten stets der feindlichen Angriffe gewärtig sein.[1])

Nicht weniger als 22 Tage hatte Graf Szápáry in dieser schwierigen Stellung auszuharren, und nicht weniger als elfmal galt es, sie dem Feinde gegenüber in mehr oder weniger heißem Ringen zu behaupten: 15., 16., 19., 23., 26., 30. August, 4. und 5. September, worunter an den beiden letzten Tagen zwei beziehungsweise drei Gefechte stattfanden. Ursprünglich am rechten Sprečaufer sich abspielend, fanden sie später auf dem linken statt, denn der Mufti hatte, als er die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen erkannte, die k. k. Truppen aus der Stellung bei Doboj zu werfen, seinen Plan geändert und die Etappenlinie südlich von Doboj, also die Straße nach Maglaj, zum Ziele seiner Angriffe gewählt. Und hier kam es am 5. September zum blutigsten Gefechte von allen elf, zu denen es im Umkreise von Doboj gekommen war. Das

[1]) Es fehlte nicht an Vorwürfen, die Graf Szápáry für die so gefährliche Lage der Division verantwortlich machten. Er nahm sich sie so zu Herzen, daß er trotz der ihm später zuteil gewordenen hohen Auszeichnungen nie mehr darüber hinwegkam. In einem Briefe an einen Freund machte er seinem gepreßten Herzen in bewegten Worten Luft: „... Man feindet mich an, man greift mich an, man spricht nur von einer Division Szápáry, ohne zu bedenken, daß man mir eine Brigade weggenommen, den ganzen Train jedoch belassen hat. Ich habe also eine Brigade mit einem Divisionstrain. Wissen Sie, was das heißt? Man hängt Ihnen zentnerschwere Eisenkugeln an und sagt, Sie müssen marschieren... Meine Soldaten sind brav, brav über alle Maßen. Man kann von ihnen nicht mehr verlangen, sie haben Wunder getan. Bei Nacht marschieren, das Pferdematerial ersetzen, Wagen und Kanonen schieben und bei Tag kämpfen gegen einen heimtückischen überlegenen Feind. Nur das Bewußtsein, daß jeder, der liegen bleibt, diesen Kannibalen in die Hände fällt, hat manchen aufrecht erhalten." — „Tuzla und Doboj" von Edmund v. Horstenau. Wien 1909, C. W. Stern.

Infanterieregiment „Freiherr v. Abele" Nr. 8 (Brünner) allein erlitt dabei auf den Höhen der Paklanica Planina einen Verlust von 289 Mann, worunter 37 Tote. Im ganzen verloren die Truppen Szápárys in den elf Gefechten bei Doboj 1007 Mann, wovon 137 Tote.

Die von ihnen gebrachten Opfer waren aber nicht vergebens gewesen, denn der Mufti von Taslidža gab seine Absicht, die Verbindungslinie der Hauptkolonne zu unterbrechen, notgedrungen endlich auf und zog sich gegen Dolnja Tuzla zurück, das den Herd der Insurrektion in Ostbosnien bildete.

Dieses Bollwerk des Feindes galt es nun unschädlich zu machen. Aber bevor die in diesem Teile des Okkupationsgebietes so lange eingestellte Offensive wieder aufgenommen werden konnte, verging noch geraume Weile. Die Operationen sollten nämlich vom III. und IV. Korps (Szápáry und Bienerth) gemeinsam unternommen werden. Während Szápáry längs der Spreča gegen Tuzla rücken sollte, also auf dem Wege, den er vor mehr als einem Monat schon vor- und dann notgezwungen wieder zurückmarschiert war, hatte Bienerth die Save bei Nova Brčka zu überschreiten und über die Majevica Planina auf Tuzla zu rücken. Graf Szápáry hatte bis dahin in seiner Stellung bei Doboj zu verbleiben.

Der Übergang des IV. Korps über die Save erfolgte unter dem Schutze zweier Batterien und eines Monitors am 14. September, aber nicht, wie ursprünglich bestimmt, bei Nova Brčka, wo die Verhältnisse nicht günstig lagen, sondern wieder bei Šamac, also dort, wo sechs Wochen früher Graf Szápáry den Fluß übersetzt hatte. Šamac wurde nach kurzem Widerstande geräumt und ging infolge des Bombardements durch die k. k. Artillerie und die Schiffsgeschütze zum Teil in Flammen auf.

Die erste Aufgabe des IV. Korps auf bosnischem Boden war die Einnahme von Nova Brčka an der Save, denn hier hatte die Tatkraft des in der Posavina so einflußreichen Mufti Mehmed Efendi im Vereine mit dem Kaimakam dieser Stadt, Mehmed Džemal Beg Čemerlić, ein zweites Bollwerk des Widerstands geschaffen, das beim weitern Vormarsche des Korps dessen linke Flanke gefährden konnte und von wo auch Streifzüge der Insurgenten nach dem linken Saveufer zu besorgen waren.

Am 17. September griff die XIII. Division unter Feldmarschalleutnant v. Fröhlich die Festung Nova Brčka an und brachte sie am späten Abend auch zu Falle. Doch war bei diesem sehr ungleichen Kampfe — 8000 Angreifer mit 24 Geschützen gegen 3000 Verteidiger

mit 2 Geschützen — der größere Ruhm entschieden auf seiten der Insurgenten, die mit unzulänglichen Kräften und Mitteln den k. k. Truppen einen außerordentlich heftigen Widerstand entgegensetzten und ihnen erst nach zähester Gegenwehr das Feld überließen.

Nach diesem Erfolge wandte sich das ganze IV. Armeekorps gegen Dolnja Tuzla. Die bewaldeten Berge der Majevica, die es auf diesem Marsche zu überwinden galt, verursachten so große Schwierigkeiten, daß die Tragtiere zeitweilig den Dienst versagten und die Geschütze über weite Strecken von der Mannschaft geschleppt werden mußten. Auf dem Hauptkamme des Gebirges stießen die sich mühsam den Weg bahnenden Kolonnen am 21. September auf den Feind, der sich in guter Stellung verschanzt hatte, und warfen ihn gegen Tuzla zurück. Wiewohl er sich auch diesmal hartnäckig zur Wehre setzte, war doch ein Nachlassen seiner Energie fühlbar, und die wilde Flucht, in der er nach dreistündigem Gefechte das Feld räumte, verriet eine merkliche Abnahme seiner Kampfesfreude.

Hierauf deutete auch die schon tags zuvor in überraschender Weise erfolgte freiwillige Unterwerfung der Stadt Bjelina, die es, entgegen den Absichten des Mufti, auf einen Kampf überhaupt nicht ankommen lassen wollte.

Am 22. September nahm das IV. Korps mit dem III. Fühlung, das im Sprečatale gegen Tuzla rückte.

Auch hier zeigte sich, daß der Stern des Mufti im Erbleichen war und der Widerstand der Insurgenten in den letzten Zügen lag.

Als Graf Szápáry am 17. September denselben Marsch antrat, den er vor einem Monat als wahren Leidensweg zurückgelegt hatte, fand er Gračanica, wo der erste Widerstand zu erwarten gewesen wäre, vom Feinde verlassen und ebenso von der mohammedanischen Bevölkerung.

Der Vormarsch ging nur langsam vonstatten, teils weil die infolge neuerlicher Regengüsse wieder sehr ungünstig gewordenen Wegverhältnisse einem raschern Tempo hinderlich waren, teils aber, weil Graf Szápáry die ausdrückliche Weisung hatte, den Angriff auf Dolnja Tuzla nur im engsten Zusammenwirken mit dem IV. Korps zu unternehmen, dieses aber über die unwegsamen Höhen der Majevica noch langsamer fortkam als das III. im Sprečatale.

Der gemeinsame Angriff sollte am 23. September erfolgen. Schon am Morgen des 22. standen 39 Bataillone mit 64 Feld- und

8 Gebirgsgeschützen vor Tuzla. Das Armeekommando verfolgte mit dieser von ihm angeordneten methodischen Versammlung namhafter Streitkräfte vor Tuzla die Absicht, diesen wichtigsten Stützpunkt der ostbosnischen Insurrektion durch die Wucht der Übermacht einfach zu erdrücken und jeden Widerstand im Keime zu ersticken, ohne die eigenen Truppen großen Verlusten auszusetzen.

Das gelang ihm auch in überraschender Weise, denn die Stadt Tuzla hielt es angesichts der heranrückenden Übermacht und der Aussichtslosigkeit auch des tapfersten Widerstandes für ratsam, es, ebenso wie Bjelina, auf einen Kampf nicht mehr ankommen zu lassen und sich zu ergeben. Der Mufti war schon in der Nacht zum 22. September mit einer Schar von Anhängern nach Zvornik geflohen; die übrigen Insurgenten hatten sich in die südlichen Berge zerstreut. Aber auch in Zvornik wollte man von Widerstand nichts wissen und unterwarf sich freiwillig.

Am 28. September hielt Feldmarschalleutnant Bienerth seinen feierlichen Einzug in die Stadt, die der Mufti schon vier Tage früher wieder verlassen hatte.

Mit der Besetzung dieses als Sperre des Drinatales wichtigen Platzes war ganz Ostbosnien in den Händen der k. k. Truppen, und es galt für diese nunmehr die Entwaffnung und Pazifizierung im ganzen Gebiete vorzunehmen; zugleich aber auch mit den unter dem unmittelbaren Befehle des Armeekommandos stehenden Heeresteilen in Verbindung zu treten, was denn auch am 29. September in Vlasenica geschah.

XII

Wieder in der Herzegovina

Die Nachrichten, die über den heftigen Widerstand gegen die Okkupationstruppen aus Bosnien in die Herzegovina gelangten, vor allem wohl die zu großen Erfolgen aufgebauschte Kunde vom Überfalle bei Maglaj und von der schwierigen Lage der XX. Division im Sprečatale, ermunterten die Bevölkerung, es den Volksgenossen in Bosnien gleichzutun, und weckten in ihnen die Hoffnung, die verhaßten Fremden wieder vertreiben zu können. Sowohl im Nordosten des Landes als im Süden sammelten sich Bewaffnete, im ganzen etwa 8000 Mann stark, um gemeinsam Mostar zu überfallen.

Eine Schar Insurgenten zeigte sich auch bei Ljubinje. Als deshalb eine Kompagnie der Besatzung von Stolac vom 2. Bataillon

des 32. Infanterieregiments zur Rekognoszierung gegen Ljubinje gesandt wurde, geriet sie, allzu sorglos marschierend, in einen Hinterhalt und verlor, aus nächster Nähe beschossen, ihren Kommandanten und 75 Mann; die Vorhut wurde bis auf den letzten Mann niedergemacht; der Rest zog sich, hartnäckig verfolgt, kämpfend nach Stolac zurück.

Auf die Hiobspost von diesem Zwischenfalle beauftragte Feldmarschalleutnant Jovanović das 1. Bataillon des 32. Infanterieregiments, die geschwächte Garnison in Stolac abzulösen, während zwei andere Bataillone für die Verbindung Mostars und Stolac' Sorge tragen sollten. Da die Ablösung ohne jeden Widerstand erfolgte, glaubte Jovanović sich jetzt gegen die im Nordosten Mostars angesammelten Insurgenten wenden zu können, um nach ihrer Vertreibung über Konjica mit dem XIII. Armeekorps in Fühlung zu treten.

Allein es kam anders. Am 16. August wurde Stolac von starken Insurgentenscharen vollständig eingeschlossen. Die zum Entsatze der Garnison abgesandten Truppen gerieten selbst in die Gefahr, abgeschnitten zu werden und mußten erst ihre Verbindungen sichern.

Am 19. August traf bei ihnen der Offiziersstellvertreter Mihalcsics aus Stolac ein, der sich, als türkischer Soldat verkleidet, aus der umzingelten Festung geschlichen und nach Überwindung zahlreicher Gefahren glücklich angelangt war, um einen Bericht seines Bataillonskommandanten zu überbringen, worin dieser die verzweifelte Lage der eingeschlossenen Besatzung schilderte und dringend um Hilfe bat.

Von dieser bedrohlichen Lage der Dinge verständigt, entschloß sich Feldmarschalleutnant Jovanović, die dringenden Bitten um Verstärkung, die der Kommandant der Entsatztruppen, Generalmajor v. Schluderer, im Laufe des 18. August an ihn gerichtet hatte, zu erfüllen, und ihm mit der 2. Gebirgsbrigade zu Hilfe zu zu kommen, um dann mit vereinten Kräften die Garnison von Stolac zu befreien. Doch gedachte er diesen Platz vorläufig nicht festzuhalten, da er zu viel Kräfte in Anspruch genommen hätte; die Lage Mostars, das im Osten von Insurgenten bedroht war, vertrug keineswegs eine Schwächung seiner ohnehin nicht zahlreichen Besatzung. Es fiel Jovanović darum durchaus nicht leicht, eine ganze Brigade abzusenden, und nur die Sorge vor einer Katastrophe in Stolac und vor deren unberechenbaren Folgen konnte ihm diese gewagte Reduzierung der Garnison von Mostar abringen.

Während er zu dessen Schutz die 1. Gebirgsbrigade zurückließ, setzte er sich mit der 2. Gebirgsbrigade am Nachmittage des 19. August in Marsch.

Gegen $^1/_2$9 Uhr abends wurde die Tete der Kolonne im Dunkel plötzlich angeschossen, wodurch unter den Pferden und Tragtieren eine Panik ausbrach und sie wild auseinanderstieben ließ. Dank der Geistesgegenwart des Brigadiers, Obersten v. Klimburg, und der Unerschrockenheit der Truppen wurde die Ordnung nach der zuerst großen Bestürzung rasch wieder hergestellt und der Überfall erfolgreich abgewehrt. Als die Kolonne nach dem vermeintlichen Abzuge des Feindes ihren Marsch aber fortsetzen wollte, wiederholte sich der Angriff, und der Brigadier sah sich bei der herrschenden Dunkelheit, angesichts des unsichtbaren Feindes, genötigt, haltzumachen, um an Ort und Stelle gefechtsbereit den Anbruch des Morgens zu erwarten.

Wie sich später aus den örtlichen Verhältnissen ergab, hatten die Insurgenten zweifellos die Absicht gehabt, die Kolonne samt dem Train in den Bergkessel gelangen zu lassen, in den die Straße unweit Pasić Han führt, um dann von den umliegenden Hängen herab ein blutiges Kesseltreiben zu veranstalten, das im Dunkel der Nacht, bei der großen Zahl der Zug- und Tragtiere und dem schwerfälligen Wagenpark, für die Brigade zu einer bösen Katastrophe hätte führen können. Hundegebell und ein vorzeitiger Schuß hatten die Ausführung dieses Anschlages vereitelt, und die kaltblütige Haltung der Offiziere und Mannschaften hatte weitere Folgen hintangehalten.

Am folgenden Morgen, 20. August, konnte die Kolonne ihren Marsch unbehelligt fortsetzen, und im Laufe des Nachmittags, nach einigen mißglückten Versuchen — die gegenseitig entsandten Patrouillen waren in die Hände der Insurgenten gefallen —, gelang es, die Vereinigung mit der Brigade Schluderer zu bewerkstelligen; doch nicht, ohne daß es dabei zu zwar nur kleinen aber heftigen Zusammenstößen mit dem Feinde kam.

Am nächsten Tage hatten die nun vereinigten Brigaden bei Kremenac ein scharfes Gefecht zu bestehen, in dem sich die Insurgenten mit fanatischer Erbitterung zur Wehr setzten. Namentlich um das festungsartige Gehöft von Pježevac leisteten sie einen Widerstand, von dem das Generalstabswerk sagt, er habe an Ausdauer, Zähigkeit und Kraft seinesgleichen gesucht: „Weder die Projektile der Geschütze, welche die Gebäude in ihren Grundfesten erschütterten, noch die Verheerungen, welche die Hohlgeschosse

im Innern anrichteten, noch das wohlgezielte Feuer der Jäger vermochten auch nur für einen Moment die Intensität des Widerstandes zu schwächen. Bis zum letzten Augenblicke, wo die flammenden Häuser in sich selbst zusammenstürzen, wird ein kräftiges Feuer auf die Angreifer unterhalten, begeisterten Allahrufe und wildes Geschrei zum ausdauernden Kampfe.“ [1])

Doch aller Fanatismus half den Insurgenten nichts, und schließlich suchten sie in voller Auflösung ihr Heil in der Flucht.

Feldmarschalleutnant Jovanović setzte seinen Marsch gegen Stolac fort und konnte unbehindert noch am selben Abend die Verbindung mit der eingeschlossenen Besatzung der Festung bewerkstelligen.

Dieser war es inzwischen schlimm genug ergangen. In den ersten Tagen des Aufenthaltes in Stolac hatte sich weder in der Stadt noch in der Umgebung irgendwelches Zeichen von Feindseligkeit bemerkbar gemacht. Als der Kommandant der Zitadelle aber am 16. August die Proviantkolonne des Bataillons unter Bedeckung nach Metković entsandte, um daselbst Vorräte zu „fassen“, wurde dieser Zug noch im Weichbilde der Stadt von Insurgenten überfallen und der Train in starke Unordnung gebracht. Es gelang zwar, ihn zu retten und die Kolonne wieder in die Zitadelle zu bringen, aber die Lage der Besatzung begann sich immer ungünstiger zu gestalten, denn die Insurgenten erhielten fortwährend Zuzug, und die Bevölkerung der Stadt schloß sich ihnen nach anfänglichem Widerstande an. Zunächst allerdings suchte man sich der Garnison in unblutiger Weise zu entledigen, indem man ein Schreiben an den Kommandanten richtete, worin ihm mit seinen Truppen freier Abzug samt allem Kriegsmaterial verheißen wurde, wenn er die Festung und Stadt gutwillig räume. Als die Antwort verneinend lautete, wurde die Zitadelle vollständig eingeschlossen. Die Situation der an 800 Köpfe zählenden Besatzung war höchst ungünstig. Da sie daran verhindert worden war, ihren Proviant zu erneuen, besaß sie nur mehr einen ganz geringen Mundvorrat, denn die in der Zitadelle vorgefundenen Vorräte an Mais und Gerste der frühern türkischen Garnison waren verdorben. Noch bedenklicher stand es um das Wasser: das der drei vorhandenen Zisternen

[1]) Generalstabswerk, S. 331f. Bei diesem Anlaß wird auch erwähnt, daß dieses Gehöft augenscheinlich auch als Munitionsdepot gedient habe, denn während es von den Flammen zerstört wurde, sei zwei volle Stunden lang das Explodieren der Patronen zu hören gewesen, deren Zahl nach Hunderttausenden geschätzt werden müsse.

war dürftig und schlecht, der Fluß aber, die Begava, im Bereiche der feindlichen Gewehre. Auch die Munition erwies sich für längere Dauer als ungenügend. Ein schwerer Nachteil war es ferner für die Insassen der Zitadelle, daß die von den Insurgenten besetzten Höhen rings um die Stadt freien Einblick in ihr Inneres gewährten, so daß diese jede Bewegung der Besatzung beobachten und einem Ausfall entsprechend begegnen konnten. Unter solchen Verhältnissen wurde die Lage der Besatzung von Tag zu Tag schlimmer. Der verdorbene Proviant und das kaum genießbare Wasser, das schließlich nur mehr in einer einzigen Zisterne zu finden war, riefen im Vereine mit der Tag und Nacht währenden Anspannung der Kräfte und Nerven und der drückenden Hitze zahlreiche Erkrankungen hervor und schwächten die Gefechtskraft des Bataillons derart, daß ein Ausfall, ganz abgesehen von der Ungunst der örtlichen Verhältnisse, keineswegs ratsam erschien. Ein Versuch, dem Nahrungsmangel durch das Fleisch geschlachteter Pferde abzuhelfen, versagte, weil es auch an Salz und sonstigen Zutaten fehlte, die die Gerichte, besonders den Kranken, hätten genießbarer machen können.

In dieser Not war es der bereits erwähnte Kadettoffizierstellvertreter Georg Mihalcsics, der sich aus freien Stücken erbötig machte, sich durch die Reihen der Insurgenten bis zu den k. k. Truppen zu schlagen und von diesen schleunigste Hilfe zu erbitten. Das geschah am 18. August.

Drei Tage später, am 21. August, als die Not in der Festung schon aufs höchste gestiegen war, traf in der Zitadelle ein Bote mit einem Briefe des Franziskanerordenspriesters Don Jvan Mussić an den Kommandanten der Festung ein, worin der Absender diesem seine Hilfe antrug.[1])

---

[1]) Dieses Schreiben möge seines originellen Charakters wegen hier im Wortlaut Abdruck finden:

„Erhabener Herr!

Bereits seit drei bis vier Tagen ist das Schießen in und um Stolac hörbar. Nachdem dies in der Nähe meiner Wojwodschaft vor sich geht und in der gleichzeitigen Furcht vor den treulosen Türken, welche diesem armen Volk schon viele Leiden zugefügt haben, so habe ich gegen 1000 Mann versammelt, um dieses Gebiet gegen die gewöhnliche Verwüstung durch die treulosen (Ungläubigen) zu beschützen, welche sich unverschämter Weise unterfangen haben, selbst auf die Soldaten der Majestät des großen österreichischen Kaisers zu feuern; wie sollten sie daher es nicht auf mich tun, wenn sich ihnen hiezu Gelegenheit bieten sollte. Damit der böse Feind unserer hohen österreichisch-ungarischen Regierung keinen weiteren Schaden beifüge, frage ich mich an und erbitte mir untertänigst, die Anordnung Eurer Erhabenheit, als des

Wiewohl dieser Brief schon am 17. August geschrieben worden, war er infolge der Einschließung der Zitadelle doch erst jetzt in die Hände des Kommandanten gelangt. Bald darauf erhielt dieser eine zweite, ebenfalls verzögerte Botschaft von Generalmajor Schluderer, worin dieser seinen Vormarsch gegen Stolac anzeigte.

Inzwischen hatte Don Mussić, da er auf sein Schreiben keine Nachricht erhalten, die Insurgenten am 20. August bei Humac auf eigene Faust angegriffen und hierdurch viel dazu beigetragen, daß sie die Zernierung von Stolac aufgaben, zumal da ihnen auch das Herannahen der Entsatztruppen bekannt wurde. Sie räumten Stolac und zogen sich nach Bilek zurück.

Am 22. August konnte Jovanović seinen Einzug in Stolac halten. Die Behörden der Stadt empfingen ihn und erflehten für deren Einwohner seine Gnade, was ihn aber nicht hinderte, dem Bezirke Stolac wegen dessen verräterischer Haltung eine Buße von 100000 Gulden aufzuerlegen. An dem siegreichen Einzuge nahm auch Don Mussić teil, der unter seinen „schlecht berittenen und elend gekleideten Begleitern, wahren Wegelagerern, wie eine Erscheinung aus Tausendundeiner Nacht hervorleuchtete". [1])

Nach einer Beratung mit seinen Stabsoffizieren entschloß sich Jovanović, Stolac, entgegen seiner bisherigen Absicht, nun doch festzuhalten. Das Bataillon, das die Zitadelle bisher besetzt gehalten hatte, sollte auch ferner daselbst bleiben; die beiden Brigaden jedoch kehrten nach Mostar zurück.

Mit der Rückgewinnung von Stolac war die Herzegovina aber

---

k. k. Kommandanten von Stolac: soll ich mit meinen Kriegern von hier — von Ravno — mich Stolac nähern, um baldigst den Feind zu schlagen und zu zersprengen?

Ich bitte daher Eure Erhabenheit untertänigst um eine schriftliche oder mündliche Antwort in affirmativem oder negativem Sinn.

Verbleibe mit tiefster Verbeugung

Eurer Erhabenheit aufrichtiger Diener
Don Jvan Mussić."

[1]) Generalstabswerk, S. 349. Der Augenzeuge, der daselbst zitiert wird, entwirft von Don Mussić folgendes Bild: „Noch war der Stab im Angesichte der Stadt, da sprengt plötzlich ein Reiter daher, dessen Erscheinung und Gefolge wohl geeignet war, Erstaunen zu erregen. Auf einem schönen, hochgebauten, prächtig gezäumten Rappen sitzt eine schlanke kräftige Mannesgestalt von mehr als mittlerer Größe, in ein phantastisch gehaltenes goldgesticktes Gewand gekleidet, das dem montenegrinischen Kostüme dem Schnitte nach am nächsten kam. Ein prachtvoller, mit Edelsteinen verzierter Säbel hängt an der Hüfte des Reiters, der mit edlem Anstand den Kalpak lüftet, welcher ein feingeschnittenes, von der Sonne gebräuntes Antlitz deckt . . ."

noch lange nicht im Besitze der Okkupationstruppen. Im Distrikt von Bilek standen noch Montenegriner, während die festen Plätze im Süden, Trebinje, Gacko und Klobuk, noch von türkischen Truppen besetzt waren. Hier war auch der Herd der aufständischen Bewegung zu suchen. Und darum sah sich Jovanović veranlaßt, seine ursprüngliche Absicht, zuerst im Norden des Landes reinen Tisch zu machen und den Kontakt der XVIII. Division mit dem XIII. Armeekorps herzustellen, aufzugeben, um sein Hauptaugenmerk dem Süden zuzuwenden. Und zwar beschloß er, hier gemeinsam mit den in Süddalmatien dislozierten Truppen vorzugehen. Im Norden sollte dafür das XIII. Armeekorps seinerseits den Anschluß an die XVIII. Division suchen, sobald es in Bosnien, durch entsprechende Verstärkungen degagiert, hierzu in der Lage sein würde.

Auch die XVIII. Division erhielt eine Verstärkung, indem ihr eine 4. Gebirgsbrigade angegliedert wurde.

Nachdem die letzte Augustwoche zu den notwendigen Ergänzungen und Ausrüstungen verwendet worden und die Division für ihre Aufgaben entsprechend vorbereitet war, erfolgte die kampflose Besetzung von Nevesinje, 28. August, durch die 1. Gebirgsbrigade. Der nächste Punkt, dessen es sich zu bemächtigen galt, war das als Ortschaft ganz unbedeutende, aber strategisch wichtige Trebinje, der Brennpunkt aller im Süden der Herzegovina zusammentreffenden Kommunikationen, unter denen sich freilich nur eine einzige wirkliche Straße befand, die dafür um so wichtiger war: die Linie Ragusa—Trebinje, gleich wertvoll für einen Aufmarsch gegen Trebinje wie für die direkte Verproviantierung der südlichen Herzegovina von der Küste aus. Auf dieser Straße sollte die in Süddalmatien stehende 20. Infanteriebrigade die Kooperation mit der von Mostar heranrückenden XVIII. Division bewerkstelligen.

Am 7. September trat die Brigade unter Generalmajor v. Nagy, bloß 3 Bataillone mit 13 Geschützen stark, den Marsch nach Trebinje an und besetzte es trotz hartnäckiger Versuche der Insurgenten, ihr den Weg zu verlegen, noch am selben Tage. In Trebinje fanden sich außer 10 Kanonen große Mengen Munition vor: 4200 Geschützprojektile und über 2 Millionen Gewehrpatronen, außerdem noch andere Vorräte in großer Menge.

In den folgenden Tagen beschränkte sich die Tätigkeit der 20. Brigade, abgesehen von den Etablierungsarbeiten in der besetzten Stadt, mit der Säuberung ihrer Umgebung von den sich in ihrer Nähe herumtreibenden Insurgentenbanden. Auf größere

Unternehmungen durfte und konnte sie sich bei ihrem schwachen Stande nicht einlassen. Die gründliche Purifizierung und Pazifizierung des Gebietes sollte erst durch Feldmarschalleutnant Jovanović selber mit dem Gros seiner Division erfolgen.

Nachdem dieser alle seine Vorkehrungen mit großer Umsicht getroffen, namentlich für ausreichende und gesicherte Verpflegung gesorgt hatte, trat er mit der 2. und 3. Gebirgsbrigade — die 1. hielt Nevesinje, die 4. Mostar besetzt — am 11. September den Marsch nach dem Süden an und besetzte am 16. September ohne Kampf den wichtigen Platz Bilek. Ein Detachement von zwei Jägerbataillonen bemächtigte sich am 18. Gackos, ebenfalls ohne Widerstand zu finden. Auch hier fielen den Truppen bedeutende Vorräte, zumal an Munition, in die Hände.

Durch die Besetzung dieser beiden Plätze war die linke Flanke der Division, von der Gefahren zu besorgen gewesen waren, gesichert worden, und die Division konnte ihren Marsch fortsetzen, ohne vom Feinde behelligt zu werden; dafür freilich aber um so schlimmer durch Weg und Wetter.

Ein Versuch der Insurgenten, die Straße von Bilek vor Trebinje abzugraben und die Division dadurch aufzuhalten, mißlang insofern, als es der Besatzung von Trebinje noch glückte, den zerstörten Straßenkörper rechtzeitig herzustellen. Bei dieser Gelegenheit erlitt eine Kompagnie des 74. Infanterieregiments empfindliche Verluste — 2 Offiziere und 51 Mann blieben tot auf dem Platze —, da die Bewohner der Ortschaft Gorica, die am Morgen desselben Tages ihre Unterwerfung kundgegeben hatten, der Truppe tückischerweise in den Rücken fielen, 15. September.

Am Abend des 18. September langte Feldmarschalleutnant Jovanović vor Trebinje an.

Die Insurgenten hatten sich, vor den Truppen immer weiter zurückweichend, in den äußersten Winkel der Herzegovina zurückgezogen, dessen besonders wilder und unwirtlicher Landschaftscharakter das Eindringen überaus schwierig machte. In der Annahme, daß es den Truppen nicht möglich sein werde, ihren Weg über die steilen, unwegsamen Höhen zu nehmen, die das Tal der Trebinjčica einengen, hofften sie die Kolonnen von den Höhen herab angreifen zu können.

Jovanović aber durchschaute diese Absicht und machte es ebenso wie bei seinem Einmarsch in die Herzegovina: er nahm den Weg über die Höhen und vereitelte dadurch die Pläne der Insurgenten. Diese zogen sich nun in die Bergfeste Klobuk zurück,

die, ähnlich wie Kljuć, auf einem einzelstehenden, steil aufragenden Felskegel gelegen, nach allen Seiten hin frei, für uneinnehmbar galt.

Da unter solchen Verhältnissen eine gewaltsame Wegnahme dieses Platzes ausgeschlossen war, mußte man zu einer regelrechten Belagerung seine Zuflucht nehmen. Die aber stellte den Truppen neue Bitternisse in Aussicht, denn schon die Vorbereitungen dazu muteten ihnen schwere Strapazen zu; namentlich der Transport der schweren Geschütze, deren Gewicht die Benutzung der Fähre über die Trebinjčica unmöglich machte, so daß sie durch die Furt des hoch angeschwollenen Flusses ans andere Ufer geschafft werden mußten; ein Unternehmen, bei dem die vorgespannten Pferde wiederholt in die Gefahr gerieten, von der Strömung fortgerissen zu werden. Aber auch als man die Geschütze glücklich an Ort und Stelle gebracht hatte, waren die Schwierigkeiten, die sie verursachten, noch nicht zu Ende. Durch den unebenen, harten Felsboden litten sie derart, daß Lafetten und Räder zum Teil unbrauchbar wurden. Und es gab noch schlimmere Sorgen: Infolge der Regengüsse, die immer wieder einsetzten, schwoll die Trebinjčica schließlich derart an, daß sie die Fähre losriß und fortschwemmte. Die Mittel zu einer neuen mußten aber erst aus dem weiten Ragusa hergeschafft werden, weil es im ganzen Umkreise kein fällbares Holz gab, aus den entlegenen Waldungen aber bei dem Mangel an Wegen und Transportmitteln keines beschafft werden konnte.

Dazu kam noch das bedenkliche Wachstum des Krankenstandes infolge der zuerst glühend heißen, dann naßkalten Witterung, deren Unbilden die Truppen schutzlos preisgegeben waren, zum Teil auch infolge der Kräfteerschöpfung durch die sich häufenden Anstrengungen und Mühsale. So drohte die Zernierung den Belagerern schwerer zu werden als den Belagerten.

Doch sollte den k. k. Truppen eine Fortsetzung und Steigerung ihrer Leiden erspart bleiben, denn die Insurgenten, die offenbar einsahen, daß gegenüber der Übermacht und Ausdauer der Okkupationstruppen eine Fortsetzung des Widerstandes aussichtslos und zwecklos wäre, räumten nach viertägiger Belagerung nächtlicherweile die Festung, die am Morgen des 28. September von den k. k. Truppen völlig menschenleer gefunden wurde.

Da sie trotz ihrer unangreifbaren natürlichen Lage ohne strategischen Wert war — sie liegt im Geschoßbereiche der ganz nahen Berge Montenegros —, ließ Jovanović ihre Befestigungs-

werke sprengen, damit sie den Insurgenten künftig keine Zuflucht mehr gewähren könne, und zerstörte damit den unter den Eingeborenen bestehenden Glauben an die Unüberwindlichkeit dieses Bollwerks, mit dessen Fall sich die ganze Herzegovina nunmehr im Besitze der Okkupationstruppen befand.

XIII
In Südbosnien

Auf diesem Teile des Okkupationsschauplatzes herrschte geraume Weile Ruhe, denn die organisatorische und administrative Tätigkeit nahm das Armeekommando in Sarajevo vollauf in Anspruch. Die militärischen Maßnahmen, wie die Neugliederung der Okkupationstruppen, die Beschaffung und Unterbringung von Munitions- und Verpflegsvorräten, die Anlage von Befestigungen und Straßen sowie die Entwaffnung der Eingeborenen gingen Hand in Hand mit der Regelung und Umgestaltung der Zivilverwaltung. Wohl trieben sich auch in diesem Teile des Landes Insurgentenbanden herum, aber da sie vorläufig noch keine dringende Gefahr bedeuteten, gedachte man ihre Verfolgung erst dann aufzunehmen, wenn die erwarteten Verstärkungen eingetroffen waren und die Aktion im großen Stile durchgeführt werden konnte.

Das Auftauchen von Insurgenten, die sich nach Angaben christlicher Flüchtlinge in großer Zahl, 25- bis 40000 Mann, im Osten Sarajevos sammelten, Häuser plünderten und Vieh wegschleppten, bewog das Armeekommando aber doch schon früher Gegenmaßnahmen zu treffen, um so mehr, als jene angeblich einen Überfall auf die Hauptstadt planten. Da sich diese Nachrichten insofern bestätigten, als Insurgentenscharen tatsächlich das Hochland der Romanja Planina besetzt hatten und sich bereits westlich von dieser gegen Sarajevo zu zeigten, ordnete Feldzeugmeister Philippović einen Streifzug an, der dieses Plateau von den Insurgenten säubern und zuverlässigen Aufschluß über deren Stärke und Stellung geben sollte.

Daß es vom Armeekommando ganz versäumt worden war, sich sogleich der Romanja Planina zu bemächtigen, war ein schwer begreifliches Versäumnis, das sich hätte bitter rächen können, denn dieses 1000—1500 m jäh aufragende Tafelhochland stellt mit seinen schroff abstürzenden Felshängen und seiner weiten, 5000 bis 6000 Schritte reichenden Ausdehnung eine natürliche Bastion vor,

die, entsprechend besetzt, in frontalem Angriff überhaupt nicht zu nehmen ist.

Merkwürdigerweise hatten die Insurgenten diese Unterlassungssünde ihrer Gegner nicht voll auszunützen verstanden und das Hochland zwar besetzt, aber nur mit schwachen Kräften und ohne die natürliche Stärke dieser Stellung durch künstliche Befestigungen zu erhöhen.

Das Expeditionskorps mit $9^1/_2$ Bataillonen, 1 Schwadron und 8 Gebirgsgeschützen ging in drei Kolonnen vor, denn Feldmarschalleutnant v. Tegetthoff, der es führte, ordnete im Hinblick darauf, daß die Romanja Planina von der Stirnseite unangreifbar war, ein weitausholendes Umgehungsmanöver an, um die Insurgenten in den beiden Flanken fassen zu können. Zu diesem Zwecke mußten die beiden Flügelkolonnen sich ihren Weg durch eine wüste Wildnis bahnen. Durch Urwald und über Steingerölle, an Felshängen hinan und hinab, in dichtem Nebel oder strömendem Regen, ganz weglos oder auf Saumpfaden, ein Mann hinter dem andern, in endlos lang ausgezerrten Kolonnen, dabei wiederholt irregehend, weil die eingeborenen Führer in Nebel und Dunkel die Richtung verloren hatten: so ging es den ganzen Tag fort und noch einen Teil des nächsten, 3. September, bis man an den Feind kam.

Im Vergleiche zu diesen unsäglichen Beschwerden war der Kampf nicht bedeutend, denn die Zahl der Insurgenten betrug bloß etwa 1000 Mann, die sich dank der Umfassung ihrer Flügel nicht behaupten konnten und ihre Stellung auf dem Plateau bald räumten.

Nachdem Feldmarschalleutnant v. Tegetthoff seine Aufgabe in dieser Weise erfolgreich durchgeführt hatte, traf er Anstalten, das nachzutragen, was das Armeekommando versäumt hatte: er ordnete die Errichtung von Befestigungswerken auf der Romanja Planina an und sorgte durch die Besetzung des Dorfes Mokro an ihrem Fuße dafür, daß sie nicht mehr in die Hände der Insurgenten falle.

Hierauf trat in Südostbosnien neuerdings ein Stillstand der Operationen ein, der erst ein Ende nahm, als die I. Infanterietruppendivision in der Posavina entbehrlich und nach Sarajevo dirigiert wurde. Von hier sollte sie die sich im Osten der Hauptstadt bei Kladanj, Vlasenica und Višegrad sammelnden Insurgenten, die namentlich durch Arnauten aus dem Sandschak Novibazar verstärkt worden waren, zersprengen und vertreiben. Die durch die 2. Gebirgsbrigade der VI. Division vermehrte, sonst aber nicht

vollzählige I. Division unter Feldmarschalleutnant v. Vécsey rückte in der Stärke von 11 Bataillonen, 1/2 Schwadron und 12 Geschützen, zusammen rund 7600 Mann, am 19. September über die Romanja Planina, wo sie sich aus denselben Gründen wie die Kolonne Tegetthoffs in drei Kolonnen teilte, und über die Hochebene von Glasinac gegen die Insurgenten vor, die sich in gut gewählter Stellung auf den bastionartigen Höhen von Mladi und Vitanj verschanzt hatten.

Am 21. September erfolgte der Zusammenstoß unweit der Häusergruppen von Bandin und Senković, der sich überaus heftig gestaltete und den k. k. Truppen einen Verlust von 478 Mann, darunter 87 Toten, verursachte. Es war im Hinblick auf die Zahl der dabei beteiligten Truppen das größte Gefecht im ganzen Feldzuge.

Die Streitmacht der Insurgenten, deren Zahl sich zwischen 6500—9000 Mann belaufen haben mochte, floh in aufgelöstem Zustande gegen Rogatica.

Am 22. September rückte die I. Division unter Generalmajor König, der an Stelle des erkrankten Feldmarschalleutnants v. Vécsey ihr Kommando übernommen hatte, gegen Rogatica vor, das sich widerstandslos ergab.

Die Kraft der Insurgenten war nun auch in diesem Teile Bosniens endgültig gebrochen. Am 4. Oktober besetzten die Okkupationstruppen das an der Drina gelegene wichtige Višegrad sowie Goražda, am folgenden Tage Čajnica und am 8. Oktober Foča, womit alle wichtigen Plätze Südbosniens und der östlichen Herzegovina in ihrem Besitze waren.

XIV

In Nordwestbosnien

In keinem Teile des gesamten Okkupationsgebietes war der Widerstand so hartnäckig wie im Nordwesten, in der Krajina und dem sogenannten „Türkischen Kroatien". Von jeher ein Herd und Schlupfwinkel aufständischer Bewegungen, war dieser Bezirk Bosniens auch diesmal eine Brutstätte der Insurrektion. Wie ihre Bewohner sonst gegen den Sultan rebelliert hatten, rebellierten sie jetzt gegen die Okkupation. Von den türkischen Behörden über deren Bedeutung nicht aufgeklärt, ohne Verständnis für die in der Proklamation kundgegebenen zivilisatorischen Bestrebungen

Österreich-Ungarns, sahen sie in dessen Soldaten bloß die Feinde, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen galt.

„Sie glaubten nicht, daß die k. k. Truppen, selbst wenn der Kaiser den guten Willen hätte, ihre Religion und Sitten zu schützen, diese auch wirklich achten würde. Die Bevölkerung hatte unter der türkischen Mißwirtschaft die staatliche Kraft und Ordnung nie kennen gelernt und wußte von der Blüte ihrer Nachbarländer nichts; sie sah jenseits der Grenze nur Ungläubige und Feinde. Viele aufgefangene Briefe der Insurgenten mahnen die Zurückgebliebenen in der Heimat, Hab und Gut vor den grausamen Soldaten des schwäbischen Kaisers in den Wäldern zu bergen, während sie im Kampfe für ihren Glauben stehen. Die Erfolglosigkeit ihres Widerstandes gaben nur wenige zu, und die Nachrichten über die Siege der kaiserlichen Waffen vermochten sich nicht einmal zu verbreiten, so wenig Glauben fanden sie. Die blutige Niederlage der Eingedrungenen erschien ihnen gewiß, und von einer Unterwerfung zu reden, zog den Tod des Unvorsichtigen oder die ärgsten Mißhandlungen nach sich."[1])

Zwischen den Mohammedanern und Christen dieses Gebietes kam es zu erbitterten Kämpfen, wobei die Mohammedaner bis an die Etappenlinie bei Varkar Vakuf vordrangen.

Wenn die Okkupationstruppen der Insurgenten bald Herr werden wollten, mußten sie sich vor allem dreier Plätze versichern, die als Hauptbrutstätten der aufständischen Bewegung galten. Das waren die Festungen Livno, Bihać und Ključ.

Livno

Vor allem Livno. Diese hart an der Grenze Dalmatiens gelegene feste Stadt des südlichen Türkisch-Kroatien, war schon seit Beginn der Okkupation für die k. k. Militärbehörden ein Gegenstand sorgenvoller Aufmerksamkeit, denn die kriegerische Stimmung, die unter ihrer von Mahmud Beg Bušatlja befehligten türkischen Garnison sowie unter den Banden herrschte, die sich daselbst zusammenfanden, ließ einen Einfall auf dalmatinisches Gebiet besorgen, besonders auf die Stadt Sinj. Der k. u. k. Konsul in Livno war infolge der dort herrschenden Zustände über die Grenze geflohen und hatte berichtet, daß ein Einfall in den dalmatinischen Bezirk von Imoski geplant sei.

Bei dem Mangel an Truppen, der in dem bedrohten Teile Dalmatiens bestand, war diese Möglichkeit ernst zu nehmen und konnte nicht nur für die unmittelbar in Mitleidenschaft gezogenen Bewohner der Grenzortschaften unheilvoll werden sondern nicht minder für den Verlauf der ganzen Okkupation, denn ein gelungener

[1]) Generalstabswerk, S. 537.

Angriff der Insurgenten auf österreichisches Gebiet mußte deren Selbstgefühl natürlich mächtig heben und ihrem Erfolge ein besonders wirksames Relief geben.

Feldzeugmeister Freiherr v. Rodich, der Statthalter von Dalmatien, gab daher, diese Gefahr erkennend, den Befehl, alles, was an Truppen überhaupt verfügbar war, mit dem nach Dalmatien bestimmten Infanterieregiment Nr. 21 zu einer „Reservegebirgsbrigade" zu vereinigen, um so für alle Fälle bereit zu sein.

Aber noch ehe diese Formation durchgeführt werden konnte, sah sich Rodich zu einer militärischen Aktion veranlaßt, die über die bloße Defensive hinausging. Die Insurgenten in Livno hatten nämlich erkannt, daß sie weit größere Erfolge erzielen könnten, wenn sie sich gegen Osten wandten und die Etappenlinie der VII. Division abschnitten, deren Avantgarde indessen in Travnik angelangt war, als wenn sie nach Westen oder Süden in Dalmatien einfielen, wo sie sich voraussichtlich ja doch nicht würden behaupten können.

Von dieser Änderung in den Absichten der Insurgenten in und um Livno rechtzeitig unterrichtet, erkannte der Feldzeugmeister die Gefahr, die hierdurch den Truppen des Herzogs von Württemberg drohte, und beschloß, die Insurgenten durch eine Demonstration gegen Livno wieder nach Westen abzulenken. Er ließ diese Bewegung durch schwache Abteilungen des 79. und 80. Landwehrschützenbataillons, der einzigen verfügbaren Truppe, die er zur Hand hatte, längs der Grenze ausführen und die Nachricht verbreiten, ein k. k. Expeditionskorps rücke auf Livno vor.

Die beabsichtigte Täuschung der Insurgenten gelang vollkommen. Ihre Bestürzung war so groß, daß sie sich sogar zu einer Deputation herbeiließen, die um einen zweitägigen Aufschub des Angriffs auf Livno bat.

Nach dem Eintreffen des aus Josefstadt (Böhmen) nach Dalmatien beorderten 21. Infanterieregiments befahl Rodich eine neuerliche Demonstration gegen Livno, und diesmal nicht bloß zum Scheine, denn er besorgte, daß sich die dortigen Insurgenten, sobald sie sich von der Ungefährlichkeit der ihnen angedrohten Operationen überzeugt hatten, ihren frühern Plan wieder aufnehmen und sich gegen die Etappenlinie der VII. Division wenden würden. Die „Reservegebirgsbrigade" unter Generalmajor Csikós unternahm daher am 15. August eine bis in die Nähe Livnos reichende Rekognoszierung, die, in zwei Kolonnen vorgenommen, bei Gabir zu heftigen Scharmützeln führte und ihren Zweck

insofern auch erfüllte, als sie die Kräfte der Insurgenten nach diesem Teile des Okkupationsgebietes abzog und Aufschluß über ihre Stärke ergab. An eine Bezwingung des Platzes war aber mit den verfügbaren, an Zahl unzulänglichen Streitkräften nicht zu denken, denn die Besatzung Livnos zählte damals rund 3000 Mann mit 8 Gebirgsgeschützen, wozu noch 300 Reiter kamen.[1])

Ein entscheidender Schlag gegen die Feste konnte demnach nur mit ausreichenden Kräften geführt werden.

Der Herzog von Württemberg plante, ihn gleich jetzt zu führen, nicht nur um seiner Etappenlinie endgültig von dieser Seite Ruhe zu verschaffen, sondern auch, weil er sich über Livno—Spalato eine zweite Nachschubsmöglichkeit verschaffen wollte, um nicht auf die einzige über Varkar Vakuf—Banjaluka angewiesen zu sein. Er suchte daher am 19. August beim Korpskommando um die Einwilligung hierzu an, erhielt aber keine Antwort und beschloß nun auf eigene Faust zu handeln. Er ordnete den Abmarsch der 2. Gebirgsbrigade nach Livno an und erbat sich vom Korpskommando, das er hiervon in Kenntnis setzte, die früher an dieses abgegebene 3. Gebirgsbrigade zurück. Er erhielt aber weder diese, noch die Einwilligung in die Expedition gegen Livno, denn Philippović, stets darauf bedacht, möglichst viel Truppen zur eigenen Verfügung zu haben, pflegte auf die Bedürfnisse seiner Unterfeldherrn wenig Rücksicht zu nehmen. Er versagte ihm die erbetene Verstärkung und vertröstete ihn auf das Eintreffen der XXXVI. Division, die ihm dann die Verwendung der 3. in Banjaluka dislozierten Gebirgsbrigade der VII. Division erlauben würde.

Der Herzog von Württemberg ordnete hierauf den Rückmarsch der gegen Livno entsandten Brigade an.

Ključ

Nächst Livno war es die Felsenfestung Ključ in Türkisch-Kroatien, die infolge ihrer Lage eine ernste Gefahr für die rückwärtige Verbindungslinie der VII. Division bildete. Unweit des Kreuzungspunktes von Han Cadjavica gelegen, beherrschte sie die

[1]) Einen für den grausamen Fanatismus der Insurgenten bezeichnenden Zug erzählt der k. k. Oberst Dr. Walter v. Walthoffen in seinen bereits erwähnten „Kritischen Betrachtungen über den Okkupationsfeldzug 1878 in Bosnien". („Danzers Armeezeitung" vom 6. August 1903.) Als nach dem Gefechte bei Gabir ein leichtverwundeter k. k. Soldat nach Livno gebracht wurde, gab einer der Führer der Insurgenten daselbst, Hadschi Sali Efendi, seinem 15jährigen Sohn den Handschar in die Hand mit den Worten: „Lerne du, mein Sohn, beizeiten, wie man den Christenhunden den Kopf abhaut."

von Bihać im Nordwesten und von Banjaluka im Norden kommenden Straßen, auf denen der Nachschub für die VII. Division erfolgte. Da aus aufgefangenen Briefen hervorging, daß die Insurgenten in Ključ mit denen in Livno und Bihać in Verbindung standen, überdies Gerüchte gingen, es sei von ihnen ein neuerlicher Überfall auf Banjaluka geplant, so hielt es der Kommandant dieses Platzes, Generalmajor Sametz, für geboten, Ključ unschädlich zu machen. Eine mit unzulänglichen Kräften am 24. August ausgeführte Rekognoszierung gegen die Festung führte bei Velečevo zu einem Gefechte, das für die k. k. Truppen ungünstig endete. Es ergab die unerläßliche Notwendigkeit, das Unternehmen mit ausreichenden Streitkräften ins Werk zu setzen. Das aber war vorderhand nicht möglich, denn das Armeekommando untersagte, wie bei Livno, so auch in diesem Falle, weitere Operationen bis zum Eintreffen der bereits im Anmarsche befindlichen Verstärkungen.

Als diese in den ersten Tagen des September anlangten, überließ Generalmajor Sametz die Besetzung Banjalukas der 2. Infanteriebrigade und rückte mit seinen Truppen, der 3. Gebirgsbrigade (VII. Division), in äußerst beschwerlichen Märschen gegen Ključ. Am 6. September schritt er dann zum Angriffe gegen dieses, das noch am selben Abend mit Ausnahme des Felsenkastells nach hartnäckigem Kampf in seine Hände fiel. Es bedurfte aber noch eines zweiten heißen Kampftages, bis am dritten Tag, 8. September, endlich auch das Kastell besetzt werden konnte, das die Insurgenten nachts verlassen hatten. Die Kämpfe um Ključ kosteten die Brigade 44 Tote, 42 Vermißte und 227 Verwundete, waren also verhältnismäßig nicht unbeträchtlich.

Durch den Fall von Ključ war das Sannatal von den Insurgenten gesäubert, die sich in den nordwestlichsten, in Kroatien einspringenden Winkel Bosniens zurückzogen.

Bihać

Hier war es die Festung Bihać, die, gleichfalls ein Felsenhorst wie Ključ, ein Reservoir der Insurrektion darstellte und darum unschädlich gemacht werden mußte.

Zum Höchstkommandierenden daselbst hatte sich der Mutessarif Hussein Efendi Begović aufgeworfen, dem namentlich die Insurgentenführer Hadschi Hassan Salkić aus Peči und Hadschi Ibrahim Medinelja mit ihren Banden zur Seite standen.

Die Zahl der um Bihać versammelten Insurgenten betrug etwa 8—9000 Mann, darunter ein beträchtlicher Bruchteil regulärer

türkischer Truppen, alle wohl bewaffnet und mit Geschützen versehen.

Welch unternehmender Geist in Bihać herrschte, ging aus dem Offensivplane hervor, den Hadschi Ibrahim Medinelja ausgeheckt und der einen Einfall in das Gebiet der Monarchie zum Ziele hatte.[1]) Er selber wollte, während der kleinere Teil der verfügbaren Streitkräfte die vordringenden k. k. Truppen aufhalten sollte, mit der Hauptmacht einen Verwüstungs- und Raubzug über Sluin bis gegen Karlstadt unternehmen und so den Vormarsch des Gegners paralysieren.

Schon Mitte August hatte Generalmajor Zach, der mit seiner Brigade, der 72. von der XXXVI. Division, bei Žavalje noch auf kroatischem Boden, aber hart an der Grenze, gegenüber von Bihać stand, die Absicht gehabt, diese Festung zu besetzen, war aber vom Generalkommando in Agram angewiesen worden, sich jeder Aktion, selbst der Grenzüberschreitung, so lange zu enthalten, bis die hierfür bestimmten Verstärkungen eingetroffen seien. Diese Vorsicht schien um so mehr geboten, als die Offensivpläne der Insurgenten kein Geheimnis waren und als diese damit drohten, jede Grenzüberschreitung von seiten des k. k. Militärs ihrerseits mit Einfällen in das Gebiet der Monarchie zu erwidern, die Grenzdistrikte zu brandschatzen und deren Bewohner zu töten; Drohungen, die bei der ungezügelten Kampflust und dem wilden Fanatismus gerade der Krajinaleute durchaus ernst zu nehmen waren. Dieses Zögern mit der Besetzung der nordwestlichen Krajina hatte aber anderseits die unerwünschte Folge, daß die Insurgenten Zeit gewannen, sich zu sammeln und zum Widerstande vorzubereiten.

Die Unterbrechung der telegraphischen Verbindung zwischen Žavalje, dem Standorte der Brigade Zach, und Sluin zeigte mit drohender Deutlichkeit, daß die Insurgenten ernstlich daran dachten, ihren Offensivplan auszuführen. Es war demnach schon hohe Zeit, als endlich Anfang September die 28. Infanteriebrigade unter Generalmajor Reinländer bei Sluin eintraf.

Am 7. September konnte Generalmajor Zach die Offensive ergreifen; allerdings noch nicht gegen die Festung Bihać selbst, zu deren Erstürmung wenig Aussicht vorhanden gewesen wäre, sondern zunächst gegen die die Festung beherrschenden Höhen in ihrem Süden. Dieser Angriff mißlang jedoch vollständig und

[1]) Generalstabswerk, S. 881 f.

zog den k. k. Truppen empfindliche Verluste zu, die stärksten, die sie überhaupt während des ganzen Feldzuges erlitten hatten. Ein durch dichten Morgennebel in der Richtung verfehlter Angriff des linken Flügels — 79. Reserve-Infanterieregiment — wurde von den Insurgenten so wirksam zurückgewiesen, daß der Rückzug des Regiments einen teilweise panikartigen Charakter annahm. Ohne Kenntnis von diesen Vorgängen war der rechte Flügel, Infanterieregiment „Freiherr v. Ajroldi" Nr. 23, erfolgreich vorgedrungen und hatte sich in den Besitz der ihm als Angriffsziel bezeichneten Höhe der Somislje gesetzt. Da der linke Flügel aber infolge seiner schweren Erschütterung seine gesamte Tätigkeit eingestellt hatte, konnten sich die Insurgenten mit ganzer Macht auf den rechten Flügel werfen und ihn zum Aufgeben aller von ihm schon errungenen Stellungen nötigen. Erst gegen sechs Uhr abend verstummte der im Morgengrauen begonnene Kampf. Er kostete die k. k. Truppen nicht weniger als 554 Mann, wovon über 100 Tote. Bemerkenswert war an diesem Gefechte, daß dabei ganz ungewöhnlich viele Verwundungen mit blanker Waffe vorkamen, von 418 Verwundungen 173, davon 126 allein beim 79. Reserve-Infanterieregiment, das mit den Insurgenten in ein erbittertes Handgemenge geraten war.

Trotzdem die k. k. Truppen in diesem Gefecht eine entschiedene Niederlage erlitten hatten, ging ihr Rückzug nicht über ihre Anfangsstellung zurück, und sie faßten an dieser wieder festen Fuß.

Einen neuerlichen Angriff aber mußte die geschlagene Brigade Zach unterlassen, denn die Brigade Reinländer hatte ihre Gebirgsausrüstung noch nicht vollendet. Da auch die Vorräte für die zwei Brigaden erst gesichert werden mußten, vergingen acht Tage, bis die Operationen wieder aufgenommen werden konnten.

Der Erfolg der Insurgenten bei Bihać hatte die Kriegslust in der Festung aber merkwürdigerweise keineswegs erhöht, sondern im Gegenteil so sehr abgeschwächt, daß die Bürger von längerem Widerstande nichts wissen wollten und sich mit ihrer Habe ins Gebirge flüchteten. Schlimmer noch war es für die Verteidiger der Festung, daß auch die türkischen Offiziere und ein Teil ihrer Truppen nicht mehr kämpfen wollten und Bihać verließen. Als Ursache dieser plötzlichen Entmutigung werden die beträchtlichen Verluste angegeben, die auch die Insurgenten an diesem Tage erlitten hatten, doch dürften diese kaum die einzige Ursache gewesen sein.

Über diesen Stimmungswechsel aufs äußerste erbittert, errichteten die beiden Fanatiker Hadschi Ibrahim Medinelja und Hadschi

Hassan Salkić in Bihać ein wahres Schreckensregiment, bei dem sich namentlich die Bewohner von Izačić, das am 7. September eingeäschert worden war,[1]) durch ihren leidenschaftlichen Fanatismus hervortaten. Die blanken Handschars in der Faust, zogen sie durch die Stadt und zwangen jeden unter Todesdrohungen zu deren Verteidigung.

Inzwischen hatte Generalmajor Reinländer, der das Kommando der 28. Infanteriebrigade an Oberst Buchta abgegeben und den Befehl über beide Brigaden, die 28. und 72., übernommen, wieder die Offensive ergriffen.

Am 15. September ging er mit der 28. Brigade gegen die Insurgenten in Izačić vor, während Generalmajor Zach gleichzeitig mit der 72. Brigade neuerlich gegen Bihać demonstrierte. Beide Operationen hatten Erfolg. Am 18. September unternahm Generalmajor Reinländer mit beiden Brigaden einen Angriff gegen Bihać, der schon am folgenden Tage den Fall der Festung nach sich zog. Zur Einsicht gekommen, daß diese auf die Dauer nicht mehr zu halten sei, hatten Hassan Salkić und Medinelja mit ihrem Anhang sie nachts verlassen, worauf Nuri Bei und Hassan Aga die Kapitulation einleiteten, die noch im Laufe des Nachmittags erfolgte. Den k. k. Truppen fielen sehr beträchtliche Munitionsvorräte, aber infolge der Massenflucht der Bewohner und des Militärs nur wenige Gefangene in die Hände.

Wieder Livno

Nach der Besetzung Bihać's blieb von den drei Hauptbollwerken der Insurrektion im nordwestlichen Bosnien nur noch Livno in deren Besitz.

Seit dem Rekognoszierungsgefechte vom 15. August war vor dieser Festung bis zum 7. September alles ruhig geblieben. Sowohl die für erfolgreiche Unternehmungen zu schwache „Reservegebirgsbrigade", die an der Grenze stand, als die Besatzung der Festung verhielten sich untätig. Am 7. September endlich zeigten die Insurgenten die Absicht, sich des Defiléeingangs zu bemächtigen, der durch die Felsen des Prolog nach Sinj in Dalmatien hinüberführte. Allein schon die Entfaltung größerer Streitkräfte durch Generalmajor Csikós genügte, sie von diesem Unternehmen abzubringen, worauf wieder die frühere Ruhe eintrat.

---

[1]) Bereits zum dritten Male. Zuerst 1809 von Marschall Marmont, dann 1835 durch Generalmajor v. Rukavina.

Die Untätigkeit, zu der sich die k. k. Truppen bemüßigt sahen, hatte denselben Grund, der sie auch auf den andern Kampfplätzen des Okkupationsgebietes zur Passivität nötigte: die Absicht des Armeekommandos, nichts mehr zu unternehmen, solange nicht ausgiebige Verstärkungen eingetroffen waren, die den Erfolg des Unternehmens tunlichst verbürgten.

Erst am 20. September hatte der Herzog von Württemberg alle Truppen zur Verfügung, deren er zur Einschließung Livnos bedurfte. Sie bestanden aus den drei Gebirgsbrigaden der VII. Division in der Stärke von 11 Bataillonen, $1^3/_4$ Schwadronen, 4 Gebirgs-, 1 leichten und $^1/_2$ schweren Feldbatterie sowie 1 Geniekompagnie, zusammen rund 9200 Mann mit 28 Geschützen. Hierzu kam noch die von der dalmatinischen Seite her mitwirkende „Reservegebirgsbrigade" unter Generalmajor Csikós.

Die rings von Karstfelsen umgebene, nur im Westen durch eine versumpfte Ebene begrenzte Festung Livno hatte eine Besatzung von 2000 Mann regulärer türkischer Truppen und 3000 Insurgenten und enthielt 15 Geschütze, zum Teil österreichischer Herkunft. Das Kommando führte der Fanatiker Mahmud Bei Bušatlja.

Am 26. September trafen die zur Zernierung bestimmten Brigaden vor Livno ein. Am 27. war der Ring um die Festung geschlossen, und die Beschießung begann. Sie dauerte zehn Stunden und tat vollauf ihre Wirkung, denn ohne daß es zu mehr als kleinen Scharmützeln gekommen wäre, unterwarf sich die Festung schon am folgenden Tage, 28. September.

Der Oberbefehlshaber von Livno, Mahmud Bei Bušatlja, der Festungskommandant Mohammed Bei Bušatlja, ferner Dervić Bei Bušatlja, Hadschi Sali-Efendi und noch ein fünfter Anführer wurden vom Herzog von Württemberg zum Tode durch den Strang verurteilt, weil sie sich der Ermordung des Kommandanten der türkischen Redifs, Oberstleutnants Mustafa Bei, und außerdem auch einiger k. k. Soldaten schuldig gemacht hatten. Das Urteil wurde dann mangels eines Scharfrichters in Erschießung umgewandelt und auch ausgeführt.[1])

[1]) Oberstleutnant Mustafa Bei war von diesen Fanatikern deshalb getötet worden, weil er sich, einer Weisung aus Konstantinopel folgend, nicht der Insurrektion hatte anschließen und die Festung übergeben wollen. — Als die fünf Verurteilten nach der Verkündung des Urteils gefragt wurden, ob sie noch etwas vorzubringen hätten, erwiderte Mahmud Bei Bušatlja, er fürchte den Tod nicht, er bedaure nur, daß die Christen gesiegt und seine eigenen Glaubensgenossen ihn verraten hätten. — Dr. Walter v. Walthoffen, k. k. Oberst, „Kritische Betrachtungen".

An die Bezwingung Livnos schloß sich in den folgenden Tagen die Entwaffnung der Ortschaften im Umkreise der Festung.

Die letzten Schlupfwinkel

Waren mit dem Falle Livnos auch alle drei Hauptstützpunkte der Insurgenten in der Krajina und in Türkisch-Kroatien in den Besitz der Okkupationstruppen gelangt, so war ihre Aufgabe in diesem am hartnäckigsten widerstehenden Gebiete Bosniens noch immer nicht beendet. Die vor dem Falle Bihać's aus dieser Festung geflüchteten Agitatoren Hadschi Hassan Salkić und Ibrahim Medinelja gaben die Sache der Insurrektion noch immer nicht verloren oder wollten sie wenigstens bis zur letzten Möglichkeit weiterführen. Sie zogen sich in den äußersten, einem Zahne ähnlich, in das kroatische Grenzland ragenden Winkel Nordwestbosniens zurück und fanden unter der kriegerischen Bevölkerung dieser Gegend zahlreichen Anhang, gewannen auch ein bei Krupa stehendes Redifbataillon für ihre Sache.

Generalmajor Reinländer beschloß daher, die Insurgenten in diesen ihren letzten Zufluchtsstätten aufzusuchen und rückte mit einem Teil der beiden ihm unterstehenden Brigaden von Bihać in der Richtung gegen Peči vor. Hier stieß er am 6. Oktober auf die über nahezu 7 km ausgedehnte, durch das überaus schwierige Gelände bedeutend unterstützte Stellung der Insurgenten unter Hassan Salkić. Ihr Widerstand war äußerst hartnäckig und so stark, daß es nach einem heißen und verlustreichen Kampftage erst am folgenden Tage, 7. Oktober, gelang, sie aus ihren Stellungen zu werfen. Die Verluste der k. k. Truppen betrugen nahezu 500 Mann an Toten und Verwundeten, so daß dieses letzte größere Gefecht des Okkupationsfeldzugs zu dessen blutigsten gehörte.

War bei Peči auch das letzte Insurgentenkorps — etwa 3000 Mann — zersprengt worden, und beeilten sich in der Folge auch die meisten Ortschaften, ihre Unterwerfung zu bekunden, so war der Widerstand der fanatischen Führer darum noch immer nicht völlig gebrochen. Die Felsenfestung Kladuša, in der äußersten Ecke des bewußten geographischen Zahnes gelegen, wollte dem Beispiele der andern festen Plätze, Peči, Bužim, Vrnograć, nicht folgen und leistete hartnäckigen Widerstand. Am 9. Oktober begann die Belagerung und dauerte, da der Aufforderung, sich zu ergeben, von der Besatzung nicht Folge geleistet wurde,

bis zum 20. An diesem Tage sollte ein Sturm gegen die Festung unternommen werden, da Aussicht dafür bestand, daß dies nach den vorausgegangenen Belagerungsarbeiten und Beschießungen mit Erfolg geschehen könne. Als aber am Morgen des 20. Oktobers nach einer Gewitternacht zwei Züge Feldjäger die Mauern der Festung erstiegen, fanden sie diese vom Feinde geräumt. Er hatte sie, bloß mehr etwa 30 Mann stark, im Schutze des nächtlichen Gewitters heimlich verlassen.

Damit war die letzte Feste der Insurgenten gefallen und das ganze Land von der Unna bis zur Drina, von der Save bis zur Adria (Sutorina) im Besitze der k. k. Okkupationsarmee.

XV

Heimkehr

Nachdem mit dem Falle von Kladuša die letzte Zufluchtsstätte der Insurrektion unschädlich gemacht worden war, konnte man an die Reduzierung der im Okkupationsgebiete angesammelten Truppenmassen gehen. Der Allerhöchste Armeebefehl vom 19. Oktober, in dem der Kaiser der Okkupationsarmee seine warme Anerkennung aussprach, ordnete zugleich ihre Demobilisierung an.

Die Korpskommanden wurden aufgelöst, die Infanterietruppendivisionen VI, XIV, XX (von dieser bloß die 40. Infanteriebrigade), XXXI und XXXIII, ferner die 14. Kavalleriebrigade und die meisten schweren Batterien wurden in die Monarchie zurückbeordert und wieder auf den Friedensstand versetzt. Im Okkupationsgebiete zurück blieben die Infanterietruppendivisionen I und IV im Kreise von Sarajevo, VII, XIII und XXXVI in den Kreisen Travnik, Zvornik und Banjaluka, sowie die 39. Infanteriebrigade von der XX. Division auf der Hauptetappenlinie Brod—Sarajevo und die XVIII. Division in der Herzegovina.[1])

[1]) Ende 1878 war die Stärke und Verteilung der im Okkupationsgebiete verbliebenen Truppen folgende:

	In Bosnien	In der Herzegovina	Zusammen
Infanterie(Jäger)bataillone . .	68	17	85
Eskadronen	8	1	9
Schwere Batterien	2	1	3
Gebirgsbatterien	18	4	22
Festungsartilleriekompagnien .	4	1	5
Technische Kompagnien . . .	27½	4	31½
Kriegsbrückenequipagen . . .	7	—	7
Feldeisenbahnabteilungen . .	9	—	9

Am 18. November erfolgte, ebenfalls durch ein Allerhöchstes Handschreiben, die Auflösung der zweiten Armee und die Enthebung Philippović's von deren Kommando, wobei der Kaiser neuerlich die Gelegenheit wahrnahm, dem Feldzeugmeister seinen Dank und seine Anerkennung auszusprechen.[1])

An Stelle des II. Armeekommandos wurde ein Generalkommando für Bosnien und die Herzegovina mit dem Sitz in Sarajevo aufgestellt und der bisherige Kommandant des XIII. Armeekorps, Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg, zum kommandierenden General und Chef der Landesregierung ernannt, zu seinem Stellvertreter aber Feldmarschalleutnant Freiherr v. Jovanović.

Mit der Beendigung des Feldzuges waren aber nicht auch, wie zu glauben naheläge, die Strapazen für die Truppen zu Ende. Es wiederholte sich vielmehr beim Rückmarsch die ganze Verkehrs- und Verpflegsmisere, die sich beim Einmarsch in so böser Weise geltend gemacht hatte; und wenn die Truppen jetzt auch nicht mehr feindliche Überfälle zu besorgen hatten, so waren die Mühsale und Hindernisse, die sie durchmachen mußten, keine geringern, im Gegenteil: die Hauptetappenlinie Brod—Sarajevo befand sich jetzt in einem noch schlimmern Zustand als zu Beginn der Okkupation. Schon damals nur für Leichtfuhrwerk hinlänglich geeignet, war sie durch die unablässige Benutzung während der letzten Monate und durch die tagelangen herbstlichen Regengüsse jetzt völlig unbrauchbar geworden, nicht nur für schweres sondern auch für leichtes Fuhrwerk. Der an sich schon unzulänglich gebaute Straßenkörper war unter den zahllosen Rädern

[1]) L. v. Przibram erzählt in seinen „Erinnerungen" mit Bezug auf die Enthebung Philippović's folgende interessante Episode, die ein scharfes Licht auf das Verhältnis dieses Generals zur gemeinsamen Regierung wirft: „In Sarajevo kaum installiert, erhielt der Feldzeugmeister den Besuch des bisherigen österreichischen Generalkonsuls Wassitsch, der ihm einen Bürstenabzug der Entwürfe überbrachte, welcher in Wien für die Organisation der okkupierten Provinzen ausgearbeitet worden war. Philippović schickte denselben zurück, und zwar durch einen Hauptmann, der zuvor auf Ehrenwort versichern mußte, folgende Botschaft wörtlich auszurichten: ‚Dieses Statut verbreitet einen solchen Geruch von Gescheitheit, daß ich es in meinem Zimmer nicht vertrage.' — Gleichzeitig erbat er seine Entlassung, da er nichts Ersprießliches mehr wirken könne. Abermals trug der Monarch dem Temperament seines Generals milde Rechnung und entsendete den Chef der Militärkanzlei, um ihn zum Ausharren zu bewegen. Aber Philippović blieb unbeugsam. Gleichwohl schickte er am 15. Oktober den Entwurf eines Organisationsstatuts ein, welches Anleitungen zur Einberufung einer Nationalversammlung enthielt." — Bd. II, S. 78 f.

und Pferdehufen, die seit August darüber hingerollt und hingestampft waren, eingesunken und hatte sich in einen zähen Morast verwandelt, der stellenweise so tief wurde, daß für die Insassen der Wagen sogar die Gefahr des Ertrinkens bestand, nicht zu reden von der des Steckenbleibens. Dazu kam noch, daß unter den Transporttieren infolge der ungeheuern Anstrengungen und der ungenügenden Ernährung ein Massensterben entstand, so daß ihre Kadaver zu Hunderten längs der Straße lagen und die Luft verpesteten, ohne daß eine Möglichkeit bestand, diesem Übel abzuhelfen.[1]) Am schlimmsten war es in der Saveniederung, da der Fluß, dessen Lauf nicht reguliert war, infolge der Regengüsse weit über seine Ufer getreten war und die ganze Umgebung derart überschwemmt hatte, daß die Ortschaften wie Inseln auf der trüben Flut schwammen. Infolge des Hochwassers hatte auch die zu Beginn der Operationen über die Save geschlagene Kriegsbrücke abgebrochen werden müssen, so daß die Truppen auf Fahrzeugen hinüberbefördert werden mußten.

Der festliche Empfang, der ihnen in der Heimat zuteil wurde, mußte sie für alle diese Mühsale entschädigen.[2])

XVI

Resumé

Daß die Okkupation nach manchem kritischen Momente schließlich doch noch zu einem guten Ende geführt hatte, das dankte die Monarchie nur ihren braven Truppen, die ihr Werk

---

[1]) Freiherr v. Holtz erzählt in seinem Buche „Die letzten Kämpfe und der Heimmarsch" aus dem Sammelwerke „Unsere Truppen in Bosnien", daß er zwischen Doboj und Kotorsko allein etwa 150—200 Pferdeleichen auf den Feldern längs der Straße liegen gesehen habe. Die sehr lebendigen Schilderungen, die dieser Autor vom Rückmarsche der Truppen aus dem Okkupationsgebiete gibt, illustrieren die ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen er verbunden war, auf das wirksamste.

[2]) Das war bei keinem Truppenkörper in solchem Maße der Fall wie beim Infanterieregiment „Freiherr v. Mollinary" Nr. 38, einem kern-magyarischen Regiment (Ergänzungsbezirk Kecskemét), das vom Okkupationsgebiete — vielleicht wegen seiner ausgezeichneten Leistungen im Feldzuge — nach Wien versetzt und hier mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen und mit Kränzen und Blumen geradezu überschüttet wurde. — Auch das am folgenden Tage in Wien eintreffende 52. Infanterieregiment, Magyaren und Deutsche aus der Baranya (Ergänzungsbezirk Fünfkirchen), wurde festlich empfangen, aber, wie das bei ähnlichen Wiederholungen schon zu gehen pflegt, doch schon mit merklich schwächerem Jubel.

trotz der Verschleppungspolitik der Diplomaten und trotz mangelhafter Vorsorge bei der Heeresleitung so tapfer getan hatten.

Und wer weiß, ob ihre Ausdauer, Entbehrungsfähigkeit und Pflichttreue allein hierzu imstande gewesen wären, wenn bei all dem Mißgeschick, mit dem sie zu kämpfen hatten, nicht doch ein gewisses Glück mitgespielt hätte: nämlich der krasse Mangel an Planmäßigkeit und Organisation im Lager ihrer Gegner. Jedenfalls darf dieses negative Moment bei der Beurteilung des Enderfolges nicht übersehen werden; womit im übrigen das außerordentliche Verdienst der Armee keineswegs herabgesetzt werden soll.

Wären bei den Okkupationstruppen nicht jene Vorzüge, bei den Insurgenten nicht diese Mängel vorhanden gewesen, so hätte das ganze Unternehmen sehr leicht schlimm enden und dem Ansehen der Monarchie einen Schaden von unabsehbarer Tragweite zufügen können; hatte die Regierung doch so manches getan, was sie hätte unterlassen, die Heeresleitung so manches unterlassen, was sie hätte tun sollen. Vermochten diese Mißgriffe und Unterlassungssünden dank den erwähnten Umständen glücklicherweise auch nicht, schweres Unheil anzurichten, so trugen sie doch nicht wenig dazu bei, daß die Truppen sich ihre Erfolge so schwer erringen mußten.

Resümiert man die Fehler, deren Folgen im Verlaufe des Okkupationsfeldzuges zum Vorschein kamen, so gelangt man zu nachstehendem Ergebnisse:

Vor allem hatte man den richtigen Zeitpunkt versäumt. Im Jahre 1875, und auch später noch, hätte die Bevölkerung Bosniens und der Herzegovina, soweit sie nicht mohammedanisch war, die k. k. Truppen als Befreier begrüßt und in Österreich-Ungarn den Schutzpatron des Südslawentums gesehen. Dadurch, daß man in Wien diesen günstigen Zeitpunkt versäumte, enttäuschte man die Hoffnungen, die man dort besonders durch die Kaiserreise nach Dalmatien geweckt hatte, und erstickte so die Sympathien, die man sich so leicht hätte erwerben können, im Keime. Damit nicht genug, gab man hierdurch der panslawistischen, von Serbien, Montenegro und Rußland genährten Agitation Gelegenheit und Muße, solche Sympathien, wo sie etwa doch noch vorhanden waren, auszurotten und an ihre Stelle fanatischen Haß gegen die „Švabas" zu säen. So kam es dann, daß den k. k. Truppen bei der Okkupation nicht nur die mohammedanischen sondern auch die orthodoxen Einwohner als erbitterte Feinde entgegentraten

oder ihr Erscheinen doch mit scheelen Augen betrachteten, was ihnen ihre Aufgabe nicht wenig erschwerte.[1])

Die Verantwortung für diesen Mißgriff im Punkte Zeit trug in erster Linie natürlich Graf Andrássy als Leiter der äußern Politik Österreich-Ungarns. Aber seine Schuld ist gewiß nicht größer als die seiner Mitschuldigen in den Parlamenten von Wien und Budapest. Es ist vielmehr anzunehmen, daß er sich, hätte man sich da und dort gegen die Okkupationsidee nicht so feindselig gezeigt, früher entschlossen haben würde, sie ins Werk zu setzen. Wenn er für seine Person auch wenig Sympathie für dieses Unternehmen empfand, so war er doch keineswegs eine intransigente Natur und hätte, wenn sich die Parlamente ebenso leidenschaftlich für die Okkupation eingesetzt hätten, wie sie dies gegen sie taten, wahrscheinlich ebensosehr auf sie Rücksicht genommen, oder aber er hätte einem Andern Platz gemacht.

Hatte man in Wien den richtigen Zeitpunkt für die Okkupation schon einmal verpaßt, so hätte man dies doch wenigstens nicht ein zweites Mal tun dürfen; aber man tat auch dies.

Anstatt der Okkupationserklärung den Einmarsch der Armee auf dem Fuße folgen und so weder der Pforte noch der Bevölkerung im Okkupationsgebiete Zeit zur Sammlung, Agitation und Rüstung zu lassen, ließ man nahezu vier Wochen verstreichen, ehe man sich anschickte, sie zur Tat zu machen. Schon am 3. Juli hatte der k. u. k. Generalkonsul in Sarajevo auf privatem Wege bekanntgegeben, daß Österreich-Ungarn das Mandat übernommen habe, Bosnien und die Herzegovina zu besetzen; aber erst am 29. Juli überschritten die k. k. Truppen die Grenze.

---

[1]) In diesem Sinne äußerte sich auch Ernst Freiherr v. Plener, damals der Führer der deutschen Linken des Parlaments, in seiner Rede über den Berliner Vertrag (21. Januar 1879): „Wir haben die Okkupation Bosniens und der Herzegovina so lange verschoben, bis wir sie unter äußerst ungünstigen und unvorteilhaften Verhältnissen vollziehen mußten. Wenn wir im Jahre 1875—1876, als der erste Aufstand in der Herzegovina stattfand, als die Not die Flüchtlinge über unsere Grenze trieb und wir zu einer raschen und energischen Maßregel schon berechtigt waren, hinübergegangen wären und aus Gründen unserer eigenen Sicherheit jene Länder besetzt hätten, so hätten wir mit weit geringern Opfern und mit größerer Leichtigkeit dies erreicht, und der Berliner Kongreß hätte den faktischen Zustand in einen völkerrechtlich anerkannten verwandelt, während wir heute mit dem unklaren Berliner Mandat bedroht sind." „Reden", S. 99.

Kötschet bemerkt hierzu: „Tatsächlich genügten die 26 Tage,[1]) welche vom 3. Juli bis zum Einmarsche der österreichisch-ungarischen Truppen verstrichen, vollkommen, um einen Widerstand zu organisieren, welcher nur nach blutigen Kämpfen sollte gebrochen werden können. Ohne jenes verhängnisvolle Telegramm (Andrássys Mitteilung von der bevorstehenden Okkupation an Generalkonsul Wassitsch und die Weisung an diesen, sie in Sarajevo zu veröffentlichen) wären mindestens noch zehn Tage vergangen, bis die Zeitungen die Kongreßbeschlüsse in Sarajevo bekanntgemacht hätten, zumal da die ottomanischen Behörden zweifellos alles aufgeboten haben würden, ihre vorzeitige Verlautbarung zu verhindern."

Kötschet führt diese eilige Verkündung des Okkupationsmandats, die er mit Recht als überstürzt tadelt, auf den Optimismus zurück, dem sich Graf Andrássy infolge schönfärbender Berichte hingegeben und von dem befangen er sich in der Hoffnung gewiegt habe, die Okkupationstruppen würden in Bosnien mit offenen Armen empfangen werden.

Andrássys Biograph, E. v. Wertheimer, gibt, so gewissenhaft er sonst alle Handlungen des Grafen zu kommentieren pflegt, über diesen Punkt — die verfrühte Verlautbarung der Okkupation — keinen Aufschluß. Wohl aber über die verspätete Ausführung der Okkupation.

Seiner Darstellung zufolge waren es zwei Momente, die Andrássy zum Zögern bewogen hatten:

Zunächst die Rücksicht auf die Haltung der Pforte, die er dem Kaiser ausdrücklich als maßgebend für den Zeitpunkt des Einmarsches bezeichnete.[2]) „Tritt der Sultan dem Protokoll bei, so ist ein Aufschub möglich — wenn nicht, so könnte möglicherweise noch vor Ablauf der achtzehntägigen Mobilisierungsfrist ein tatsächlicher Schritt sich als nötig erweisen."

Daraus geht hervor, daß Graf Andrássy von allem Anfang an einen Aufschub der Okkupation dachte, trotzdem ein solcher aus naheliegenden psychologischen und militärischen Gründen höchst bedenklich erscheinen mußte. Er hoffte eben, die Pforte werde sich, wenn er ihr Zeit lasse, sich mit der durch den Berliner Kongreß geschaffenen Lage abfinden und sich mit dem Gedanken an die Okkupation vertraut machen, ohne Widerstand darein

[1]) J. Kötschet, „Türkenzeit", S. 78. Der Verfasser spricht irrtümlich von 24 Tagen.

[2]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. III, S. 146.

schicken, und die Okkupation werde friedlich verlaufen. Eine Selbsttäuschung, in der der Wunsch wieder einmal des Gedankens Vater war und die seiner Abneigung gegen eine militärische Operation in Bosnien entsprang.

Bei dieser Abneigung spielte aber auch die Rücksicht auf die Stimmung in Ungarn mit, und das war die zweite Ursache, die Andrássy zögern ließ. In seinem engern Vaterlande sträubten sich die Sympathien für die Türkei gegen Zwangsmaßregeln wider diese und ließen ihn daher vor solchen zurückschrecken. Die Besetzung Bosniens und der Herzegovina sollte nur mit Zustimmung der Pforte erfolgen, keinesfalls gegen ihren Willen oder gar unter Anwendung von Waffengewalt. „Ein solches Ereignis" — schreibt Tisza, damals ungarischer Ministerpräsident, an Andrássy, 30. Juni 1878 — „würde in Ungarn auch die besonnensten Elemente geradezu empören und, um von anderem zu schweigen, solche innere Konvulsionen hervorrufen, daß die Verantwortlichkeit für die Zustimmung zu einem solchen Vorgehen weder ich und, meiner Ansicht nach, auch kein anderer Chef der ungarischen Regierung übernehmen könnte." [1])

Im Hinblick auf diese feststehenden Tatsachen traut man daher seinen Augen nicht, wenn man bei Wertheimer liest: „Der Minister erblickte nicht in der viel Zeit beanspruchenden Mobilisierung von sechs Armeekorps die Bürgschaft des Erfolges, sondern in der raschen Bereitstellung der in Aussicht genommenen Kräfte. Solange noch Ruhe im Lande herrschte, sollte die Okkupation begonnen und nicht damit gewartet werden, bis Agitatoren von dem Schlage Hadschi Lojos alles in Feuer und Flammen setzen konnten. Ausdrücklich sagte es Andrássy dem deutschen Botschafter, daß wenn die Armee zu der Zeit schlagfertig gewesen wäre, als er den Einmarsch verlangte, seine Berechnung sich auch als richtig erwiesen hätte. Freilich, nachdem man drei wichtige Wochen verpaßt, während deren sich der Widerstand organisierte, konnte auch die von ihm vorgeschlagene Stärke der Okkupationsarmee nicht mehr ausreichen." [2])

Hat sich Andrássy tatsächlich in diesem Sinne geäußert — und bei der Gewissenhaftigkeit Wertheimers ist nicht daran zu zweifeln —, hat er die Schuld an der Verschleppung des Einmarsches also der Heeresleitung aufzubürden gesucht, so war dies

---

[1]) v. Wertheimer, „Andrássy", Bd. III, S. 144 f.
[2]) Ebenda, Bd. III, S. 153 f.

eine Taktik, die, gelinde gesagt, als eine ganz unangebrachte bezeichnet werden muß und die dadurch nicht besser wurde, daß er sich dabei auf den Kaiser berief, der seiner Ansicht gewesen sei.

Daß Graf Andrássy den Spieß derart umkehren und die Heeresleitung eines Mißgriffs zeihen werde, den er selber begangen hatte, läßt sich nur aus der Bedrängnis erklären — nicht auch entschuldigen —, in die er nach der Okkupation durch die Angriffe geraten war, denen er sich von allen Seiten wegen seiner Politik ausgesetzt sah. In dieser Bedrängnis verschmähte er eben selbst ein Rechtfertigungsmittel nicht, das seiner sonst so vornehmen Art nicht würdig war und das überdies den Stempel der Unwahrheit an der Stirn trug,[1]) so daß man kaum begreift, wie er es wagen konnte, davon Gebrauch zu machen; er, der stets gezögert hatte, türkisches Gebiet zu besetzen!

Diese Versuche Andrássys und seines Anwalts, die Heeresleitung für eine Schuld verantwortlich zu machen, die er selber begangen hatte, werden durch die Tatsachen in gewichtigster Weise widerlegt. Man braucht sich nur Andrássys ganze Haltung während der bosnischen Krise zu vergegenwärtigen, um dies zu erkennen; sie war ein großes Dementi, ein Dementi, dem die vorhin angeführte, von Wertheimer gebrachte Äußerung Andrássys gegenüber dem Kaiser noch eine besondere Folie verleiht. Wer aber trotzdem den Worten Andrássys und Wertheimers Glauben schenken und mit ihnen die Heeresleitung für die Verzögerung des Einmarsches verantwortlich machen sollte, der sei daran erinnert, daß noch am 27. Juli — am 28. sollte der Einmarsch erfolgen — ein Telegramm aus Wien eintraf, das den Truppen

[1]) v. Wertheimer freilich scheint diesen Stempel nicht bemerkt oder aber geflissentlich übersehen zu haben, denn er setzt im Bestreben, seinem Helden zu Hilfe zu kommen, die Beschuldigung der Heeresleitung noch fort und schreibt: „Anstatt daß man also getrachtet hätte, rechtzeitig mit geringern (!), aber kampfbereiten Truppen dazustehen, mit denen aller Wahrscheinlichkeit nach eine friedliche Besetzung erzielt werden konnte (?), verzögerten sich die Vorbereitungen für den Einmarsch bis zu dem Moment, wo er ohne Gefährdung der ganzen Unternehmung nicht mehr hinausgeschoben werden durfte. Das war allerdings nach dem Geschmacke Philippović's und seiner Offiziere, die keine friedliche Okkupation wünschten, wo keine Lorbeeren zu holen waren, sondern sich nach dem Krieg im großen Stil sehnten, mit all dem, was damit im Zusammenhang zu stehen pflegt. Man darf auch annehmen, daß er über die blutige Wendung, die die Dinge in Bosnien nahmen, gar nicht ungehalten war." „Andrássy", Bd. III, S. 154.

im letzten Moment Halt gebot und sie in ihren Vorbereitungen zum Saveübergang unterbrach; ein Befehl, dessen Urheber natürlich nicht im Kriegsministerium zu suchen war sondern in dem des Äußern. Andrássy hatte erstaunlicherweise eben noch in letzter Stunde gehofft, die Pforte werde sich ohne Widerstand in die Okkupation finden.

Drastischer als durch diese unwiderlegbare Tatsache lassen sich jene Rechtfertigungsversuche nicht mehr ad absurdum führen.

War der eine Fehler der Okkupation die wiederholte Verzögerung des Einmarsches, so war der andere die Unzulänglichkeit der hierzu verwendeten Streitkräfte. Im Hinblick auf die 72000 Mann des Okkupationskorps klingt dieser Vorwurf zwar befremdend, aber so ansehnlich diese Zahl, absolut genommen, auch genannt werden muß, relativ ist sie für ihren Zweck doch ungenügend gewesen, das hat der Verlauf der Ereignisse während der ersten Phase des Feldzugs mit einer jeden Zweifel ausschließenden Überzeugungskraft dargetan. Es sei nur an die große numerische Schwäche der Division Szápárys erinnert, die allein die Ursache ihres Versagens vor Tuzla und ihres Rückzugs auf Doboj gewesen ist. Auch die schwere Bedrängnis, in die die Besatzung von Banjaluka am 14. August durch den Überfall der Insurgenten geriet, muß als ein warnender Fingerzeig auf die numerische Unzulänglichkeit der Streitkräfte gelten. Die Ressourcenarmut und die trostlosen Wegverhältnisse des Landes sowie die Guerillamethode der Insurgenten brachten es eben mit sich, daß ein großer Teil der Truppen ihrer eigentlichen Aufgabe entzogen und zur Bewachung der Etappenlinien, zur Bedeckung der endlosen Trainkolonnen, zu Wegbauarbeiten und zu den verschiedenen Transportdiensten verwendet wurde, wodurch starke Divisionen zu schwachen Brigaden zusammenschrumpften. Von Anbeginn mit imponierender, womöglich erdrückender Übermacht unternommen, hätte die Okkupation vermutlich einen weit raschern und unblutigern Verlauf genommen, ganz gewiß aber den Truppen und ihren Führern die furchtbaren Tage nervenfolternder Sorge und Spannung erspart, die sie infolge ihrer geringen Zahl durchzumachen hatten.

Daß ihnen diese Not nicht erspart worden ist, dafür trifft die Verantwortung in erster Linie abermals den Grafen Andrássy. Allerdings nicht ihn allein, denn ebenso wie bei der Verschleppung des Einmarsches kommt auch in diesem Punkt auf die beiden Parlamente und die tonangebende Presse ein gehäuftes Maß von Schuld; hatten sie sich in ihrer kurzsichtigen Kirchturm-

politik doch gegen jede Vergrößerung der Monarchie gesträubt und die Mittel zur Durchführung der Okkupation, da sie sie nicht ganz verweigern konnten, nur in knappstem Maße bewilligt. Aber wenn die Rücksicht auf die beiden Parlamente, zumal das ungarische, sowie auf die öffentliche Meinung den Grafen Andrássy in seinen Entschließungen auch stark beeinflußt haben mag, so wäre dies doch kaum in solchem Grade der Fall gewesen, wenn nicht auch er selber ein ausgesprochener Gegner eines starken Machtaufgebots gewesen wäre.

Daß er dies, wenigstens vor Beginn der Okkupation, gewesen ist, dafür zeugt niemand anderer als sein begeisterter Anwalt Dr. v. Wertheimer. Dieser berichtet nämlich, daß Andrássy, um alles zu vermeiden, was der Okkupation den Charakter eines Eroberungszuges hätte geben können, im Rate der Krone stets die Ansicht verfochten habe, „daß für den Fall der Okkupation solange als möglich jedes größere Aufgebot militärischer Mittel hintangehalten werde".[1]) Wertheimer bekräftigt diese Äußerung noch durch die Mitteilung, daß Andrássy den Kaiser gebeten habe, bei der Ausführung der militärischen Verfügungen „die äußerste Beschränkung anzubefehlen".

Bei der Tatsachenkenntnis dieses Gewährsmannes ist die Authentizität dieser Äußerungen nicht zu bezweifeln; mit ihr demnach auch die Schuld Andrássys an der Unzulänglichkeit des Truppenaufgebots. In einem befremdenden Gegensatze zu diesen Angaben steht daher die Bemerkung Wertheimers, Andrássy habe damit gerechnet, „daß die Entfaltung einer größern Truppenmacht von vornherein jeden Gedanken an Widerstand im Keime ersticken und als unnütze Kraftanstrengung erscheinen lassen werde". Im Hinblick auf die vorhin erwähnten jeden Zweifel an der Gesinnung Andrássys ausschließenden Äußerungen kann diese Bemerkung nur so gedeutet werden, daß ihm eben schon die vier Divisionen, mit denen die Okkupation in Angriff genommen wurde, als hinreichend erschienen, den Aufstand im Keime zu ersticken. Ursprünglich hatte man sich nämlich, wie aus der Darstellung Wertheimers weiter hervorgeht, mit bloß zwei Divisionen, der XVIII. und XX., begnügen wollen, augenscheinlich weil Andrássy eine größere Machtentfaltung für unnütz hielt. Erst die Bedenken, die der Kaiser, offenbar zufolge der Warnungen aus militärischen

[1]) „Andrássy", Bd. III, S. 145.

Kreisen, gegen eine so geringfügige Truppenmacht äußerte, bewogen Andrássy, der Mobilisierung auch der VI. und VII. Division zuzustimmen.

Wäre es also nach seinem ursprünglichen Plane gegangen, so hätte die Monarchie die Okkupation mit bloß zwei Divisionen unternommen, ein Beginnen, das unfehlbar zu einem furchtbaren Fiasko geführt und die Monarchie vor Europa in verhängnisvoller Weise bloßgestellt hätte. Er besaß eben augenscheinlich trotz aller Konsularberichte eine ganz unzutreffende Vorstellung von Land und Leuten im Okkupationsgebiet. Selbst sein getreuer Anwalt Wertheimer sieht sich bemüßigt, dies, wenngleich indirekt, zu bestätigen, indem er zugibt: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Andrássy unter dem Eindrucke der ihm noch am 14. Juli aus Sarajevo zugekommenen Berichte, wonach man unsere Truppen mit offenen Armen empfangen würde, der Ansicht war, der ganze Einzug in Bosnien werde einem Parademarsch gleichen.“ [1]) Daher denn auch das vielbesprochene Bonmot von der Eroberung Bosniens durch eine Kompagnie Infanterie mit Musik.

Dieser Leichtsinn Andrássys ist um so weniger zu entschuldigen, als es an dringenden Warnungen von seiten Sachverständiger nicht fehlte. Philippović soll nicht weniger als fünf Denkschriften eingereicht haben, um die Unerläßlichkeit eines größern Machtaufgebotes darzutun,[2]) und er war nicht der einzige, der gegen die für ihre schwere Aufgabe zu geringe Zahl

---

[1]) „Andrássy“, Bd. III, S. 153. Nach Wertheimer soll Andrássy gesagt haben, er getraue sich „mit einer Kompagnie Husaren“ und einer Musikbande die Okkupation durchzuführen. So gut unterrichtet dieser Autor aber sonst ist, in diesem Falle hat ihm seine Unkenntnis militärischer Dinge einen kleinen Streich gespielt, denn so kann Andrássy nicht gesagt haben, weil ihm, besser als seinem Biographen, bekannt sein mußte, daß es Husarenkompagnien nicht gibt, sondern bloß Husareneskadronen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Andrássy eine Kompagnie ungarischer Infanterie gemeint hat, weil Husaren in Österreich-Ungarn nicht nur keine Kompagnien, sondern auch keine Regimentskapellen haben.

[2]) L. v. Przibram, „Erinnerungen“, Bd. II, S. 78. Es wird hier aber nicht gesagt, ob der Feldzeugmeister alle diese Denkschriften schon vor der Okkupation verfaßt hat oder ob auch die von ihm während des Feldzugs wiederholt gestellten Mehrforderungen dabei inbegriffen sind. Letzteres ist wahrscheinlicher. — Derselbe Autor erzählt ebenda auch folgende Äußerung, die Philippović ihm gegenüber gemacht habe: „Nach der Affäre von Maglaj fiel mir ein Stein vom Herzen. Denn so traurig mich dieselbe stimmte, so wußte ich doch, daß man jetzt endlich die Notwendigkeit erkennen werde, mit größerer Kraft einzusetzen.“

der Truppen Bedenken erhoben hatte; allein die Stimmen dieser Warner vermochten, wenn sie vom Kaiser auch keineswegs überhört, ja, wie vorhin erwähnt, sogar berücksichtigt wurden, neben der Stimme Andrássys nicht zur vollen Geltung zu kommen, denn dieser galt beim Herrscher mehr als alle Militärs.[1])

Es war daher sehr begreiflich, daß nach dem Bekanntwerden der peinlichen Vorgänge und Schwierigkeiten im Okkupationsgebiete in Militärkreisen Vorwürfe und Anklagen gegen Andrássy laut wurden, die ihn dafür verantwortlich machten, und Wertheimer ist entschieden im Unrecht, wenn er, verleitet von seiner Vorliebe für Andrássy und seiner Abneigung gegen die Militärkreise, diesen das Recht zu solchen Vorwürfen abspricht und die Schuld an der Unzulänglichkeit der Streitkräfte ihnen zuschiebt. Er tut dies insbesondere auch dem Kriegsministerium gegenüber, indem er sich auf eine Äußerung des deutschen Militärattachés Grafen Wedel beruft, wonach man im Kriegsministerium selbst die zur Okkupation bestimmten vier Divisionen für vollkommen ausreichend bezeichnet habe.

Das wollte nun freilich nicht viel beweisen, denn diese Äußerung könnte auch bloß offiziöser Natur gewesen sein; als oberste administrative Militärbehörde konnte das Kriegsministerium die von ihm selber angeordneten militärischen Maßnahmen doch nicht anders als gutheißen, wenn es sich nicht desavouieren wollte.

Aber ganz von der Hand zu weisen ist dieser Vorwurf doch nicht; jedenfalls hat man im Kriegsministerium augenscheinlich das Bedürfnis empfunden, die unzureichende Zahl der Streitkräfte zu Beginn der Okkupation nachträglich zu rechtfertigen, denn das Generalstabswerk, das ja als das Sprachrohr des Kriegsministeriums anzusehen ist, läßt sich über diesen Punkt wie folgt vernehmen:

„Die Verwendung bedeutender Streitkräfte gleich vom Beginne an hätte unleugbar mehr Sicherheit gewährt und ernstere Rückschläge ausgeschlossen. Größere Truppenmassen können aber weder für den Gebirgskrieg rasch ausgerüstet noch in einem so ressourcen- und wegarmen Lande, wie Bosnien ist, rasch bewegt werden. Ein späterer Beginn, ein langsamer Fortgang der Operationen waren dann unvermeidlich, weitere Ausbreitung und festere Konsolidierung der Insurrektion die natürlichen Folgen. Da würden wohl noch blutigere und hartnäckigere Kämpfe stattgefunden haben, als es tatsächlich der

[1]) Philippović hat sich, wie L. v. Przibram in seinen „Erinnerungen", S. 79, berichtet, diesem gegenüber über den Einfluß Andrássys voll Bitterkeit geäußert: „Solange Andrássy am Ruder sei, gäbe es für Österreich kein Heil zu erwarten. Der Kaiser sei diesem Minister gegenüber leider zu nachgiebig."

Fall war. Vielleicht noch mißlicher hätten sich die Verhältnisse gestaltet, wenn die Landesbewohner, voll des störrischen, kampflustigen Sinnes, diesen in Erkenntnis der Übermacht Österreich-Ungarns unterdrückend, der Okkupation gar keinen Widerstand entgegengesetzt hätten. Niemand würde es dann gewagt haben, dem Mohammedaner sein heiliges Kleinod, die Waffe, zu nehmen; fanatischen Haß im Herzen, in Waffen starrend, wären alle subversiven Elemente, welche jetzt im Kampf geblieben sind oder das Land verlassen haben, ein Gärungsstoff gewesen, welcher nur durch eine sehr bedeutende Macht hätte niedergehalten werden können. Die okkupierten Länder wären zum Algerien Österreich-Ungarns geworden, und vielleicht Jahrzehnte der angestrengtesten, wahrscheinlich durch blutige Unruhen durchbrochenen Bemühungen hätte es bedurft, um diese Elemente zu friedlichen Staatsbürgern zu machen. Nun wirkten aber die Okkupationskämpfe gleich einem die Luft reinigenden und die elektrische Spannung behebenden Gewitter." [1])

Das ist zweifellos ein sehr geschicktes Plädoyer für die Zweckmäßigkeit der ursprünglichen Dispositionen des Kriegsministeriums, denn die Gründe, die es anführt, klingen bestechend; aber sie vermögen einer kritischen Sondierung nicht standzuhalten. Daß die Verpflegung eines größern Heereskörpers noch größere Schwierigkeiten verursacht haben würde, ist allerdings zweifellos richtig; aber die Folgerungen, die daraus abgeleitet werden, sind Trugschlüsse. Warum der Beginn der Operationen dann ein späterer hätte sein müssen, ist nicht einzusehen; man hätte mit den Rüstungen eben früher beginnen müssen. Und ebensowenig, warum der Krieg dann blutiger und langwieriger gewesen wäre. Just das Gegenteil wäre geschehen, das hatten die bittern Erfahrungen gezeigt, die die Heeresleitung neun Jahre früher in der Krivošije gemacht, weil sie die Operationen mit ungenügenden Kräften unternommen hatte; ein Beispiel, das die Wiederholung dieses Mißgriffs unbegreiflich erscheinen läßt und nicht minder dessen nachträgliche Verteidigung durch das Generalstabswerk. Wie wenig stichhaltig die Argumente dieses Rechtfertigungsversuches sind, hat übrigens das Kriegsministerium selber bewiesen, indem es sich schon in den ersten Wochen der Okkupation beeilte, sein Versäumnis nachzuholen und die Zahl der Streitkräfte mehr als zu verdoppeln, ein antizipiertes Dementi für dieses Plädoyer, wie es sich kräftiger kaum denken läßt.

Außer unter dem verfehlten Zeitpunkt und den unzureichenden Streitkräften hatte die Okkupation noch unter einem dritten Fehler zu leiden: an den mangelhaften Vorkehrungen, und in dieser Beziehung war es zweifellos, daß die Verantwortung dafür in erster

[1]) Generalstabswerk S. 907.

Linie die Heeresleitung traf, wiewohl auch die Regierung und die beiden Parlamente zum Teil Mitschuldige waren.

Ein militärischer Kritiker, der den Krieg als junger Offizier selber mitgemacht hat, fällt über die Unterlassungssünden, deren sich die Heeresleitung im Okkupationsfeldzug augenscheinlich schuldig gemacht, folgendes scharfe Urteil:

„Der Mangel an jeder Vorsorge für den doch immerhin möglichen Fall eines Mißerfolges ist direkt verblüffend. Man hätte doch für alle Fälle einige Truppen zum sofortigen Nachschube im Falle der Notwendigkeit bereitstellen können, damit man nicht, wie es später der Fall war, einzelne unweit der Grenze garnisonierende Regimenter und selbst einzelne Bataillone auf dem Friedensstande in aller Eile vor den Feind schicken müsse. Zum allerwenigsten hätte man jeder Division für ihre Marschlinie eigene Etappentruppen zuweisen sollen, um sie nicht zu schwächen, so daß Division auch wirklich Division geblieben und nicht zu einer schwachen Brigade zusammengeschmolzen wäre, welche jedoch dasselbe leisten sollte, was man von der Division beansprucht hatte und was sie dann natürlicherweise nicht leisten konnte... Eine andere durch die Schwäche der Divisionen bedingte Erscheinung ist das Durcheinanderwerfen der einzelnen Brigaden; man sah oft obdachlose Brigadiere (so Oberst v. Polz bei der Einnahme von Sarajevo), weil ihre Truppen alle an andere Brigaden verteilt waren. Bei der VII. Division hat der Divisionär nicht ein einziges Mal seine ganze Division beisammen gesehen. Beim Einmarsch bereits ging die 1. Gebirgsbrigade bei Kostajnica, die 2. und 3. bei Berbir — 60 km Entfernung — über die Save. Die 1. Gebirgsbrigade holt die Division am 13. August bei Vitez ein; mittlerweile ist die 3. in Banjaluka zurückgeblieben, mußte aber ein Regiment der 2. zuteilen. Vom 13. August an ist die sogenannte VII. Division in Travnik, der Divisionär und die 1. Gebirgsbrigade aber bei der Hauptkolonne, die 3. hat ein Regiment in Banjaluka, eines in Travnik, die 2. ist teils in Travnik, teils auf der Etappenlinie verzettelt — die echte 27-Kreuzer-Wirtschaft... Die Hauptkolonne, dieser sich von allen Divisionen nährende Moloch, bestand am 14. August aus der 3. Gebirgsbrigade und dem 9. Jägerbataillon, der 2. Gebirgsbrigade der VI., der 1. Gebirgsbrigade der VII. und der 39. Infanteriebrigade der XX. Truppendivision. Mehr kann man wirklich nicht verlangen. Daher der Ausdruck: taktische Verbände!“ [1])

Immerhin läßt sich aber bei den hier so schwer getadelten Übelständen zur Entschuldigung der Heeresleitung vorbringen, daß diese durch die ihr aufgetragene Beschränkung des Machtaufgebots in ihren Anordnungen nicht freie Hand hatte. Dieser Milderungsgrund fällt aber weg, wo es sich um das Train- und Verpflegungswesen handelt, denn auf diesem Gebiete haben ihr Regierung und Parlamente nicht dreingeredet.

Bei der Beurteilung dieser Verhältnisse muß man allerdings die außerordentlichen Schwierigkeiten berücksichtigen, die sich der

[1]) G. Frh. v. Holtz, „Von Brod bis Sarajevo“, S. 189 f.

Okkupation entgegentürmten und die unvergleichlich bedeutender waren als in den großen Kriegen von 1859, 1866 und 1870/71. Es wäre demnach verzeihlich gewesen, wenn nicht alles so klappte, wie es sollte; allein es klappte denn doch allzu selten, was um so weniger zu entschuldigen ist, als ja die vorhin erwähnte verunglückte Expedition von 1869 hätte als Lehrbeispiel dafür dienen können, mit welch unsäglichen Schwierigkeiten ein Heer in unwegsamem, ressourcenlosem Gebirgslande zu kämpfen hat.

Derselbe Kritiker faßt sein Urteil über die Gebirgsausrüstung des Trains kurz aber kräftig in nachstehendes Urteil zusammen:

„Die Trains hätten für Kecskemét oder Debreczin gepaßt; worin unsere Gebirgsausrüstung bestand, war, daß die Brigaden den Titel Gebirgsbrigaden führten und eine Gebirgsbatterie zugeteilt hatten. Das war aber auch alles." [1])

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß es mit der Verpflegung der Truppen oft sehr schlimm bestellt war.

*

Daß die Durchführung der Okkupation trotz all dieser Mängel geglückt ist, und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit, möchte man demnach fast als Wunder bezeichnen. Dieses Wunder hat die Monarchie, wie gesagt, ihrem braven Heere zu danken, durch dessen Tapferkeit, Ausdauer und Entbehrungsfähigkeit die Ungunst des Zeitpunktes, die Unzulänglichkeit der Streitkräfte und die Mißgriffe der Heeresleitung wettgemacht worden sind.

Auf den ersten Blick mag der schließliche Sieg in Anbetracht der bedeutenden Machtmittel, die im Verlaufe des Feldzugs aufgeboten worden sind, nur selbstverständlich und nicht als hervorragende Leistung erscheinen, denn die Truppen Österreich-Ungarns haben sich im großen Ganzen doch fast immer in der Mehrzahl befunden, und die bessere Ausbildung sowie namentlich die artilleristische Überlegenheit für sich gehabt, so daß ihr Verdienst bei diesem Erfolge scheinbar nur ein mäßiges gewesen ist. Ungefähr 93000 Insurgenten, worunter bloß 14000 wirkliche Soldaten mit 75 Geschützen, gegen 145000 geschulter Truppen mit 292 Geschützen: das ist ein Kräfteverhältnis von 1 : 1,76; ein Unterschied, der laienhaften oder übelwollenden Kritikern leicht Anlaß und scheinbar auch Grund geben könnte, die Leistungen der k. k. Truppen herabzusetzen. Nichts aber wäre ungerechter als ein solches Urteil. Die Okkupationsarmee hat im Gegenteile

[1]) G. Frh. v. Holtz, „Von Brod bis Sarajevo", S. 189.

ganz Hervorragendes geleistet. Das scheinbare Mißverhältnis der Streitkräfte war in der Tat nicht vorhanden, denn es ist eine typische Eigentümlichkeit des Guerillakrieges, daß die Banden, die ihn führen, ihren Gegnern durch die Umstände, unter denen sie dies tun, bedeutend überlegen sind, so daß es stets einer sehr beträchtlichen Überzahl bedarf, um dieses dynamische Mißverhältnis numerisch auszugleichen; wobei diese Überzahl, so unerläßlich sie auch ist, anderseits wieder die Beweglichkeit und Raschheit der Operationen erschwert. Es ist nicht, wie man vielleicht glauben könnte, einseitiger Patriotismus, der diese Behauptung diktiert, das läßt sich durch die Kriegsgeschichte unschwer beweisen.

Es sei nur an den Burenkrieg erinnert. Wie ungeheuer ist damals das Mißverhältnis der Kräfte gewesen! Ein Reich, das über rund 350 Millionen Untertanen gebot und ein Völkchen von etwa 500000 Köpfen standen einander gegenüber. Entsprachen die militärischen Machtmittel Englands an Zahl auch nicht diesem enormen Kräfteunterschiede, so erreichten doch auch sie im Verlaufe des Feldzugs von ihrer anfänglichen Minderzahl allmählich eine gewaltige numerische Überlegenheit. Betrugen die britischen Streitkräfte auf ihrem Höhepunkt alles in allem etwa 250000 Mann, so dürften sich die der beiden Burenrepubliken zu Beginn des Krieges, als sie noch vollzählig waren, bestenfalls auf 50000 Mann belaufen haben; eine Zahl, die eher zu hoch als zu niedrig gegriffen erscheint, und zur Zeit, da England diese Macht aufgeboten hatte, sicher auch nicht annähernd mehr zutraf. Das Kräfteverhältnis stellte sich demnach zumindest auf etwa 1 : 5, vermutlich aber auf 1 : 7—10. Der Kräfteunterschied war also bei weitem größer als der zwischen den k. k. Truppen und den Insurgenten. Trotzdem hat das mächtige England mehr als zwei Jahre gebraucht, bis es seiner scheinbar so minderwertigen Gegner Herr werden konnte. Wie die kleinen, leicht beweglichen Trupps der Buren den schwerfälligen britischen Heeren gleichsam unter den Händen entwischten und in der unbegrenzten Weite des südafrikanischen Kriegstheaters verschwanden, um unvermutet jäh wieder aufzutauchen und britische Proviantkolonnen zu überfallen, ohne den Engländern Gelegenheit zu geben, von ihrer numerischen Überlegenheit entsprechenden Gebrauch zu machen: so ähnlich lagen — mutatis mutandis — die Dinge auch in Bosnien und der Herzegovina. Waren es dort vor allem die ungeheuern Entfernungen, die den Engländern den Erfolg so lange vereitelten, so waren es hier die unsäglichen Schwierigkeiten der Boden-

verhältnisse; die Ressourcenarmut des Gebietes dagegen war beiden Feldzügen gemeinsam, und was den Bosniaken und Herzegovzen an Treffsicherheit im Schießen abging, minderte ihre Gefährlichkeit nicht, da sie sie durch barbarische Grausamkeit wettmachten, und darum nicht minder gefürchtete Gegner waren.[1])

Vergleicht man nun im Hinblick auf diese Ähnlichkeitsmomente die Leistungen der österreichisch-ungarischen Okkupationsarmee mit denen der britischen Truppen in Südafrika, so kann dieser Vergleich für sie nur günstig ausfallen und muß den Verdacht, als wäre die Überwältigung der bosnisch-herzegovinischen Insurgenten keiner besondern Anerkennung wert, völlig entkräften. Wozu jene über zwei Jahre gebraucht haben, ist den k.k. Truppen in zweieinhalb Monaten gelungen. Allerdings darf man, um gerecht zu urteilen, nicht übersehen, daß die außerordentlichen Entfernungen, die die Engländer im Burenkriege zu bewältigen hatten, auch einen entsprechend größern Zeitverbrauch bedingten. Aber auch wenn man diesen Umstand in Betracht zieht, muß der Vergleich zugunsten der österreichisch-ungarischen Truppen ausfallen.

Ebensowenig wie deren numerische Überzahl berechtigen ihre verhältnismäßig nicht bedeutenden Verluste zu einer Geringschätzung ihrer Leistungen. Sie betrugen alles in allem:

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
an Toten	44	902	946 [2])
„ Vermißten	3	269	272
„ Verwundeten	131	3849	3980
Im ganzen bei 145000 Mann Gefechtsstand	178	5020	5198

Das ist etwa 3—4%. Selbst in den blutigsten Gefechten des Feldzugs, bei Bihać und Doboj (letzter Gefechtstag der Kämpfe daselbst), überstiegen die Verlustprozente kaum 10%; an den

[1]) Eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Burenkrieg und dem Okkupationsfeldzuge, ungeachtet der so grundverschiedenen geographischen und ethnographischen Verhältnisse, zeigt sich auch darin, daß beide Mächte, England und Österreich-Ungarn, den Krieg mit unzulänglichen Machtmitteln begonnen hatten und hierdurch in eine gefährliche Lage geraten waren; die britischen Truppen in eine ungleich gefährlichere und beschämendere, denn während die k. k. Truppen in der ersten Phase des Feldzugs keine eigentliche Niederlage zu verzeichnen hatten, erlitten die britischen Schlag um Schlag.

[2]) Hierzu kamen noch rund 2000 Mann, die nach dem Feldzuge ihren Wunden erlagen oder an den dabei erworbenen Krankheiten starben.

Verlustziffern der frühern Kämpfe der Monarchie gemessen — Solferino 17,2%, Nachod 18,5%, Skalitz 25% —, eine verhältnismäßig bescheidene Zahl. In den meisten Gefechten aber waren die Verluste bedeutend geringer.[1])

Die Ursache dafür lag zunächst wohl darin, daß die Insurgenten keine besondere Treffsicherheit bekundeten, obzwar sie sehr viel schossen, da sie ja über große Munitionsvorräte verfügten. Außerdem trug zweifellos auch die durch das Gelände bedingte Gefechtsweise dazu bei, daß Massenverluste, wie sie die offene Feldschlacht mit sich bringt, nicht möglich waren. Hieraus aber auf eine geringere Gefährlichkeit dieses Feldzugs zu schließen und demgemäß auch auf geringere Leistungen der Truppen, hieße diesen bitter unrecht tun. Der bosnische Feldzug hat an sie im Gegenteil sowohl in physischer als auch in psychischer Hinsicht die denkbar höchsten Anforderungen gestellt.

Der bergige, in der Herzegovina felsige, Charakter des Landes, die erbärmlichen Wegverhältnisse und die außerordentlichen Entbehrungen, nahmen die körperlichen Kräfte der Truppen ebenso in Anspruch wie die unablässige Anspannung der Aufmerksamkeit, die hinter jedem Felsblock lauernde Todesgefahr und das furchtbare Schicksal, das Verwundeten und Vermißten drohte, ihre seelischen.

Wohl war es nur ein Kampf gegen wilde, undisziplinierte Horden — wenigstens zumeist gegen solche — aber hinter diesen Horden stand ein ganzes Volk, stand, wild und feindselig, wie dieses, die Natur des Landes, gewaltiger und furchtbarer als ein feindliches Heer. Es war also ein Sieg nicht nur über Menschen, den die braven Truppen Österreich-Ungarns erfochten, sondern auch über die Elemente.

*

Mit der Okkupation Bosniens und der Herzegovina hatte das Habsburgerreich endlich erreicht, was es schon zu Wallensteins Zeiten erstrebt, aber nur vorübergehend, unter Prinz Eugen, errungen: es hatte auf dem Balkan festen Fuß gefaßt. Und diesmal sollte es von Dauer sein.

---

[1]) Otto Berndt, „Die Zahl im Kriege", Wien 1897, Freytag & Berndt. — Auch in diesem Punkte erinnert der Okkupationsfeldzug an den Burenkrieg, der für die Engländer gleichfalls — außer durch Gefangennahme — keine besonders namhaften Verluste zur Folge hatte. In den blutigsten Gefechten — Maggersfontein, Colenso, bei Ladysmith — gab es nicht mehr als 9%.

Anhang

Denkschrift des Feldmarschalls Grafen Radetzky vom 30. August 1856

Im Werke A. Beers über die „Orientalische Politik Österreichs" wird S. 747 eine Denkschrift Radetzkys erwähnt, in der dieser die Erwerbung Bosniens und der Herzegovina für Österreich aus strategischen Gründen für wünschenswert bezeichnet. Andere Historiker wie Professor Dr. A. Fournier und Dr. v. Wertheimer verweisen auf diese Bemerkung Beers, ohne jedoch die Denkschrift selbst zu zitieren, die ihnen offenbar nicht aus eigener Anschauung bekannt ist. Anstatt mich meinerseits nun ebenfalls bloß auf Beer zu berufen, zog ich vor, die Denkschrift selber anzuführen, und wandte mich an das k. u. k. Kriegsarchiv um die Erlaubnis hierzu. Diese wurde mir denn auch in der liebenswürdigsten Weise zuteil. Die bewußte Denkschrift befaßt sich jedoch nicht, wie man aus der Äußerung Beers leicht glauben könnte und wie vermutlich alle geglaubt haben, die diese lasen, mit der Erwerbung Bosniens im besondern, sondern begnügt sich mit einem ganz kurzen Hinweise darauf, so daß man, da man mehr erwartet hat, eine gewisse Enttäuschung fühlt. Trotzdem aber, und ein wenig sogar eben darum, erscheint es mir nicht überflüssig, die Denkschrift, die durch jene Notiz Beers eine gewisse, nicht ganz verdiente Bedeutung erlangt hat, hier zum erstenmal in ihrem vollen (etwas ungelenken) Wortlaute wiederzugeben, denn sie wirft auf die damalige politische Situation Streiflichter, die nicht ohne Interesse sind.

Betrachtungen über die Lage Österreichs nach den letzten Friedenskonferenzen und die Unzulänglichkeit der zweiten Armee im Falle ernster Eventualitäten.

Mit Hinweglassung aller weitern politischen Raisonnements glaube ich nur in Beziehung der militärischen Berücksichtigung auf dasjenige hinzublicken, was uns in der Armee-Beziehung auf die Zukunft bevorsteht. Ich glaube den letzten Frieden nur zur Basis annehmen zu müssen; denselben kann ich nur als einen sehr leichten Schleyer-Uiberwurf über das Geschehene betrachten, ohne in fräglicher Beziehung eingreifend eintreten zu wollen, um die eigentliche Frage: „Warum der Krieg geführt worden", zu umgehen.

Das Eigentliche bleibt sonach der Zukunft überlassen, und muß es erst in der Folge gelöst werden.

Ein II. er Krieg im Orient ist sonach die erste Aussicht für Österreich zu berücksichtigen.

Ohne noch sich über die dann zu ergreifenden Maßregeln einzulassen, glaube ich nur bemerken zu müssen, daß Österreich zu keinem Entschluß kommen kann, ehe es nicht die anstoßenden Zerwürfnisse in Piemont geendet und in Ordnung gebracht hat, wodurch die italienische Frage ganz und vollkommen als gelöst betrachtet werden kann.

Die zweite Aufgabe ist dann das Einvernehmen mit Preußen und Deutschland zum Gemeinsinn! Wo dann zur weitern Schlußfassung erst zu übergehen rätlich wird.

Nun erlaube ich mir die Aufmerksamkeit zu leiten auf Servien, was nur hingehalten werden kann durch Belgrad als das Thor für selbes.

Der Besitz von Istrien und Dalmatien muß es Österreich wünschenswert machen, daß es in Besitz von Bosnien gelange, so wie von Belgrad, um von da sich an den Balkan mit dem rechten Flügel anschließen zu können.

In dieser Stellung ist der österreichische rechte Flügel Herr von den Fürstentümern, um wenigstens drohend zu bleiben, so wie vom ganzen Orient.

Wenn ich nun von der Zukunft abstrahierend, auf die Gegenwart blicke, so muß ich vor allem mir die Konferenz am 8. April 1856 vor Augen halten, in welcher der piemontesische Premier-Minister Graf Cavour sein Memorandum über Italien vorlegen wollte, und nur durch die Einwendungen des österreichischen Ministers Grafen Buol-Schauenstein, durch die Einwendung, es gehöre nicht zur Sache, daran gehindert wurde. Doch geht dem Beobachter die Theilnahme Englands hiebei nicht verloren, und zeigt klar, daß Englands Raubsucht etwas dabei zu besezen und zu rauben beabsichtige; — und daß Frankreich als Repräsentant der Regierung des Tages sich vor der Hand nicht an die Revolutionspartei anschließen wolle, alles jedoch der Zukunft überlasse.

So weit ist die Gegenwart klar ausgesprochen.

England und Frankreich garantieren Piemont ihre Hülfe, wenn es von außen angegriffen wird, dulden jedoch, daß Piemont fortan seine Pläne für den Besitz Italiens im stillen fortsetze.

Der Erfolg für Österreich ist sonach kein anderer als die immerwährende Bereitschaft, daß es nicht überfallen werde.

Wenn ich die hiezu gegebenen Mittel, mit der Erfordernis, abwäge, so muß ich leider nach dem anruhenden Ausweise erklären, daß alles zusammen nicht geeignet erscheine.

Als Beweis sei mir erlaubt anzuführen:

Ein Monat ist verflossen, als Seine Majestät huldreichst die Verstärkung des 5.ten Armee-Korps zu befehlen geruhte, und noch ist keine Spur der Vollziehung sichtbar; es dürften noch ein Monat und 14 Tage vorübergehen, bis der Allerhöchste Befehl vollbracht werden kann — und dann wird erst die IIte Armee im Stande sein, den allenfallsigen Gegnern entgegenzutreten.

Als Resultat des Gesagten zeigt es sich:

daß die Armee drei Monate braucht, ehe solche durch die Zusammenstellung von meist Rekruten und Urlauber auf die erforderliche Stärke gebracht werden kann, während Piemont mit 80000 Mann in längstens drei Wochen die Offensive ergreifen kann.

Wenn ich nun unerachtet eine doppelte Zeitfrist von vorgehenden Demonstrationen beider Seiten annehme, so bleibt es doch klar ausgesprochen, daß für den Besitz von Italien eine Armee-Abteilung von 35—40000 Mann als Besatzung für die festen Plätze und Provinzialhauptstädte, und 40000 Mann für eventuelle Fälle zu berechnen seien — somit stets die Stärke für Italien auf 75—80000 Mann anzuschlagen erfordert wird, um sich keinem Überfalle auszusetzen.

II

Ordre de bataille der Okkupationsarmee (Anfang August 1878)

XIII. Armeekorps

Kommandant: Feldzeugmeister Josef Freiherr v. Philippović
Generalstabschef: Oberst Leonidas Popp

VI. Infanterie-Truppen-Division
Kommandant: Feldmarschalleutnant Carl v. Tegetthoff
Generalstabschef: Major E. Ritter v. Guttenberg

		Bataillone	Eskadronen	Batterien	Technische Kompagnien
1. Gebirgs-Brigade Oberst C. v. Polz	Linien-Infanterie-Regiment Nr. 52	3	—	—	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 27	1	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 3/I	—	—	1	—
2. Gebirgs-Brigade Oberst G. Lemaić	Linien-Infanterie-Regiment „Frh. v. Mollinary“ Nr. 38	3	—	—	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 9	1	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 4/I	—	—	1	—
3. Gebirgs-Brigade Generalmajor E. Müller	Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 27	2	—	—	—
	„ „ „ Nr. 47	2	—	—	—
	„ „ „ Nr. 7	2	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 4/XII	—	—	1	—
Divisions-Reserve	Husaren-Regiment „Prinz Karl von Preußen“ Nr. 7	—	4	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 1/IV	—	—	1	—
	Genie-Kompagnie Nr. 4/II	—	—	—	1
	Pionier-Reserve-Kompagnie Nr. 5	—	—	—	1
	Zusammen	14	4	4	2
	Hierzu Stabstruppen	¼	¼		

Hierzu Divisionsanstalten (Fuhrwesen, Tragtier-Eskadronen, Gebirgs-Divisions-Park usw.). Gesamtstärke der Division 16602 Mann, 2054 Pferde, 16 Geschütze.

VII. Infanterie-Truppen-Division

Kommandant: Feldmarschalleutnant Wilhelm Herzog von Württemberg
Generalstabschef: Oberstleutnant Eugen Albori

		Bataillone	Eskadronen	Batterien	Technische Kompagnien
1. Gebirgs-Brigade Oberst F. v. Villecz	Linien-Infanterie-Regiment „Herzog von Sachsen-Meiningen“ Nr. 46	3	—	—	—
	4. Bataillon des Linien-Infanterie-Regiments „Frh. v. Weber“ Nr. 22	1	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 3/XII	—	—	1	—
2. Gebirgs-Brigade Erzherzog Johann Salvator	Linien-Infanterie-Regiment „Frhr. v. Khun“ Nr. 17	3	—	—	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 10 . . .	1	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 1/X	—	—	1	—
3. Gebirgs-Brigade Generalmajor A. Sametz	Linien-Infanterie-Regiment „Frhr. v. Weber“ Nr. 22	3	—	—	—
	Linien-Infanterie-Regiment „Erzherzog Leopold“ Nr. 53 . . .	3	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 2/X	—	—	1	—
Divisions-Reserve	½ Ulanen-Regiment „Graf Wallmoden“ Nr. 5	—	3	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 1/III	—	—	1	—
	Genie-Kompagnie Nr. 3/II . . .	—	—	—	1
	Pionier-Kompagnie Nr. 17 . . .	—	—	—	1
	Zusammen	14	3	4	2
	Stabstruppen . . .	¼	¼		
	Divisionsanstalten.				

Gesamtstärke der Division 17724 Mann, 3178 Pferde, 16 Geschütze.

XX. Infanterie-Truppen-Division

Kommandant: Feldmarschalleutnant Ladislaus Graf Szápáry
Generalstabschef: Major Th. Szeracsin

		Bataillone	Eskadronen	Batterien	Technische Kompagnien
Infanterie-Brigade Nr. 39, Generalmajor E. Kaiffel	Otočaner Linien-Infanterie-Regiment Nr. 79	3	—	—	—
	Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 6 .	2	—	—	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 31 . . .	1	—	—	—
Infanterie-Brigade Nr. 40, Generalmajor G. v. Déesy	Linien-Infanterie-Regiment „Großfürst Alexis“ Nr. 39	3	—	—	—
	Linien-Infanterie-Regiment „Alexander Czesarewitsch“ Nr. 61 .	3	—	—	—
	Peterwardeiner Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 70	2	—	—	—
	Übertrag	14	—	—	—

		Bataillone	Eskadronen	Batterien	Technische Kompagnien
	Übertrag	14	—	—	—
Divisions-Reserve	2 Eskadronen vom Husaren-Reg. „Prinz Karl von Preußen“ Nr. 7	—	2	—	—
	Batterie-Division Nr. 2/XII mit den schweren Batterien Nr. 4/XII, 5/XII, 6/XII	—	—	3	—
	Genie-Kompagnie Nr. 2/II . . .	—	—	—	1
	Zusammen	14	—	3	1
	Stabstruppen . . .	1/4	1/4		

Gesamtstärke der Division 16071 Mann, 2989 Pferde, 24 Geschütze.

Dem Korpskommando unmittelbar unterstehende Truppen:

	Bataillone	Eskadronen	Batterien	Technische Kompagnien
1/2 Ulanen-Regiment „Graf Wallmoden“ Nr. 5 . . .	—	3	—	—
Batterie-Division 3/XII mit den schweren Batterien Nr. 7/XII und 9/XII	—	—	2	—
Batterie-Division 4/XII mit den leichten Batterien 10/XII und 11/XII	—	—	2	—
Genie-Kompagnien Nr. 10 und 11	—	—	—	2
Pionier-Kompagnien Nr. 19 und 20	—	—	—	2
Stabstruppen	2/4	3/4	—	—
3 Feldeisenbahn-Abteilungen	—	—	—	—
Zusammen	2/4	3 3/4	4	4
	mit 32 Geschützen			

Hierzu die verschiedenen Korpsanstalten (Munitionspark, Verpflegskolonnen, Feldspitäler usw.).

Gesamtstärke des XIII. Armee-Korps

	Bataillone	Eskadronen	Batterien	Technische Kompagnien	Mann	Pferde	Geschütze
VI. Infanterie-Truppen-Division	14 1/4	4 1/4	4	2	16602	2054	16
VII. „ „ „	14 1/4	3 1/4	4	2	17724	3178	16
XX. „ „ „	14 1/4	2 1/4	3	1	16071	2989	24
Korpstruppen	2/4	3 3/4	4	4	5236	1822	32
Zusammen	43 1/4	13 3/4	15	9	55633	10043	88

Ordre de bataille der XVIII. Infanterie-Truppen-Division

Kommandant: Feldmarschalleutnant Stephan Freiherr v. Jovanović
Generalstabschef: Major A. Slamecka

		Bataillone	Eskadronen	Batterien	Technische Kompagnien
1. Gebirgs-Brigade Generalmajor N. Thodorovich	Linien-Infanterie-Regiment „Graf Jellačić" Nr. 69	3	—	—	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 11	1	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 1/XII	—	—	1	—
2. Gebirgs-Brigade Oberst E. v. Klimburg	Linien-Infanterie-Regiment „Leopold, König der Belgier" Nr. 27	3	—	—	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 7	1	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 1/XI	—	—	1	—
3. Gebirgs-Brigade Generalmajor C. v. Schluderer	Linien-Infanterie-Regiment Nr. 32	3	—	—	—
	Kaiser-Jäger-Bataillon Nr. 3	1	—	—	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 19	1	—	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 2/XI	—	—	1	—
Divisions-Reserve	2 Züge berittener Dalmatiner Landesschützen	—	½	—	—
	Gebirgs-Batterie Nr. 2/XII	—	—	1	—
	Schwere Batterie Nr. 8/XII	—	—	1	—
	Genie-Kompagnien Nr. 8/II und 9/II	—	—	—	3
	Pionier-Kompagnie Nr. 18	—	—	—	
	Zusammen	13	½	5	3
	Stabstruppen	¼	¼	—	—

Gesamtstärke der Division 17 080 Mann, 3270 Pferde, 24 Geschütze.

Ordre de bataille der Besatzungstruppen in Dalmatien

Militär-Kommandant: Feldzeugmeister Gabriel Freiherr v. Rodich
Generalstabschef: Oberst C. v. Blažeković

		Bataillone	Festungs-Artillerie-Kompagnien
Besatzungs-Truppen-Brigade für Nord-Dalmatien Generalmajor St. Csikós	vom Linien-Infanterie-Regiment „Frh. v. Weber" Nr. 22	1¾	—
	Landwehr-Schützen-Bataillon Nr. 79	1¾	—
	„ „ „ Nr. 80	1¾	—
Besatzungs-Truppen-Brigade für Süd-Dalmatien Generalmajor W. v. Popp	Linien-Infanterie-Regiment Nr. 72	3	—
	Feld-Jäger-Bataillon Nr. 33	1	—
	von den Festungs-Artillerie-Bataillonen Nr. 3, 4, 7, 10 je eine Kompag.	—	4
Außerdem	von den Festungs-Artillerie-Bataillonen Nr. 5, 9, 12 je eine Kompagnie	—	3
	Zusammen	8¾	7

mit 9400 Mann.

Personenregister

Erklärung der Abkürzungen:
FM. = Feldmarschall, FML. = Feldmarschalleutnant, FZM. = Feldzeugmeister, GM. = Generalmajor.

A

Abd-ul-Asis, Sultan 147, 150.
Abd-ul-Hamid I., Sultan 40.
Abd-ul-Hamid II., Sultan 154.
Abd-ul-Medschid, Sultan 150.
Ahmed I., Sultan 7.
Ahmed III., Sultan 14.
Ahmed Rassim Pascha, Vali von Albanien 123.
Albrecht, Erzherzog 97, 100, 101.
Alexander I., Zar von Rußland 50.
Alexander II., Zar von Rußland 66, 105, 151 ff.
Ali Pascha, ottomanischer Delegierter beim Berliner Kongreß 183.
Ali Pascha, ottomanischer General 228, 229.
Ali Pascha Vidaić, bosnischer Insurgentenführer 109.
d'Alton, Graf, Kommandierender in den österreichischen Niederlanden 38.
d'Ambrosio, Erzbischof von Durazzo 123.
Anna, Erzherzogin von Österreich 4.
Andrássy, Julius Graf, k. u. k. Minister des Äußern 96 ff., 119 ff., 139 ff., 151, 154, 156, 160 f., 164 ff., 172, 176 ff., 208, 273 ff.
Apáfy, Michael I., Fürst von Siebenbürgen 10.
Auersperg, Adolf Fürst, österreichischer Ministerpräsident 174 ff.
Auersperg, Gottfried Graf, k. k. FML. 80 ff.

B

Bach, Dr. Alexander (Freiherr), österreichischer Minister des Innern 64.
Baden, Ludwig Wilhelm Markgraf von, österreichischer Feldherr 10 ff.
Baltatschi, Großvesir 17.
Beaconsfield, Benjamin Lord, englischer Premierminister 183 f.
Begović, Hussein Efendi, bosnischer Insurgentenführer 263.
Beust, Friedrich Ferdinand Graf, österreichischer Reichskanzler 92, 98.
Bienerth, Carl Freiherr v., k. k. FML. 241, 248.
Bismarck, Otto Fürst, Deutscher Reichskanzler 98, 101 ff., 138, 179 f.
Buchta, Franz, k. k. Oberst 266.
Bulgakow, russischer Gesandter in Konstantinopel 36.
Buol-Schauenstein, Karl Ferdinand Graf, österreichischer Minister des Äußern 60, 64.
Bušatlja, Dervić Bei, bosnischer Insurgentenführer 267.
Bušatlja, Mahmud Bei, bosnischer Insurgentenführer 267.
Bušatlja, Mohammed Bei, bosnischer Insurgentenführer 267.

C

Čengić Aga, Kapetan von Gacko 110, 111.
Čengić Ali Pascha, herzegovinischer Insurgentenführer 192.

Chairullah Efendi, Scheich ul Islam 119.
Chlumecky, Johann Freiherr v., österreichischer Handelsminister 139.
Chorinsky, Graf, k. k. Oberleutnant 212.
Chosref Pascha, Vali von Bosnien 111.
Churschid Pascha, Vali von Bosnien 118.
Clemens VIII., Papst 7.
Clerfayt, franz. Graf, österreichischer FML. (FM.) 41.
Cobenzl, Ludwig Graf, österreichischer Minister des Äußern 31 ff., 39.
Coburg, Josias, Herzog von Sachsen-Coburg-Salfeld, kaiserlicher Feldherr 21.
Collalto, Reimbalt Fürst, kaiserlicher Feldherr 9.
Constant Pascha, Adlatus des Vali von Bosnien 190.
Csikós, Stephan, k. k. GM. 266 f.

D

Derwisch Bei, Kapetan von Stari Majdan 111.
Dormus v. Kilianshausen, Josef Freiherr, k. k. GM. 76 f., 81 f.
Dragančić, k. u. k. Vizekonsul 120, 122.
Draže, Hadschi Ali, bosnischer Insurgentenführer 192.
Dschevdet Efendi, Ulema 119.

E

Elisabeth, Zarin von Rußland 26, 30.

F

Fanderlik, Dr., österreichischer Abgeordneter 173.
Ferdinand I., Deutscher Kaiser 4 ff., 16.
Ferdinand II., Deutscher Kaiser 8.
Ferdinand III., Deutscher Kaiser 8.
Fetagić, Ali Aga, herzegovinischer Insurgentenführer 192.
Ficquelmont, Carl Ludwig Graf, General der Kavallerie, k. u. k. Botschafter in Petersburg 55.
Fischer, k. k. Oberst 77, 81 ff.
Franz I., Kaiser von Österreich 53.
Franz Josef, Kaiser von Österreich 95 ff., 105, 124, 138 f., 142 f., 151 ff., 163, 177, 270, 276, 278, 280.
Friedrich II., König von Preußen 25 f., 34, 36, 40.
Friedrich II., Erzherzog von Österreich 58.

G

Galitzin, Dmitrij Fürst, russischer Botschafter in Wien 35.
Geneczyne, Freiherr, Kommandierender in Kroatien 44.
Giskra, Dr. Karl, österreichischer Abgeordneter 173, 176 f.
Goluchowski, Agenor Graf, österreichischer Minister 137.
Gortschakow, Alexander Fürst, russischer Staatskanzler 149 ff., 159 ff., 170, 186.
v. Grocholski, österreichischer Abgeordneter 178.

H

Hadschi Lojo, bosnischer Insurgentenführer 188 ff., 236, 275.
Hafiz Pascha, ottomanischer General 189 ff., 203, 231, 237.
Haki Ismail Bei, bosnischer Insurgentenführer 190.
Hamsić, Ali Aga, bosnischer Insurgentenführer 192.
Hassan Aga, bosnischer Insurgentenführer 266.
Hayd, von und zu Haydegg, Reichsritter, k. k. Oberleutnant 211.
Haymerle, Heinrich Ritter v., österreichischer Delegierter beim Berliner Kongreß 185.
Herbert, Freiherr, österreichischer Gesandter in Konstantinopel 38.
Herbst, Dr. Eduard, österreichischer Abgeordneter 173, 178.
Hertzberg, E. W. Freiherr (Graf), preußischer Minister 40.
Hohenwart, Karl Graf, österreichischer Minister a. D., Abgeordneter 176.
Hübner, Alexander Freiherr (Graf), k. u. k. Botschafter in Paris 64 f.

Hussein Aga, Kapetan von Gradačac 109.
Hussein Avny Pascha, ottomanischer Kriegsminister 124, 149.

I

Ibrahim Pascha, ägyptischer Feldherr 56 f.
Ignatiew, Nikolaj, russischer General und Diplomat 166 ff.
Innozenz XI., Papst 11.
Iskander Bei (Graf Ilinski), ottomanischer Offizier 112.
Ismet Pascha, bosnischer Insurgentenführer 192.
Ivan der Schreckliche, Zar von Rußland 16.

J

Jamaković, Mohammed Efendi Hadschi, bosnischer Insurgentenführer 190, 237.
Jeftanović, bosnischer Notabeler 231.
Jellačić de Bužim, Josef Freiherr (Graf), k. k. FZM. 65, 133 f.
Johann Salvator, österreichischer Erzherzog 216.
John, Franz Freiherr, k. k. FZM. 97.
Josef II., Deutscher Kaiser 32 ff., 62, 128, 152.
Jovanović, Stephan Freiherr, k. k. FML. 79, 205 f., 226, 230, 249 ff., 270.
Jovica, Pope, bosnischer Rajahführer 109.
Jurisics, Niklas, Verteidiger von Güns 5.

K

Kaiffel, Emmerich, k. k. Oberst 81 f.
Kara Georg (Georg Petrović), Serbenführer 44 f., 58.
Karadjordjević, Georg, Fürst von Serbien 58 f.
Kara Mustafa, Großvesir 10.
Karatheodory Pascha, ottomanischer Delegierter beim Berliner Kongreß 183.
Karl VI., Deutscher Kaiser 14, 25.
Karl, Erzherzog 45.
Karl, Fürst (König) von Rumänien 67.
Karl Albrecht, Herzog von Bayern 25.
Katharina II., Zarin 26 ff., 55, 153, 155.
Kaunitz, Wenzel Fürst, österreichischer Staatskanzler 25 ff., 55, 153, 155.
Kemény, Fürst von Siebenbürgen 10.
Klimburg, E. v., k. k. Oberst 250.
König, Gustav, k. k. Oberst 259.
Königsegg-Rothenfels, Graf, kaiserlicher Feldherr 22.
Konstantin, russischer Großfürst 33, 55.
Kuranda, Ignaz, österreichischer Abgeordneter 173.

L

Lacy, Graf, russischer Feldherr 19 f.
Le Brun, französischer General 100 f.
Leiningen, Graf, FML. 61, 134.
Leopold I., Deutscher Kaiser 12, 15.
Leopold II., Deutscher Kaiser 41.
Ligne, Karl Josef Fürst de, österreichischer FM. 37, 40.
Lilienberg, Wenzel Graf, k. k. FML. 131.
Lothringen, Franz Prinz von (später Kaiser Franz I.) 22.
Lothringen, Karl Alexander Prinz von, österreichischer Feldherr 10 f.
Loudon, Gideon, österreichischer Feldherr 39 ff.
Ludolf, Graf, k. u. k. Botschafter in Konstantinopel 120, 121.
Ludwig II., König von Ungarn 4.

M

Mahmud II., Sultan 56.
Mahmud Pascha, Großvesir 149.
Mahmud Pascha, Kapetan von Bihać 111.
Maria Theresia, österreichische Kaiserin 25, 32.
Mashar Pascha, Vali von Bosnien 187.
Matthias, Deutscher Kaiser 8.
Maximilian II., Deutscher Kaiser 17.
Medinelija, Hadschi Ibrahim 263 ff.
Mehmed Ali, Vizekönig von Ägypten 54 ff.
Mehmed Ali Pascha, ottomanischer General 183.
Mehmed Efendi, Mufti, bosnischer Insurgentenführer 246.
Mercy d'Argenteau, Florimund Graf, österreichischer Diplomat 32.

Metternich, Clemens Lothar Fürst, österreichischer Reichskanzler 47 ff., 128, 140.
Michael Obrenović, Fürst von Serbien 58.
Mihalcsics, k. k. Kadettoffizierstellvertreter 249, 252.
Milan Obrenović, Fürst (König) von Serbien 150, 153 f.
Millinković, k. k. Generalstabshauptmann 211 f.
Miloš Obrenović, Fürst von Serbien 109.
Mohammed II., Sultan 9.
Mohammed Köprily 9.
Mollinary, Anton Freiherr, k. k. FZM. 119, 139 f., 193, 265.
Montecuccoli, Raimund Graf (Fürst), österreichischer Feldherr 10.
Montmorin, Graf, französischer Staatssekretär 37.
Munib Efendi, Kaimakam von Trebinje 118.
Münnich, B. Ch. Graf, russischer Feldherr 19, 22, 24.
Murad III., Sultan 7, 9.
Murad IV., Sultan 9.
Mussić, Don Ivan, Franziskanerpriester 252 f.
Mustafa I., Sultan 9,
Mustafa II., Sultan 13.
Mustafa Köprily, Großvesir 12 f.
Mustafa Bei, ottomanischer Oberstleutnant 267.

N

v. Nagy, k. k. GM. 254.
Napoleon I.. Kaiser der Franzosen 43 f., 47 f., 128.
Napoleon III., Kaiser der Franzosen 100, 102.
Namyk Pascha, ottomanischer Diplomat 163.
Nennadović Matija, serbischer Priester 44.
Neipperg, Wilhelm Reinhard Graf, kaiserlicher Feldherr 22 ff.
Nesselrode, K. R. Graf, russischer Staatskanzler 53, 55.
Nikita (Nikolaus), Fürst (König) von Montenegro 92, 118, 125, 146 f.
Nikolaus I., Zar von Rußland 50 ff., 63, 66.
Nikolaus, russischer Großfürst 163.
Novak, k. k. GM. 131.
v. Novikow, russischer Botschafter in Wien 151, 160, 165, 169.
Nuri Bei, ottomanischer Oberstleutnant 203, 266.

O

Omer Pascha, Serdar 60 ff., 111 f., 117 f.
Omer Bei, ottomanischer Major 203.
Osman II., Sultan 9.
Osman Pascha, ottomanischer Marschall 162.

P

Paczona, k. k. Rittmeister 211.
Paul III., Papst 7.
Peter I., Zar von Rußland 17 f.
Peter III., Zar von Rußland 26.
Petrović, Daniel, Vladika von Montenegro 17.
Philippović v. Philippsberg, Josef Freiherr, k. k. FZM. 206, 208, 226 ff., 234, 236 ff., 241, 262, 270, 276, 280.
Pittel, Heinrich Freiherr, k. k. Major 78.
Potemkin, Gregor, Fürst, russischer Feldmarschall 34, 37.

R

Radetzky, Josef Wenzel Graf, k. k. Feldmarschall 65, 135.
Radofinikin, russischer Agent in Belgrad 46.
Ramberg, Hermann Freiherr, k. k. General der Kavallerie 241.
Ramming von Riedkirchen, Freiherr, k. k. Oberst (FML.) 134.
Reinländer, Wilhelm, k. k. GM. (FZM.) 265 ff.
Reschid Pascha, ottomanischer Minister 121, 150.
Rinek, k. k. Oberleutnant 74 f.
Rizvanbegović, Ali, herzegovinischer Kapetan 109 ff., 118.
Rizvanbegović, Hamsi, herzegovinischer Insurgentenführer 192.

Rodich (Rodić), Gabriel, Freiherr 86, 88, 139, 148, 261.
Röhn, k. k. Leutnant 221.
Rudolf II., Deutscher Kaiser 7.
Rukavina v. Widovgrad, Georg, Freiherr, k. k. FML. 131 ff.
Rüschdi Pascha, Großvesir 149.

S

Sachsen-Hildburghausen, Josef Friedrich, Prinz, kaiserlicher Feldherr 21.
Sadullah Bei, ottomanischer Delegierter beim Berliner Kongreß 183.
Sali, Efendi Hadschi, bosnischer Insurgentenführer 267.
Salisbury, Cecil Marquis v., britischer Minister 67, 182 f.
Salkić, Hadschi Hassan, bosnischer Insurgentenführer 263, 266, 268.
Salm Niklas, Graf zu, kaiserlicher Feldherr 5.
Sametz, Adalbert, k. k. GM. 217 ff., 263.
Savoyen, Eugen Prinz von, kaiserlicher Feldherr 3, 13 f., 24, 286.
Schahin Girey, Tatarenkhan 33.
Schluderer, Edler v Traunbruck, Konrad, k. k. GM. 229, 250, 253.
Schönfeld, Anton, Ritter v., k. k. Oberst 79, 81, 85 f.
Schuwalow, Peter Graf, russischer General und Diplomat 168 f.
Schwarzenberg, Felix, Fürst, österreichischer Minister des Äußern 59, 65.
Seckendorff, Friedrich Heinrich Graf, kaiserlicher Feldherr 20 ff.
Sehović, Adem, herzegovinischer Insurgentenführer 192.
Seiler, Freiherr, k. u. k. Botschaftsrat 127.
Selim III., Sultan 40.
Semsikadić, Mohammed Nureddin, Mufti von Taslidža 189, 224, 244 ff.
Server Pascha, ottomanischer Minister des Äußern 145.
Simbschen, Joseph Freiherr v., k. k. FML. 46.
Simić (Szimić), k. k. Oberst 81 ff., 88.
Sixtus V., Papst 7.
Sobieski, Johann, König von Polen 10.
Stadion, Johann Philipp Graf, österreichischer Minister 49.
Starhemberg, Ernst Rüdeger Graf, österreichischer Feldherr 10.
Suleiman II., Sultan 4 f., 12.
Sumarokow-Elston, Graf, russischer General 155.
Szápáry, Ladislaus Graf, k. k. FML. 222 ff., 231, 241 ff., 277.

T

Tahir Pascha, Vali von Bosnien 111.
Tegetthoff, Carl Ritter v., k. k. FML. 208, 232 ff., 258.
Theodorovich, k. u. k. General-Konsul 121, 123.
Tilly, Johann Tserclaes, kaiserlicher Feldherr 9.
Tisza, Koloman v., ungarischer Ministerpräsident 176, 275.
Tököly Emmerich, Fürst, ungarischer Thronprätendent 10.
Toms, Gustav, k. k. Major 78.
Tschernajew, Michael, russischer General 153, 171.

U

Urschitz, k. k. Major 82.

V

Vécsey de Vecse et Böröllyö-Iságfa, k. k. FML. 259.
Veli Pascha, ottomanischer General 188.
Veterani Graf, kaiserlicher Feldherr 13.
Vetter von der Lilie, Gustav Graf, k. k. Oberst 79, 82.
Viktor Emanuel II., König von Italien 138.
Villecz, Friedrich v., k. k. GM. 217, 233.
Vlasits, Franz Freiherr, k. k. FML. 132.
Vukalović Luka, herzegovinischer Insurgentenführer 117.
Vukassovich, k. k. Hauptmann 39, 162.

W

Wagner, Johann v., k. k. FML. 76 ff., 86.
Waldstätten, Georg Freiherr, k. k. GM. 133.
Wallenstein, Albrecht Graf, kaiserlicher Feldherr 8 f.

Wallis, Olivier Graf, kaiserlicher Feldherr 22 ff.
Wassitsch, k. u. k. General-Konsul 123, 125, 145, 187, 270, 274.
Wedel, Graf, deutscher Militärattaché in Wien 280.
Wedschid Pascha, Vali von Bosnien 110.
Windisch-Grätz, Alfred Fürst zu, k. k. FM. 65.
Wolkenstein, Graf, k. u. k. Botschaftsrat 154.
Württemberg, Wilhelm Herzog von, k. k. FML. (FZM.) 216 ff., 241, 261 ff.

Y

Ypsilanti, Alexander Fürst, griechischer Freiheitskämpfer 50.

Z

Zach, k. k. GM. 241, 264 ff.
Zápolya, Johann, ungarischer Thronprätendent 4 ff.
Zápolya, Johann Siegmund, ungarischer Thronprätendent 5 f.
Zichy v. Vásonykeö, Franz Graf, k. u. k. Botschafter in Konstantinopel 126.
Zrinyi, Niklas Graf, kaiserlicher Feldherr 7.

Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten

In dieser Sammlung sind u. a. erschienen:

Graf Julius Andrássy. Sein Leben und seine Zeit.

Nach ungedruckten Quellen von Eduard von Wertheimer.

3 Bände. Geheftet M 35.—, in Halbfranz gebunden M 42.—

„... In der Tat, wenn man die Dokumente, die diplomatischen Schriftstücke, Memoranden, Noten und Briefe liest, wenn man von den Umtrieben der Panslawisten, von der zwischen Friedensliebe und Eroberungssucht schwankenden russischen Politik, von der fatalistischen Unfähigkeit der Türken, von der Hartnäckigkeit der Serben und Montenegriner, von dem scharfen Gegensatz zwischen Rußland und Österreich, überhaupt von dem ganzen Hexenkessel der orientalischen Frage erfährt, dann meint man zuweilen Schriftstücke vor sich zu haben, die aus unseren Tagen stammen." (Frankfurter Zeitung.)

Ernst Freiherr von Plener, Erinnerungen. I. Band.

Jugend, Paris und London bis 1873.

Geheftet M 8.—, in Halbfranz gebunden M 10.—

„Die Aufschlüsse, die Ernst Freiherr von Plener in seinen Erinnerungen über seine Werdezeit gibt, werden auch jenseits der schwarzgelben Pfähle willkommen geheißen werden. Dauernde Verdienste, seltene Erfolge und herkömmliche Heimsuchungen hat er sich geholt; Siege und Hemmungen vermochte er in unverminderter Kraft zu überstehen: Zeuge dessen dieser erste, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag in die Welt geschickte Band seiner Erinnerungen." (Deutsche Rundschau, Berlin.)

Ritter L. von Przibram, Erinnerungen eines alten Österreichers. 2 Bde. Geh. M 16.—, in Halbfranzbd. M 20.—

„Die Lektüre dieser persönlich ebenso schlichten als inhaltsreichen und anregend geschriebenen Erinnerungen eines alten Österreichers kann lebhaft empfohlen werden. Mit ihrer lebendigen Fülle von kleinen und großen Persönlichkeiten, Ereignissen, Zuständen, gesehen von einem sachkundigen, vielseitigen und ernsthaften Beobachter, geben sie ein deutlicheres Bild der dem Außenstehenden so schwer faßbaren österreichischen Verhältnisse als viele räsonierende Darstellungen." (Münchner Neueste Nachrichten.)

Franz Rákóczi und sein Kampf für Ungarns Freiheit 1703—1711. Von Freiherrn von Hengelmüller.

I. Band. Geheftet M 6.50, in Leinen gebunden 8.—

Rákóczi war kein abenteuernder Rebell, sondern ein Reichsfürst von altererbtem Reichtum und glänzenden Familienbeziehungen, er war ein Mann voll selbstloser Vaterlandsliebe, edel in seinen Absichten, ritterlich in seinen Mitteln. Seine Gestalt, wie die Persönlichkeiten seiner Anhänger und Gegner, die Kämpfe mit ihrem wechselvollen Kriegsglück, der ganze kulturelle Zustand des damaligen Ungarn, all das tritt uns plastisch aus dem Werk entgegen, das, auf gründlichen archivalischen Studien aufgebaut, durchweg von der warmen, aber nicht einseitig vorurteilsvollen Liebe des echten ungarischen Patrioten beseelt ist und das so für Historiker und Geschichtsfreunde eine ebenso belehrende wie fesselnde Gabe bedeutet.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

524 APR 30

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD